Ein Kampf um Rom

Felix Dahn

Ein Kampf um Rom.

Dritter Band.

Ein Kampf um Rom.

Historischer Roman

von

Felix Dahn.

Motto:
„Wenn etwas ist, gewalt'ger als das Schicksal,
So ist's der Muth, der's unerschüttert trägt."
Geibel.

Dritter Band.

Zweiunddreißigste Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.
1902.

Fünftes Buch.

W i t i c h i s.

Zweite Abtheilung.

„Die Gothen aber wählten zum König Witichis, einen Mann, zwar nicht von edlem Geschlecht, aber von hohem Ruhm der Tapferkeit."

Prokopius, Gothenkrieg I. 11.

Zweite Abtheilung.

Erstes Capitel.

Im Lager angelangt, fand der König Witichis alles in höchster Verwirrung; gewaltsam riß ihn die drängende Noth des Augenblicks aus seinem Gram und gab ihm vollauf zu thun.

Er traf das Heer in voller Auflösung, und in zahlreiche Parteiungen zerspalten.

Deutlich erkannte er, daß der Fall der ganzen gothischen Sache die Folge gewesen wäre, hätte er die Krone niedergelegt oder das Heer verlassen.

Manche Gruppen fand er zum Aufbruch bereit.

Die Einen wollten sich dem alten Grafen Grippa in Ravenna anschließen.

Andre zu den Rebellen sich wenden, Andre Italien verlassend über die Alpen flüchten.

Endlich fehlte es nicht an Stimmen, welche für eine neue Königswahl sprachen: und auch hierin standen sich die Parteien waffendrohend gegenüber.

Hildebrand und Hildebad hielten noch diejenigen zusammen, welche an des Königs Flucht nicht glauben wollten.

Der Alte hatte erklärt, wenn Witichis wirklich entflohen, wolle er nicht ruhen, bis der eidbrüchige König wie Theodahad geendet.

Hildebad schalt jeden einen Neiding, der also von Witichis denke.

Sie hatten die Wege zur Stadt und nach dem Rebellenlager besetzt und drohten, jeden Abzug nach diesen Seiten mit Gewalt zurückzuweisen, während auch bereits Herzog Guntharis von der Verwirrung Kunde erhalten hatte und langsam gegen das Lager der Königlichen anrückte.

Ueberall traf Witichis auf unruhige Gruppen, abziehende Scharen, Drohungen, Scheltworte, erhobene Waffen — jeden Augenblick konnte auf allen Punkten des Lagers ein Blutbad ausbrechen.

Rasch entschlossen eilte er in sein Zelt, schmückte sich mit dem Kronhelm und dem goldnen Stab, stieg auf Boreas, das mächtige Schlachtroß, und sprengte, gefolgt von Teja, der die blaue Königsfahne Theoderichs über ihm hielt, durch die Gassen.

In der Mitte des Lagers stieß er auf einen Trupp von Männern, Weibern und Kindern, — denn ein gothisches Volks-Heer führte auch diese mit sich — welcher sich drohend gegen das Westthor wälzte.

Hildebad ließ die Seinen mit gefällten Speeren in die Thore treten.

„Laßt uns hinaus," schrie der Haufe, „der König ist geflohen, der Krieg ist aus, Alles ist verloren, wir wollen das Leben retten."

„Der König ist kein Tropf wie du," sagte Hildebad den Vordersten zurückstoßend.

„Ja, er ist ein Verräther," schrie dieser, „er hat uns Alle verlassen und verrathen um ein Paar Weiberthränen."

„Ja," schrie ein Andrer: „er hat dreitausend von unsern Brüdern hingeschlachtet und ist dann entflohn."

„Du lügst," sprach eine ruhige Stimme und Witichis bog um die Lagerecke.

„Heil dir, König Witichis!" schrie der riesige Hildebad, „seht ihr ihn da! — Hab ich's nicht immer gesagt, ihr Gesindel.

Aber Zeit war's, daß du kamst — sonst ward es schlimm."

Da sprengte von rechts Hildebrand mit einigen Reitern heran: „Heil dir, König, und der Krone auf deinem Helm. —

Sprengt durch das Lager, Herolde, und kündet, was ihr saht: und alles Volk soll rufen: „Heil König Witichis, dem Vielgetreuen."

Aber Witichis wandte sich schmerzlich von ihm ab. —

Die Reiter schossen wie Blitze nach allen Seiten hinweg; bald scholl aus allen Gassen der donnernde Ruf: „Heil König Witichis," und von allen Seiten stimmten die jüngst noch Hadernden einig in diesen Ruf zusammen.

Sein Blick flog mit dem Stolz tiefsten Schmerzes über die Tausende.

Und Graf Teja sprach hinter ihm leise: „du siehst, du hast das Reich gerettet.“

„Auf, führ uns zum Sieg!“ rief Hildebad, denn Guntharis und Arahad rücken an: sie wähnen, uns ohne Haupt in offnem Zwist zu überraschen! heraus auf sie! sie sollen sich schrecklich irren; heraus auf sie und nieder die Rebellen.“

„Nieder die Rebellen!“ donnerten die Heermänner nach, froh, einen Ausweg ihrer tieferregten Leidenschaft zu finden.

Aber der König winkte mit edler Ruhe:

„Stille! nicht noch einmal soll gothisch Blut fließen von gothischen Waffen.

Ihr harret hier in Geduld: du, Hildebad, thu' mir auf das Thor.

Niemand folgt mir: ich allein gehe zu den Rebellen.

Du, Graf Teja, hältst das Lager in Zucht, bis ich wieder kehre.

Du aber, Hildebrand,“ er rief's mit erhobener Stimme, „reit' an die Thore von Ravenna und künde laut: sie sollen sie öffnen.

Erfüllt ist ihr Begehr, und noch vor Abend zieh'n wir ein: der König Witichis und die Königin Mataswintha.“

So gewaltig und ernst sprach er diese Worte, daß das Heer sie mit lautloser Ehrfurcht vernahm.

Hildebad öffnete die Lagerpforte: man sah die Linie der Rebellen im Sturmschritt heraneilen: laut scholl ihr Kriegsruf, als sich das Thor öffnete.

König Witichis gab an Graf Teja sein Schwert und ritt ihnen langsam entgegen.

Hinter ihm schloß sich das Thor.

„Er sucht den Tod," flüsterte Hildebrand.

„Nein," sprach Teja, „er sucht und bringt das Heil der Gothen."

Wohl stutzten die Rebellen, als sie den einzelnen Reiter erkannten: neben den wölsungischen Brüdern, welche an der Spitze zogen, ritt ein Führer avarischer Pfeilschützen, die sie in Sold genommen.

Dieser hielt die Hand vor die kleinen, blinzenden Augen und rief: „Beim Rosse des Roßgotts, das ist der König selbst! jetzt, meine Burschen, pfeilkundige Söhne der Steppe, zielt haarscharf und der Krieg ist aus."

Und er riß den krummen Hornbogen von der Schulter.

„Halt, Chan Warchun," sprach Herzog Guntharis, eine eherne Hand auf seine Schulter legend. „Du hast zweimal schwer gefehlt in Einem Athem.

Du nennst den Grafen Witichis König: das sei dir verziehn.

Und du willst ihn morden, der im Botenfrieden naht: Das mag avarisch sein: es ist nicht Gothensitte.

Hinweg mit dir und deiner Schar aus meinem Lager."

Der Chan stutzte und sah ihn staunend an:

„Hinweg, sogleich!" wiederholte Herzog Guntharis.

Der Avare lachte und winkte seinen Reitern:

„Mir gleich! Kinder: wir gehn zu Belisar.

Sonderbare Leute, diese Gothen! Riesenleiber — Kinderherzen."

Indessen war Witichis herangeritten.

Guntharis und Arahad musterten ihn mit forschenden Blicken.

In seinem Wesen lag neben der alten, schlichten Würde eine ernste Hohheit: die Majestät des höchsten Schmerzes.

„Ich komme, mit euch zu reden, zum Heil der Gothen.

Nicht weiter sollen Brüder sich zerfleischen.

Laßt uns zusammen einziehen in Ravenna und zusammen Belisar bekämpfen.

Ich werde Mataswintha freien und ihr Beide sollt am Nächsten stehen an meinem Thron."

„Nimmermehr!" rief Arahad leidenschaftlich.

„Du vergißt," sprach Herzog Guntharis stolz, „daß deine Braut in unsern Zelten ist."

„Herzog Guntharis von Tuscien, ich könnte dir erwidern, daß bald wir in euren Zelten sein werden.

Wir sind zahlreicher und nicht feiger als ihr, und, o Herzog Guntharis, mit uns ist das Recht.

Ich will nicht also sprechen.

Aber mahnen will ich dich des Gothen-Volks.

Selbst wenn du siegen solltest — du wirst zu schwach, um Belisar zu schlagen.

Kaum einig sind wir ihm gewachsen. Gieb nach!"

„Gieb du nach!" sprach der Wölsung, „wenn dir's um's Gothen-Volk zu thun.

Lege diese Krone nieder: kannst du kein Opfer bringen deinem Volk?"

„Ich kann's — ich hab's gethan.

Hast du ein Weib, o Guntharis?"

„Ein theures Weib habe ich."

„Nun wohl: auch ich hatte ein theures Weib.

Ich hab's geopfert meinem Volk: ich habe sie ziehen lassen, Mataswinthen zu freien."

Herzog Guntharis schwieg.

Arahad aber rief, „dann hast du sie nicht geliebt."

Da fuhr Witichis empor: sein Schmerz und seine Liebe wuchsen riesengroß: Gluth deckte seine Wangen, und einen vernichtenden Blick warf er auf den erschrocknen Jüngling:

„Schwatze mir nicht von Liebe, lästre nicht, du thörichter Knabe.

Weil dir ein par rothe Lippen und weiße Glieder in deinen Träumen vor den Blicken glänzen, sprichst du von Liebe?

Was weißt du von dem, was ich an diesem Weib verloren, der Mutter meines süßen Kindes.

Eine Welt von Liebe und Treue.

Reizt mich nicht: meine Seele ist wund: in mir liegen Schmerz und Verzweiflung mit Mühe gebändigt: reizt sie nicht, laßt sie nicht losbrechen."

Herzog Guntharis war sehr nachdenklich geworden.

„Ich kenne dich, Witichis, vom Gepidenkrieg: nie sah ich unadeligen Mann so adelige Streiche thun.

Ich weiß, es ist kein Falsch an dir.

Ich weiß, wie Liebe bindet an ein ehlich Weib.

Und du hast das Weib deinem Volk geopfert?

Das ist viel."

„Bruder! was sinnest du?" rief Arahad, „was hast du vor?"

„Ich habe vor, das Haus der Wölfungen an Edelmuth nicht beschämen zu lassen.

Edle Geburt, Arahad, heischt edle That!

Sag' mir nur eins noch: weßhalb hast du nicht lieber die Krone hingegeben, ja dein Leben, als dein Weib?"

„Weil es des Reiches sicheres Verderben war.

Zweimal wollt' ich die Krone Graf Arahad abtreten: zweimal schwuren die Ersten meines Heeres, ihn nie anzuerkennen.

Drei, vier Gegenkönige würden gewählt, aber, bei meinem Wort, Graf Arahad würde niemals anerkannt.

Da rang ich mein Weib von mir ab, vom blutenden Herzen.

Und nun, Herzog Guntharis, gedenk' auch du des Gothen-Volks.

Verloren ist das Haus der Wölfungen, wenn die Gothen verloren.

Die edelste Blüthe des Stammes fällt mit dem Stamm, wenn Belisar die Axt an die Wurzel legt.

Ich habe mein Weib dahingegeben, meines Lebens Krone: gieb du die Hoffnung einer Krone auf."

„Man soll nicht singen in der Gothen Hallen:

Der Gemeinfreie Witichis war edler, als des Adels Edelste.

Der Krieg ist aus: ich huldige dir, mein König."

Und der stolze Herzog bog das Knie vor Witichis, der ihn aufhob und an seine Brust zog.

„Bruder! Bruder! was thust du an mir! welche Schmach!" rief Arahad.

„Ich rechn' es mir zur Ehre!" sprach Guntharis ruhig. „Und zum Zeichen, daß mein König nicht Feigheit sieht, sondern eine Edelthat in der Huldigung, erbitt' ich mir eine Gunst.

Amaler und Balthen haben unser Geschlecht zurückgedrängt von dem Platz, der ihm gebührt im Volke der Gothen."

„In dieser Stunde," sprach Witichis „kaufst du ihn zurück: die Gothen sollen nie vergessen, daß Wölsungen-Edelsinn ihnen einen Bruderkampf erspart hat."

„Und deß zum Zeichen sollst du uns das Recht verleihen, daß die Wölsungen der Gothen Sturmfahne dem Heer vorauftragen in jeder Schlacht."

„So sei's," sagte der König, ihm die Rechte reichend, „und keine Hand wird sie mir würdiger führen."

„Wohlan, jetzt auf zu Mataswintha," sprach Guntharis.

„Mataswintha!" rief Arahad, der bisher wie betäubt der Versöhnung zugesehen, die alle seine Hoffnungen begrub.

„Mataswintha!" wiederholte er. „Ha, zur rechten Zeit gemahnt ihr mich.

Ihr könnt mir die Krone nehmen — sie fahre hin

— nicht meine Liebe und nicht die Pflicht, die Geliebte zu beschützen.

Sie hat mich verschmäht: ich aber liebe sie bis zum Tode.

Ich habe sie vor meinem Bruder beschirmt, der sie zwingen wollte, mein zu werden.

Nicht minder wahrlich will ich sie beschützen, wollt ihr sie nun beide zwingen, des verhaßten Feindes zu werden.

Frei soll sie bleiben, diese Hand, die kostbarer als alle Kronen der Erde."

Und rasch schwang er sich auf's Pferd und jagte mit verhängtem Zügel dem Lager zu.

Witichis sah ihm besorgt nach.

„Laß ihn," sprach Herzog Guntharis, „wir beide, einig, haben nichts zu fürchten.

Gehn wir die Heere zu versöhnen, wie die Führer."

Während Guntharis zuerst den König durch seine Reihen führte und diese aufforderte, gleich ihm zu huldigen, was sie mit Freuden thaten, und darauf Witichis den Wölsungen und seine Anführer mit in sein Lager nahm, wo die Besiegung des stolzen Herzogs durch Friedensworte als ein Wunderwerk des Königs angesehen wurde, sammelte Arahad aus den Reitern im Vordertreffen eine kleine Schar von etwa hundert ihm treu ergebnen Gefolgen und sprengte mit ihnen nach seinem Lager zurück.

Bald stand er im Zelt vor Mataswinthen, die sich bei seinem Eintreten unwillig erhob.

„Zürne nicht, schilt nicht, Fürstin! diesmal hast du kein Recht dazu.

Arahad kommt, die letzte Pflicht seiner Liebe zu erfüllen. Flieh, du mußt mir folgen."

Und im Ungestüm seiner Aufregung griff er nach der weißen, schmalen Hand.

Mataswintha trat einen Schritt zurück und legte die Rechte an den breiten Goldgürtel, der ihr weißes Untergewand umschloß: „fliehen?" sagte sie, „wohin fliehen?"

„Ueber's Meer! Ueber die Alpen! gleichviel: in die Freiheit. Denn deiner Freiheit droht höchste Gefahr."

„Von euch allein droht sie."

„Nicht mehr von mir! Und ich kann dich nicht mehr beschirmen.

So lang du mein werden solltest, konnte ich es, konnte grausam sein gegen mich selbst, deinen Willen zu ehren. Aber nun —"

„Aber nun?" sprach Mataswintha erbleichend.

„Sie haben dich einem Andern bestimmt.

„Mein Bruder, mein Heer und meine Feinde im Königslager und in Ravenna, alle sind darin einig —

Bald werden sie dich tausendstimmig als Opfer zum Brautaltar rufen.

Ich kann's nicht denken! Diese Seele, diese Schönheit entweiht als Opfer in ungeliebtem Ehebund."

„Laß sie kommen," sagte Mataswintha, „laß sehen, ob sie mich zwingen!"

Und sie drückte den Dolch, den sie im Gürtel trug, an sich —

„Wer ist er, der neue Zwingherr, der mir droht."

„Frage nicht!" rief Arahad, „dein Feind, der dein nicht werth, der dich nicht liebt; der — folge mir — flieh', schon nahen sie!"

Man hörte von draußen nahenden Hufschlag.

„Ich bleibe. Wer zwingt das Enkelkind Theoderichs?"

„Nein! du sollst nicht, sollst nicht in ihre Hände fallen, der Fühllosen, die nicht dich lieben, nicht deine Herrlichkeit, nur dein Recht auf die Krone! Folge mir —"

Da ward der Thürvorhang des Zeltes zur Seite geschoben: Graf Teja trat ein. Zwei Gothenknaben mit ihm, in weißer Seide, festlich gekleidet.

Sie trugen ein mit einem Schleier verhülltes Purpurkissen.

Er trat bis an die Mitte des Zeltes und beugte das Knie vor Mataswinthen.

Er trug, wie die Knaben, einen grünen Rautenzweig um den Helm.

Aber sein Auge und seine Stirne war düster, — als er sprach:

„Ich grüße dich, der Gothen und Italier Königin!"

Mit erstauntem Blick maß sie ihn.

Teja erhob sich, trat zurück zu den Knaben, nahm von dem Kissen einen goldenen Reif und den grünen Rautenkranz und sprach: „Ich reiche dir den Brautkranz und die Krone, Mataswintha, und lade dich zur Hochzeit und zur Krönung — die Sänfte steht bereit."

Arahad griff an's Schwert.

„Wer sendet dich?" fragte Mataswintha mit klopfendem Herzen, aber die Hand am Dolch.

„Wer sonst, als Witichis, der Gothen König."

Da leuchtete ein Strahl der Begeisterung aus Mataswinthens wunderbaren Augen: sie erhob beide Arme gen Himmel und sprach:

„Dank, Himmel, deine Sterne lügen nicht: und nicht das treue Herz. Ich wußt es wohl."

Und mit beiden schimmernden Händen ergriff sie das bekränzte Diadem und drückte es fest auf das dunkelrothe Haar.

„Ich bin bereit.

Geleite mich," sprach sie, „zu deinem Herrn und meinem."

Und mit königlicher Wendung reichte sie Graf Teja die Linke, der sie ehrerbietig hinausführte.

Arahad aber starrte der Verschwundenen nach, sprachlos, noch immer die Hand am Schwert.

Da trat Eurich, einer seiner Gefolgen, zu ihm heran, und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Was nun?" fragte er, „die Rosse stehen und harren: wohin?"

„Wohin?" rief Arahad auffahrend — „wohin?

Es giebt nur noch Einen Weg: wir wollen ihn gehen. Wo stehen die Byzantiner und der Tod?"

Zweites Capitel.

Am siebenten Tage nach diesen Ereignissen bereitete sich ein glanzvolles Fest auf den Fora und in dem Königspalast zu Ravenna.

Die Bürger der Stadt und die Gothen aller drei Parteien wogten in gemischten Scharen durch die Straßen und fuhren durch die Lagunen-Canäle — denn Ravenna war damals eine Wasserstadt, fast, aber doch nicht ganz, wie heute Venedig — die riesigen Kränze, Blumen-Bogen und Fahnen zu bewundern, welche von allen Zinnen und Dächern niederwehten: denn es galt, die Vermählung des gothischen Königspares zu feiern.

Am frühen Morgen hatte sich das ganze jetzt vereinigte Heer der Gothen vor den Thoren der Stadt zu feierlicher Volksversammlung geschart.

Der König und die Königin erschienen auf milchweißen Rossen: abgestiegen waren sie vor allem Volk unter eine breitschattende Stein-Eiche getreten: dort hatte Witichis seiner Braut die rechte Hand auf das Haupt gelegt: sie aber trat mit dem entblößten linken Fuße in den Goldschuh des Königs.

Damit war unter dem Zuruf der Tausende die Ehe nach Volksrecht geschlossen.

Darauf bestieg das Par einen mit grünen Zweigen geschmückten Wagen, der von vier weißen Rindern gezogen ward; der König schwang die Geißel und sie fuhren, gefolgt von dem Heere, in die Stadt.

Dort schloß sich an die halb heidnische, germanische, eine zweite, die christliche Feier: der arianische Bischof ertheilte seinen Segen über das Par in der Basilika Sancti Vitalis und ließ es die Ringe wechseln.

Rauthgundens wurde nicht gedacht.

Noch war die Kirche nicht mächtig genug, ihre Forderung der Unauflöslichkeit einer kirchlich geschlossnen Ehe überall durchzusetzen: vornehme Römer und vollends Germanen verstießen noch häufig in voller Willkür ihre Frauen.

Und wenn gar ein König aus Gründen des Staatswohls und ohne Einspruch der Gattin das Gleiche beschloß, erhob sich kein Widerstand. —

Aus der Kirche ging der Zug nach dem Palast, in dessen Hallen und Gärten ein großes Bankett gerüstet war.

Das ganze Gothenheer und die ganze Bevölkerung der Stadt fand hier, dann auf den Fora des Herkules und des Honorius und in den nächsten Straßen und Canälen auf Schiffen, an tausend Tischen reiche Bewirthung, während die Großen des Reiches und die Vornehmen der Stadt mit dem Königspar in der Gartenrotunde oder in der weiten Trinkhalle, welche Theoderich hatte in dem römischen Palast anbringen lassen, tafelten.

Sowenig die Lage des Landes und des Königs Stimmung zu rauschenden Festen passen mochten — es galt, die Ravennaten mit den Gothen und die verschiedenen Parteien der Gothen unter sich zu versöhnen: und man hoffte, in Strömen des Festweins die letzten feindseligen Erinnerungen hinwegzuspülen.

Am Besten übersah man den Königstisch und die festlichen Tafeln, welche sich über ten weiten Garten und Park vertheilten, von dem zum Brautgemach Mataswinthens bestimmten kleinen Gelaß, dessen einziges Fenster auf die Rotunde vor dem Garten und, über den Garten hin, bis auf das Meer ausblicken ließ.

In diesem Gemach drei Tage zuvor schon schmückend zu schalten und zu walten, hatte sich Aspa, die Numiderin, als Lohn treuer Dienste ausgebeten.

„Denn diese ernsten, finstern Römer wissen eben so wenig wie die rauhen Gothen dem schönsten Weib der Erde das Brautbett zu bereiten: in Afrika, im Land der Wunder, lernt man das.“

Und wohl war ihr's gelungen, wenn auch im Sinn der schwülen, phantastischen Ueppigkeit ihrer Heimath.

Sie hatte das enge und niedre Gemach wie zu einem kleinen Zauberkistchen umgeschaffen!

Wände und Decke waren von glänzend weißen Marmorplatten gefügt.

Aber Aspa hatte den ganzen Raum mit drei- und vierfach aufeinandergelegten Gehängen von dunkelrother Seide verhüllt, die in schweren Falten von den Wänden nieder floß, sich über die Getäfel-Decke wie ein Rundbogen

wölbte und den Marmorboden so dicht verhüllte, daß jeder Tritt lautlos drüber hin glitt und alles Geräusch sich im Entstehen brach.

Nur an der Fensterbrüstung sah man den schimmernd weißen Marmor sich prachtvoll von der Gluth der Seide heben.

Das Fenster von weißem Frauenglas war mit einem Vorhang von mattgelber Seide verhangen und alles Licht in dem kleinen Raum strömte aus von einer Ampel, welche von der Mitte der Decke aus niederhing: eine Silbertaube mit goldnen Flügeln schwebte aus einem Füllhorn von Blumengewinden: in den Füßen trug sie eine flache Schale aus einem einzigen großen Carneol, der ein Geschenk des Vandalenkönigs, in den aurasischen Bergen gefunden, als ein seltnes Wunder galt.

Und in dieser Schale glühte ein rothes Flämmchen, genährt von stark duftendem Ceder-Oel.

Ein gebrochenes, träumerisches Dämmerlicht ergoß sich von hier aus über das phantastische Doppelpfühl, das, halb von Blumen verschüttet, darunter stand.

Aspa hatte sich das bräutliche Lager als die aufgeschlagnen Schalen einer Muschel gedacht, die an der innern Seite zusammenhängen: zwei ovale muschelförmige Klinen von Citrusholz erhoben sich nur wenig von dem Teppich des Bodens.

Ueber die weißen Kissen und Teppiche hin war eine Linnendecke von orangegoldnem Glanz gegossen.

Aber der eigenste Schmuck des Gelasses war die Fülle von Blumen, welche die Hand der Numiderin mit

poesiereichem, wenn auch phantastischem Geschmack über das ganze Gemach verstreut und über die Wände, Decken, Vorhänge, die Thüre und das Lager vertheilt hatte.

Ein Bogen von starkduftigen Geißblattranken überwölbte laubenartig die einzige Thüre, den schmalen Eingang.

Zwei mächtige Rosenbäume standen zu Häupten des Lagers und streuten ihre rothen und weißen Blüthen auf die Teppiche.

Die Ampel hing, wie erwähnt, aus einem kunstvoll gewundnen Füllhorn von Blumen herab.

Und überall sonst, wo eine Falte, eine Biegung der Teppiche das Auge zu verweilen lud, hatte Aspa eine seltne Blume glücklich angeschmiegt.

Der Lorber und der Oleander Italiens, die sicilische Myrthe, das schöne Rhododendron der Alpen und die glühenden Iriaceen Afrika's mit ihren reichen Kelchen — alle lauschten je am gelegensten Ort und doch, wie es schien, vom Zufall hingeworfen. —

Schon standen die Sterne am Himmel.

Es dämmerte draußen: im Gemach hatte Aspa die Flamme in der veilchendunkeln Schale entzündet und war nur noch beschäftigt, hie und da eine Falte zu glätten, indeß sie eine römische Sklavin anwies, in den Silberkrügen auf dem Bronce-Credenztisch den Palmwein mit Schnee zu kühlen, eine andre, das Gemach mit Balsam zu durchsprengen.

„Reichlicher die Narden, reichlicher die Myrrhen ge-

sprengt! So!" rief Aspa, eine volle Libation über das Lager spritzend.

„Laß ab," mahnte die Römerin, „es ist zu viel!

Schon der Duft der Blumen betäubt: die Rose und das Geißblatt berauschen fast die Sinne: mir würde schwindeln hier."

„Ah," lachte Aspa, „wie singt der Dichter:

„Nüchternen nimmer nahet das Glück: nur in seligem Rausche."

„Laß uns jetzt das Fenster schließen" —

„Nur ein wenig noch laß mich lauschen," bat eine dritte junge Sklavin, die dort lehnte.

„Es ist zu schön! Komm, Frithilo," sprach sie zu einer gothischen Magd, die neben ihr stand, „du kennst ja all die stolzen Männer und Frauen: sage, wer ist der zur Linken der Königin mit dem goldnen Schuppenpanzer? er trinkt dem König zu."

„Herzog Guntharis von Tuscien, der Wölsung. Sein Bruder, Graf Arahad von Asta — wo mag der sein zu dieser Stunde?"

„Und der Alte neben dem König, mit dem grauen Bart?"

„Das ist Graf Grippa, der die Gothen in Ravenna befehligt.

Er spricht die Fürstin an. Wie sie lacht und erröthet! Nie war sie so schön."

„Ja, aber auch der Bräutigam — welch herrlicher Mann!

Der Kopf des Mars, der Nacken des Neptun.

Aber er sieht nicht fröhlich — vorhin starrte er

lange sprachlos in seinen Becher und furchte die Stirn — die Königin sah es — bis der alte Hildebrand, gegenüber, ihm zurief.

Da sah er seufzend auf.

Was hat der Mann zu seufzen? neben diesem Götterweib."

„Nun," sprach die Gothin, „er hat dann doch nicht ein ganz steinern Herz.

Er denkt dann vielleicht an die, die sein rechtes Weib vor Gott und Menschen, die er verstoßen."

„Was? wie? was sagst du?" riefen die drei Sklavinnen zugleich.

Aber urplötzlich fuhr Aspa zwischen die Mädchen:

„Willst du wohl schweigen mit dem dummen Gerede, Barbarin!

Mach, daß du fortkommst! Ein solches Wort — eine Sylbe, daß es die Königin hört und du sollst der Afrikanerin gedenken."

Frithilo wollte erwidern.

„Still," rief eine der Römerinnen.

„Die Königin bricht auf."

„Sie wird hier herauf kommen."

„Der König bleibt noch."

„Nur die Frauen folgen ihr."

„Sie geben ihr das Geleit bis hierher," sprach Aspa. „Gleich kann sie hier sein: bereitet euch, sie zu empfangen."

Bald nahte der Zug, von Fackelträgern und Flötenbläsern eröffnet.

Darauf eine Auswahl der gothischen Edelfrauen:

neben Mataswintha, der Braut oder jungen Frau, schritt Theudigotho, die Gattin Herzogs Guntharis, und Hildiko, die Tochter Grippa's.

Die vornehmen Frauen von Ravenna schlossen den Zug.

An der Schwelle der Brautkammer verabschiedete Mataswintha ihr Gefolge, an die jungen Mädchen ihren Schleier, an die Frauen ihren Gürtel verschenkend.

Die Meisten zogen sich wieder zu dem Fest in den Garten, Andre nach Hause zurück.

Sechs Gothinnen aber, drei Frauen und drei Jungfrauen, ließen sich als Ehrenwache vor der Thüre des Brautgemaches nieder, wo Teppiche für sie bereitet lagen. Dort hatten sie mit einer gleichen Zahl gothischer Männer, welche den Bräutigam geleiteten, die Nacht zu verbringen: so wollt' es die gothische Sitte.

Mataswintha überschritt die Schwelle mit einem Ausruf des Staunens.

„Aspa," rief sie, „das hast du schön gemacht! — zauberisch!" —

Die Afrikanerin kreuzte selig die Arme über die Brust und beugte den Nacken.

Sie an sich ziehend, flüsterte die Braut:

„Du kanntest mein Herz und seine Träume!

Aber," fuhr sie aufathmend fort, „wie schwül!

Deine glühenden Blumen berauschen."

„In Gluth und Rausch nahen die Götter!" sprach Aspa.

„Wie schön jene Violen: und dort die Purpurlilie; mir

ist, die Göttin Flora flog durch's Zimmer und dachte einen Liebestraum und verlor darüber ihre schönsten Blumen.

Es ist ein ahnungsvolles Wunder, das ich hier erlebe.

Es durchrieselt mich heiß. — Es ist schwül. — Nehmt mir den schweren Prunk ab."

Und sie nahm die goldne Krone aus dem Haar.

Aspa strich ihr die vollen, dunkelrothen Flechten hinter das feine Ohr und zog die goldne Nadel heraus, welche sie am Hinterkopf zusammenhielt: frei wallte das Haar in den Nacken.

Die andern Sklavinnen lösten die Spange, welche in Gestalt einer geringelten Schlange den schweren Purpurmantel mit seinen reichen Goldstreifen auf der linken Schulter zusammenhielt.

Der Mantel fiel und zeigte die edle, hochschlanke Gestalt der Jungfrau in dem ärmellosen wallenden Unterkleid von weißer persischer Seide.

Ihre schimmernden Arme umzirkten zwei breite, goldne Armreife — Erbstücke aus dem alten Schatz der Amelungen: grüne Schlangen von Smaragden waren darin eingelegt.

Mit Entzücken schaute Aspa auf die Gebieterin, wie diese vor den in den Marmor eingelassnen Metallspiegel trat, das lose Haar mit goldnem Kamm zu schlichten.

„Wie schön du bist! wie zauberschön! — wie Astaroth, die Liebesgöttin: — nie warst du so schön, wie in dieser Stunde."

Mataswintha warf einen raschen Blick in den Spiegel.

Sie sah, noch mehr, sie fühlte, daß Aspa recht hatte: und sie erröthete.

„Geht," sagte sie, „laßt mich allein mit meinem Glück."

Die Sklavinnen gehorchten.

Mataswintha eilte an's Fenster, das sie rasch öffnete, wie um ihren Gedanken zu entfliehen.

Ihr erster Blick fiel auf Witichis, der unten vom Schein der Hängelampen im Garten voll beleuchtet war.

„Er! Wieder er. —

Wohin entflieh ich vor ihm, dem süßen Tod?"

Sie wandte sich rasch: da an der Wand, grade dem Fenster gegenüber, glänzte im Ampellicht eine weiße Marmorbüste.

Sie kannte sie wohl: Aspa hatte den Areskopf nicht vergessen, den treuen Begleiter lang harrender Sehnsucht.

Heute aber schlang sich ein Kranz von weißen und rothen Rosen um sein Haar.

„Und wieder du!" flüsterte die Braut, süß erschrocken und legte die weiße Hand vor die Augen.

„Und schließ ich die Augen und wend' ich sie nach Innen, so seh ich wieder sein Bild, sein Bild allein im tiefsten Herzen.

Ich werde noch untergehn in diesem Bilde!

Ach, und ich wills!" rief sie die Hand fallen lassend und dicht vor die Büste tretend: „ich wills!

Wie oft, mein Ares, wenn der Abend kam, hab ich zu dir aufgeblickt, wie zu meinem Stern, bis Frieden

und Ruhe aus deinen klaren, großen Zügen drang in die schwanke Seele.

Wie wunderbar hat dieses Ahnen, dieses Sehnen, dieses Hoffen sich erfüllt.

Wie er einst dem weinenden Kinde die Thränen getrocknet und die Rathlose nach Hause geführt, so wird er auch jetzt all mein Klagen stillen und mir die wahre Heimath bauen in seinem Herzen.

Und durch all diese öden Jahre, durch all die letzten Monate voll Gefahr und Angst trug ich in mir das sichre Gefühl: „Es wird! Dir wird geschehen wie du glaubst! Dein Retter kommt und birgt dich sicher an der starken Brust."

Und, o Gnade, unaussprechliche reiche Gnade des Himmels — es ward.

Ich bin sein!

Dank, glühenden, seligen Dank, wer immer du bist, beglückende Macht, die über den Sternen die Bahn der Menschen lenkt mit weiser, mit liebender, mit wunderbar segnender Hand.

O ich will's verdienen, dieses Glück.

Er soll im Himmel wandeln.

Sie sagen, ich bin schön: ich weiß es, daß ich's bin: ich weiß es ja durch ihn — ich will's für ihn sein.

Laß mir, Himmel, diese Schöne.

Sie sagen: ich habe einen mächtigen, schwungvollen Geist.

O gieb ihm Flügel, Gott, daß ich seiner Heldenseele folgen kann in alle Sonnenhöhen.

Aber, o Gott, laß mich auch abthun meine Fehler, den spröden, stolzen, leicht gereizten Sinn, den Trotz des zornigen Eigenwillens, den unbändigen Drang nach Freiheit —

O fort damit: beuge dich, beuge dich, hochmüthiger Geist: ihm sich zu beugen ist edelster Ruhm.

Gieb dich gebunden, Herz, und verloren auf ewig an ihn, deinen starken und herrlichen Herrn.

O Witichis," rief sie und sank fortgerissen vom Gefühl halb auf's Knie, sich an das Lager lehnend und zu der Büste aufblickend mit schwimmenden Augen —„ich bin dein. Thu wie du willst mit meiner Seele!

Vernichte sie! nur gesteh, daß du glücklich bist, glücklich durch mich."

Und sie beugte das schöne Haupt vor, nach den gefaltnen Händen.

Doch plötzlich fuhr sie empor.

Licht, helles Licht floß in's Gemach.

An der offnen Thüre stand der König: draußen auf dem Gang zeigten sich zahlreiche Gothen und Ravennaten mit hellen Fackeln.

„Dank, meine Freunde," sprach der König mit ernster Stimme. „Dank, für das Festgeleit.

Geht nun und vollendet die Nacht," und er wollte die Thüre schließen.

„Halt," sprach Hildebrand, mit der Hand die Thüre wieder öffnend, so daß Mataswintha sichtbar ward, „hier seht ihr, alles Volk: der Mann und das Weib, die heut wir vermählt, sind glücklich geeint im Ehegemach.

Ihr sehet Witichis und Mataswintha: und ihren ersten ehelichen Kuß."

Mataswintha erbebte.

Sie wankte, und schlug erglühend die Augen nieder.

Unschlüssig stand der König in der Thür.

„Du kennst der Gothen Brauch," sprach Hildebrand laut, „so thu' danach."

Da wandte sich Witichis rasch, ergriff die zitternde Linke Mataswinthens, führte sie schnell einen Schritt vorwärts und berührte mit den Lippen ihre Stirn.

Mataswintha zuckte.

„Heil euch!" rief Hildebrand. „Wir haben gesehn den bräutlichen Kuß.

Wir bezeugen hinfort den ehlichen Bund! Heil König Witichis und seinem schönen Weib, der Königin Mataswintha."

Der Zug wiederholte den Ruf und Hildebrand, Graf Grippa, Herzog Guntharis, Hildebad, Aligern und der tapfre Bandalarius (Bannerträger) des Königs, Graf Wisand von Volsinii, lagerten sich neben den sechs Frauen und Mädchen vor der Thüre des Brautgemachs, welche Witichis nun schloß.

Sie waren allein.

Witichis warf einen langen, prüfenden Blick durch das Gemach.

Das erste, was Mataswintha that, war, — sein Kuß brannte auf ihrer Stirn, — das sie unwillkürlich soweit als möglich von ihm hinweg glitt.

So war sie — sie wußte nicht wie — in die fernste Ecke des Zimmers, an das Fenster, gelangt.

Witichis mochte es bemerken.

Er stand hart an der Schwelle, die Hände auf das mächtige, breite und fast brusthohe Schwert gestützt, das er, aus dem Wehrgehäng genommen, in der Scheide, wie einen Stab, in der Rechten führte.

Mit einem Seufzer trat er einen Schritt vor, das Auge ruhig auf Mataswintha gerichtet.

„Königin," sprach er und seine Stimme drang ernst und feierlich aus seiner Brust, „sei getrost!

Ich ahne, was du fürchtend fühlst in zarter Mädchenbrust.

Es mußte sein.

Ich durfte dein nicht schonen.

Das Wohl des Volks gebot's: ich griff nach deiner Hand: sie muß mein sein und bleiben.

Doch hab' ich schon in allen diesen Tagen dir gezeigt, daß deine Scheu mir heilig.

Ich habe dich gemieden: — und wir sind jetzt zum ersten Mal allein.

Auch diese gepreßte bange Stunde hätt' ich dir gern erspart: es ging nicht an.

Du kennst, glaube ich, die alte Sitte des Brautgeleits.

Und du weißt, in unsrem Fall liegt Alles daran, sie nicht zu verletzen.

Als ich in dies Gemach trat, und die Röthe in deinen Wangen aufflammen sah, — lieber hätt' ich im ödesten Berggeklüft dieses müde Haupt auf harten Fels zur Ruhe gelegt.

Es ging nicht: Hildebrand und Graf Grippa und Herzog Guntharis hüten diese Schwelle.

Sonst ist kein Ausgang aus diesem Gemach.

Wollt' ich dich verlassen, es gäbe Lärm und Spott und Streit: und neuen Zwist vielleicht.

Du mußt mich diese Nacht in deiner Nähe dulden."

Und er trat einen Schritt weiter vor und nahm die schwere Krone ab: auch den Purpurmantel, welchen er, ähnlich dem Mataswinthens, über der Schulter trug, warf er ab.

Zitternd, sprachlos lehnte Mataswintha an der Wand.

Witichis drückte dies Schweigen: so schwer er selber litt, ihn dauerte des Mädchens.

„Komm, Mataswintha," sprach er.

„Verharre nicht in unversöhntem Zorn.

Es mußte sein, sag' ich dir.

Laß uns, was sein muß, edel tragen und nicht durch Kleinheit uns verbittern.

Ich mußte deine Hand nehmen, — dein Herz bleibt frei.

Ich weiß, du liebst mich nicht: du kannst, du sollst, du darfst mich nicht lieben.

Doch glaub' mir: redlich ist mein Herz und achten sollst du immerdar den Mann, mit dem du diese Krone theilst.

Auf gute Freundschaft, Königin der Gothen!"

Und er trat zu ihr und bot ihr die Rechte.

Nicht länger hielt sich Mataswintha: rasch ergriff sie seine Hand und sank zugleich zu seinen Füßen nieder, daß Witichis überrascht zurücktrat.

„Nein, weiche nicht zurück, du Herrlicher!“ rief sie. „Es ist doch kein Entrinnen vor dir!

Nimm Alles hin und wisse Alles.

Du sprichst von Zwang und Furcht und Unrecht, das du mir gethan.

O Witichis, wohl hat man mich gelehrt — das Weib soll immer klug verbergen, was es fühlt, soll sich bitten lassen und erweichen und nur genöthigt geben, was es aus Liebe giebt, auch wenn ihr ganzes Herz danach verlangt.

Sie soll niemals —

Hinweg mit diesen niedrigen Plänen armer Klugheit!

Laß mich thöricht sein!

Nicht thöricht! Offen und groß, wie deine Seele!

Nur Größe kann dich verdienen, nur das Ungewöhnliche.

Du sprichst von Zwang und Furcht? Witichis, du irrst! — Es brauchte keines Zwangs! — gern“ —

Staunend hatte sie Witichis eine Zeit lang angesehen.

Jetzt endlich glaubte er, sie zu verstehn.

„Das ist schön und groß, Mataswintha, daß du feurig fühlest für dein Volk, die eigene Freiheit ohne Zwang ihm opfernd.

Glaub' mir, ich ehre das hoch, und schlage das Opfer darum nicht niedriger an. That ich doch deßgleichen! Nur um des Gothenreiches willen griff ich nach deiner Hand und nun und nie kann ich dich lieben.“

Da erstarrte Mataswintha.

Sie ward bleich wie eine Marmorstatue: die Arme fielen ihr schlaff herab: sie starrte ihn mit großen, offnen Augen an.

„Du liebst mich nicht? du kannst mich nicht lieben! Und die Sterne logen doch! Und es ist doch kein Gott!

Sag, bin ich denn nicht Mataswintha, die du das schönste Weib der Erde genannt?"

Aber der König beschloß, dieser Aufregung, die er nicht verstand und nicht errathen wollte, rasch ein Ende zu machen.

„Ja, du bist Mataswintha, und theilst meine Krone, nicht mein Herz. Du bist nur die Gemahlin des Königs, aber nicht das Weib des armen Witichis.

Denn wisse, mein Herz, mein Leben ist auf ewig einer Andern gegeben.

Es lebt ein Herz, ein Weib, das sie von mir gerissen: und dem doch ewig mein Herz zu eigen bleibt.

Rauthgundis, mein Weib, mein treues Weib im Leben und im Tod."

„Ha!" rief Mataswintha, wie von Fieber geschüttelt und beide Arme erhebend, „und du hast es gewagt —"

Die Stimme versagte ihr.

Aber aus ihren Augen loderte Feuer auf den König.

„Du wagst es!" rief sie nochmals —

„Hinweg, hinweg von mir!"

„Still," sprach Witichis, „willst du die Lauscher draußen herbei rufen? Fasse dich, ich verstehe dich nicht."

Und rasch zog er das mächtige Schwert aus der Scheide, trat damit an das Doppel-Pfühl und legte es auf

den Rand der beiden Lager, wo sie eng an einander stießen.

„Sieh hier dies Schwert!

Es sei die ewige, scharfe, eherne, kalte Gränze zwischen uns! Zwischen deinem Wesen und dem Meinen.

Beruhige dich doch nur. Es soll uns ewig scheiden.

Ruhe du hier zur Rechten seiner Schneide —

Ich bleibe links.

So theile, wie ein Schwertschnitt, diese Nacht für immer unser Leben!"

Aber in Mataswinthens Busen wogten die mächtigsten Gefühle, furchtbar ringend, drohend: Scham und Zorn, Liebe und glühender Haß.

Die Stimme versagte ihr.

„Nur fort, fort aus seiner Nähe," konnte sie noch denken.

Sie eilte gegen die Thür.

Aber mit fester Hand ergriff Witichis ihren Arm.

„Du mußt bleiben."

Da zuckte sie zusammen: das Blut schoß in ihr auf: bewußtlos sank sie nieder.

Ruhig sah Witichis auf sie herab. „Armes Kind," sprach er, „der schwüle Duft in diesem Gelaß hat sie ganz verwirrt! Sie wußte nicht, was sie sinnlos sprach!

Was ist deine kleine mädchenhafte Verwirrung gegen Rauthgundens Herzzerreißung und die Meine."

Und leise legte er die Besinnungslose auf das Pfühl zur Rechten des Schwertes.

Er selbst setzte sich nun, in seinen Waffen klirrend,

auf den Bodenteppich zur Linken und lehnte den Rücken an das Lager.

Lang saß er so, das Haupt vorgebeugt und die Lippen auf ein blondes Haargeflecht gedrückt, das er in kleiner Capsel auf dem Herzen trug.

Es kam kein Schlaf in seine kummervollen Augen. —

Mit dem ersten Hahnenschrei verließ die Brautwache ihren Posten, von Flötenbläsern abgeholt.

Gleich darauf schritt der König aus dem Gemach in voller Rüstung.

Die Flöten hatten auch Mataswintha geweckt.

Aspa, die sich leise heranschlich, hörte plötzlich einen dumpfen Schlag.

Sie eilte in das Gemach.

Da stand die Königin, auf des Königs langes Schwert gestützt, und starrte vor sich zur Erde.

Der Areskopf lag zertrümmert zu ihren Füßen.

Drittes Capitel.

Im friedlichen Licht des späten Nachmittags schimmerten die Kirche und das Kloster, welches am Fuß des Apenninus nordöstlich von Perusia und Asisium, südlich von Petra und Eugubium, hoch auf dem Felsenhang oberhalb des kleinen Fleckens Taginä, Valerius gebaut, seine Tochter vom Dienst des Jenseits einzulösen.

Das Kloster, aus dem dunkelrothen Gestein der Gegend aufgeführt, umfriedete mit seinen Geviertmauern einen stillen Garten von dichtem grünem Laubwerk.

An allen vier Seiten desselben liefen kühle Bogengänge hin mit Apostelstatuen und Mosaik und mit Fresken auf goldnem Grund geschmückt.

All dies Bildwerk hatte den freudlosen byzantinischen Ernst: es waren symbolische Darstellungen aus der heiligen Schrift, zumal aus der Offenbarung Johannis, dem Lieblingsbuch jener Zeit.

Feierliche Stille waltete rings.

Das Leben schien weithin ausgeschlossen von diesen hohen und starken Mauern.

Cypressen und Thuien walteten vor in den Baum-

gruppen des Gartens, in welchem nie eines Vogels Gesang vernommen ward.

Die strenge Klosterordnung duldete die Vöglein nicht, auf daß nicht der Nachtigall süßes Rufen die frommen Seelen in ihren Gebeten störe.

Cassiodor war es, welcher, schon als Minister Theoderichs einer streng kirchlichen Richtung ergeben und biblischer Gelehrsamkeit voll, seinem Freunde Valerius den ganzen Plan der äußeren und inneren Einrichtung seiner Stiftung entworfen — ähnlich der Regel des Männer-Klosters, welches er selbst zu Squillacium in Unteritalien gegründet — und dessen Ausführung überwacht hatte.

Und sein frommer, aber strenger, der Welt und dem Fleisch feindlich abgewendeter Geist drückte sich denn im Größten wie im Kleinsten dieser Schöpfung aus.

Die zwanzig Jungfrauen und Wittwen, welche hier als Religiosä lebten, verbrachten in Beten und Psalmensingen, in Buße und Casteiung ihre Tage.

Doch auch in werkthätiger christlicher Liebe, in dem sie die Armen und Kranken der Umgegend in ihren Hütten aufsuchten und ihnen Seele und Leib trösteten und pflegten.

Es machte einen feierlichen, poesievollen, aber sehr ernsten Eindruck, wenn durch die dunkeln Cypressengänge hin eine dieser frommen Beterinnen wandelte, in dem faltenreichen, dunkelgrauen Schleppgewand, auf dem Haupt die weiße enganschließende Kalantika, eine Tracht, welche

das Christenthum von den ägyptischen Isispriestern überkommen.

Vor den oft in Kreuzesform geschnittnen Buchsgebüschen blieben sie stehen und kreuzten die Arme auf der Brust.

Immer gingen sie allein und stumm, wie Schatten, glitten sie bei jeder Begegnung aneinander vorüber.

Denn das Gespräch war auf das Unerläßliche beschränkt.

In der Mitte des Gartens floß ein Quell aus dunklem Gestein, von Cypressen überragt.

Marmorsitze waren in den Stein gehauen.

Es war ein stilles, schönes Plätzchen: wilde Rosen bildeten dort eine Art Laube und verbargen beinahe völlig ein finsteres, rohes Steinrelief, welches die Steinigung des heiligen Stephanus darstellte.

An diesem Quell saß, eifrig lesend in aufgerollten Papyrosrollen, eine schöne, jungfräuliche Gestalt in schneeweißem Gewand, das eine goldne Spange über der linken Schulter zusammenhielt, das dunkelbraune Haar, in weichen Wellen zurückgelegt, umflocht eine fein geschlungene Epheuranke: — Valeria war's, die Römerin.

Hier, in diesen entlegenen, festen Mauern hatte sie Zuflucht gefunden, seit die Säulen ihres Vaterhauses zu Neapolis niedergestürzt.

Sie war bleicher und ernster geworden in diesen einsamen Mauern.

Aber ihr Auge leuchtete noch in seiner ganzen stolzen Schönheit.

Sie las mit großem Eifer; der Inhalt schien sie lebhaft fortzureißen, die feingeschnittenen Lippen bewegten sich unwillkürlich und zuletzt ward die Stimme der Lesenden leise vernehmlich:

— — „Und er vermählte die Tochter dem erzumpanzerten Hektor —
Die kam jetzt ihm entgegen, die Dienerin folgte zugleich ihr,
Tragend am Busen das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, holdleuchtendem Sterne vergleichbar.
Schweigend betrachtete Hektor mit lächelndem Blicke den Knaben.
Aber Andromache trat mit thränenden Augen ihm näher,
Drückt' ihm zärtlich die Hand und begann die geflügelten Worte:
„Böser, dich wird noch verderben dein Muth! Und des lallenden Knäbleins
Jammert dich nicht, noch meiner, die bald, ach Wittwe von Hektor
Sein wird. Bald ja werden die grimmigen Feinde dich tödten,
Alle mit Macht einstürmend auf dich. Dann wär' mir das Beste,
Daß mich die Erde bedeckt, wenn du stirbst: bleibt doch mir in Zukunft
Nie ein anderer Trost, wenn dich wegraffte das Schicksal:

Nein, nur Trauer: lang ist mein Vater dahin und die Mutter:
Du nur allein bist Vater mir jetzt und Mutter und Alles —"

Sie las nicht weiter: die großen runden Augen wurden feucht, ihre Stimme versagte; sie neigte das bleiche Haupt.

„Valeria," sprach eine milde Stimme, und Cassiodor beugte sich über ihre Schulter.

„Thränen über dem Buch des Trostes?

Aber was sehe ich — die Ilias! Kind! ich gab dir doch die Evangelien."

„Verzeih mir, Cassiodorius. Es hängt mein Herz noch andern Göttern an als deinem.

Du glaubst nicht, je gewaltiger von allen Seiten her die Schatten ernster Entsagung auf mich eindringen, seit ich bei dir und in diesen Mauern weile, desto krampfhafter klammert sich das widerstrebende Herz an die letzten Fäden, die mich mit einer andern Welt verbinden.

Und zwischen Grau'n und Liebe rathlos schwankt der Sinn."

„Valeria, du hast keinen Frieden in diesem Haus des Friedens gefunden.

Wohlan, so zieh hinaus.

Du bist ja frei und Herrin deines Willens.

Kehre zurück zu jener bunten Welt, wenn du glaubst, dort dein Glück zu finden."

Sie aber schüttelte das schöne Haupt.

„Es geht nicht mehr.

Feindlich ringen in meiner Seele zwei Gewalten.

Welche auch siege, — ich verliere immer."

„Kind, sprich nicht so! du kannst die beiden Mächte, Erdenlust und Himmelsseligkeit, nicht wie zwei gleiche Dinge in einer Wage wiegen."

„Weh' denen," fuhr sie, wie mit sich selbst sprechend, fort, „welchen das Schicksal den gespaltnen Doppeltrieb in die Seele gepflanzt, der bald zu den Sternen nach oben, bald nieder zu den Blumen zieht.

Sie werden keines der beiden froh."

„In dir, mein Kind," sprach Cassiodorius, sich zu ihr setzend, „walten freilich unversöhnt deines weltlichen Vaters und deiner frommen Mutter Sinn.

Dein Vater, ein Römer der alten Art, ein Kind der stolzen, rauhen Welt, kühn, sicher, selbstvertrauend, nach Gewinn und Macht strebend, wenig, allzuwenig, fürcht' ich, ergriffen von dem Geist unseres Glaubens, der nur im Jenseits unsere Heimath sucht, — in der That Valerius, mein Freund, war mehr ein Heide denn ein Christ.

Und daneben deine Mutter, fromm, sanft, aus einem Martyrergeschlecht, den Himmel suchend und der Erde vergessen, auch sie hat wohl ein Theil von ihrem Wesen in dich — "

„Nein," sprach Valeria aufstehend und das edle Haupt kräftig zurückwerfend, „ich fühle nur des Vaters Art in mir.

Kein Tropfen Blut neigt jener Seite zu.

Die Mutter war viel krank und starb schon früh.

Unter meines Vaters Augen wuchs ich auf; Iphigenia und Antigone und Nausikaa, Cloelia und Lucretia und Virginia waren die Freundinnen meiner Jugend.

Nicht viele Priester sah man in des Kaufherrn Haus und wenn er Abends mit mir saß und las, so waren's Livius und Tacitus und Vergilius, nicht das heilge Buch der Christen.

So wuchs ich heran bis in mein siebzehntes Jahr, den Sinn allein auf diese Welt gerichtet.

Denn auch die Tugenden, die der Vater pries und übte, sie galten nur dem Staat, dem Haus, den Freunden.

Glücklich war ich in jener Zeit, ungespalten meine Seele."

„Du warst eine Heidin trotz des Taufwassers."

„Ich war glücklich.

Da kamen wir auf einer Reise zuerst in diese Mauern mit ihrem Grabesernst und dunkle schwere Schatten fielen hier zuerst in meine Seele.

Dich fand ich hier und du entdecktest mir, was man mir bisher sorgfältig verborgen hatte, daß meine Mutter in schwerer Krankheit mich schon vor meiner Geburt durch ein Gelübde dem ehelosen Leben im Kloster geweiht, wenn Gott sie und ihr Kind am Leben erhalte, und daß mein Vater, dem dieser Gedanke unerträglich, später mich vom Himmel eingelöst, indem er, freilich mit Zustimmung des Bischofs von Rom, statt die Tochter hinzugeben, Kirche und Kloster hier gebaut."

„So ist es, Kind, mit dem vierten Theil seines Vermögens!

Darüber kannst du dich beruhigen.

Der Nachfolger des heiligen Petrus, der die Macht hat zu binden und zu lösen, hat den Tausch, die Umwandlung des Gelübdes gebilligt. Du bist frei."

„Aber ich fühle mich nicht frei!

Nicht mehr seit jener Stunde!

Was auch du, was auch der Vater gesagt, tief, tief in meinem Herzen spricht eine Stimme: der Himmel nimmt nicht todtes Gold statt einer lebendigen Seele.

Das Schicksal läßt sich nicht abkaufen, was einmal ihm verwirkt war.

Die finstre, ernste, drohende Macht jenes heiligen Glaubens, der meiner Seele fremd gewesen und geblieben ist, die in diesem feierlichen Raume wohnt, hat ein Recht, ein zwingend Herrschaftsrecht über meine Seele und läßt nicht davon.

Ich bin ihr verfallen.

Ihr gehör' ich an, nicht wollend, widerstrebend, aber sicher doch.

Der Welt der Entsagung, des Schmerzes, der Dornen: nicht jener goldnen Welt meines Homers, der Blumen und des Sonnenscheins, zu der noch immer von innen meine ganze Seele neigt.

So oft ich's auch vergessen will, immer ziehen wieder die Wolkenschatten über meine Seele.

Sie drohen im Hintergrunde aller Freuden: wie dort das finstre Martyrbild hinter den rothen Rosen."

„Valeria, du hassest, scheint's, was du verehren solltest."

„Ich hasse es nicht.

Ich fürchte es.

Wohl war eine Zeit — und ein Strahl der Freude flog über ihre Züge — „da glaubte ich den dunkeln Schatten für immer besiegt von einem hellen Gott des Lichts.

Als ich zuerst des jungen Gothen lachend Auge sah und seine sonnige Seele mich umschloß, als soviel Jugend, Liebe und Glück mich umflutheten, da wähnte ich wohl, für immer sei jener Bann gelöst.

Aber es währte nicht lang.

Der finstre Gott des Schmerzes pochte vernehmlich an die goldne Wand, die ich zwischen ihn und mich gebaut und immer näher dringen seine Schläge.

Der Krieg bricht aus, mein theurer Vater fällt und nimmt einen verhängnißvollen Eid des Geliebten mit sich in's Grab.

In Schutt versinkt das Haus meiner Ahnen und ich muß flüchten aus meiner Vaterstadt.

Sie fällt dem Feinde zu.

Nur das Opfer eines köstlichen Lebens rettet mir den Geliebten.

Die Woge des Krieges verschlägt ihn fern von mir.

Und wie ich erwache aus der Betäubung dieses Streichs — find' ich mich hier, in diesem großen Grabe, dem Ort meiner Bestimmung.

Ach, du wirst sehen, der Himmel begnügt sich nicht mit dem leeren Grab.

Er fordert auch die Leiche, die hinein gehört."

„Valeria! du solltest Kassandra heißen.“

„Ja, denn Kassandra sah die Wahrheit, ihre Gesichte trafen ein!“

„Du weißt, wir erkennen einer Seele den Preis zu, die der Erde vergißt über dem Himmel.

Aber Gott will erzwungne Opfer nicht.

Und so sag' ich dir, du quälst dich mit eitlem Vorwurf.

Der Pabst hat dich gelöst, so bist du frei.“

„Die Seele löst kein Pabst.

Der Pabst nimmt Gold, das Schicksal nicht.

Du wirst erfüllt sehen, was ich dir ahnend vorhersage — nie werd ich glücklich, nie werd ich Totila's und diese Stätte wird —“

„Und wenn's so wäre?

Hängst du denn noch gar so fest an Glück und Hoffnung?

Freilich, du bist noch jung.

Aber Kind, ich sage dir: je früher du dich losmachst, desto größerem Weh entrinnst du.

Ich habe die Welt und ihre falschen Freuden und Ehren alle gekostet und sie alle eitel und treulos erfunden.

Nichts auf Erden füllt die Seele aus, die nicht von dieser Erde ist.

Wer das erkennt, der sehnt sich hinweg aus dieser Welt der Unrast und der Sünde.

Erst in der Welt jenseits des Grabes ist deine Heimath. Dahin verlangt die ganze Seele —“

„Nein, nein, Cassiodorius," rief die Römerin, „meine ganze Seele verlangt nach Glück auf dieser schönen Erde!

Ihr gehör' ich an!

Auf ihr fühl' ich mich heimisch.

Blauer Himmel, weißer Marmor, rothe Rosen, linde, duftgefüllte Abendluft — wie seid ihr schön!

Das will ich einathmen mit entzückten Sinnen!

Wer das genießt, ist glücklich!

Weh dem, der es verloren.

Von deinem Jenseits hab' ich kein Bild in meiner bangen Seele!

Nebel, Schatten — graues Ungewiß allein liegt jenseit des Grabes.

Wie spricht Achilleus?

„Tröste mich doch nicht über den Tod! Du kannst nicht, Odysseus!
Lieber ja möcht' ich das Feld als Lohnarbeiter bestellen
Für den bedürftigen Mann, dem nicht viel Habe geworden,
Als hier allzumal die Schatten der Todten beherrschen."

So empfind' auch ich.

Weh' dem, den nicht die goldne Sonne mehr bescheint.

O wie gern, wie gern wär' ich glücklich in dieser schönen Welt, in meinem schönen Heimathland: wie fürcht' ich das Unheil, das doch unaufhaltsam näher dringt, wie hier auf dieser Wand mit der sinkenden Sonne die Schatten unhörbar wachsen.

O, wer ihn aufhielte, den furchtbar nahenden Schatten meines Lebens!"

Da drang vom Eingang her ein heller, kräftiglust'ger Schall, ein fremder Ton in diesen stillen Mauern, welche nur vom leisen Choral der Jungfraun wiedertönten.

Die Trompete blies den muntern, kriegerischen Feldruf der gothischen Reiter: belebend drang der Ton in die Seele Valerias.

Aus dem Wohngebäude aber eilte der alte Pförtner herbei.

„Herr," rief er, „keckes Reitervolk lagert vor den Mauern.

Sie lärmen und verlangen Fleisch und Wein.

Sie lassen sich nicht abweisen und der Führer: — da ist er schon" —

„Totila!" jauchzte Valeria und flog dem Geliebten entgegen, der in schimmernder Rüstung, vom weißen Mantel umwallt, waffenklirrend, heranschritt.

„O du bringst Lust und Leben!"

„Und neues Hoffen und die alte Liebe," rief Totila."

Und sie hielten sich umschlungen.

„Wo kommst du her? Wie lang bist du mir fern geblieben!"

„Ich komme graden Weges von Paris und Aurelianum, von den Höfen der Frankenkönige.

O Cassiodor, wie gut sind jene daran jenseit der Berge!

Wie leicht haben sie's!

Da kämpft nicht Himmel und Boden und Erinnerung gegen ihre Germanenart.

Nahe ist der Rhenus und Danubius und ungezählte Germanenstämme wohnen dort in alter ungebrochner Kraft — wir dagegen sind wie ein vorgeschobner, verlorner Posten, ein einzler Felsblock, den rings feindliches Element benagt.

Doch desto größer," sprach er, sich aufrichtend, „ist der Ruhm, hier, mitten im Römerland, Germanen ein Reich zu bauen und zu erhalten.

Und welcher Zauber liegt auf deinem Vaterland, Valeria.

Es ist das unsre auch geworden!

Wie frohlockte mein Herz, als mich wieder Oliven und Lorber begrüßten, und des Himmels tiefes, tiefes Blau.

Und ich fühlte klar: wenn mein edles Volk sich siegreich erhält in diesem edlen Land, dann wird die Menschheit ihr edelstes Gebilde hier erstehen sehn."

Valeria drückte dem Begeisterten die Hand.

„Und was hast du ausgerichtet?" fragte Cassiodorius.

„Viel! — Alles!

Ich traf am Hofe des Merowingen Childebert Gesandte von Byzanz, die ihn schon halb gewonnen, als sein Bundesgenosse in Italien einzufallen.

Die Götter — vergieb mir, frommer Vater — der Himmel war mit mir und meinen Worten.

Es gelang, ihn umzustimmen. Schlimmstenfalls ruhen seine Waffen ganz. Hoffentlich sendet er uns ein Heer zu Hülfe."

„Wo ließest du Julius?"

„Ich geleitete ihn bis in seine schöne Heimathstadt Avenio.

Dort ließ ich ihn unter blühenden Mandelbäumen und Oleandern.

Dort wandelt er, fast nie mehr den Platon, meist den Augustinus in der Hand und träumt und träumt vom ewigen Völkerfrieden, vom höchsten Gut und von dem Staate Gottes!

Wohl ist es schön in jenen grünen Thälern — doch neid' ich ihm die Muße nicht.

Das Höchste ist das Volk, das Vaterland!

Und mich verlangt's, für dieses Volk der Gothen zu kämpfen und zu ringen.

Ueberall, wo ich des Rückwegs kam, trieb ich die Männer zu den Waffen an.

Schon drei starke Scharen traf ich auf dem Wege nach Ravenna.

Ich selber führe eine vierte dem wackern König zu.

Dann geht es endlich vorwärts gegen diese Griechen, und dann: Rache für Neapolis!"

Und mit blitzenden Augen hob er den Speer — er war sehr schön zu schauen.

Entzückt warf sich Valeria an seine Brust.

„O sieh, Cassiodorius, das ist meine Welt! meine Freude! mein Himmel!

Mannesmuth und Waffenglanz und Volksliebe und die Seele in Lieb' und Haß bewegt — füllt das die Menschenbrust nicht aus?"

„Ja wohl: im Glück und in der Jugend!
Es ist der Schmerz, der uns zum Himmel führt.“

„Mein frommer Vater,“ sagte Totila, mit der Linken Valeria an sich drückend, mit der Rechten an seine Schulter rührend, „schlecht steht mir an, mit dir, dem Aeltern, Weisern, Bessern zu streiten.

Aber anders ist mein Herz geartet.

Wenn ich je zweifeln könnte an eines gütigen Gottes Walten, so ist es, wann ich Schmerz und unverschuldet Leiden sehe.

Als ich der edeln Miriam Auge brechen sah, da fragte mein verzweifelnd Herz: „lebt denn kein Gott?“

Im Glück, im Sonnenschein fühl' ich den Gott und seine Gnade wird mir offenbar.

Er will gewiß der Menschen Glück und Freude — der Schmerz ist sein heiliges Geheimniß — ich vertraue: dereinst wird uns auch dies Räthsel klar.

Einstweilen aber laß uns auf der Erde freudig das Unsre thun und keinen Schatten uns allzulang verdunkeln.

In diesem Glauben, Valeria, laß uns scheiden.

Denn ich muß fort zu König Witichis mit meinen Reitern.“

„Du gehst von mir? schon wieder? Wann, wo werd' ich dich wieder seh'n?“

„Ich seh' dich wieder, nimm mein Wort zum Pfand!
Ich weiß, es kommt der Tag, da ich mit vollem Recht dich aus diesen ernsten Mauern führen darf in's sonnige Leben.

Laß dich indeß nicht allzusehr verdüstern.

Es kommt der Tag des Sieges und des Glücks: und mich erhebt's, daß ich zugleich das Schwert für mein Volk und meine Liebe führe."

Inzwischen war der Pförtner mit einem Schreiben an Cassiodor wieder gekommen.

„Auch ich muß dich verlassen, Valeria," sprach er. „Rusticiana, des Boëthius Wittwe, ruft mich dringend an ihr Sterbebett: sie will ihr Herz erleichtern von alter Schuld.

Ich gehe nach Tifernum."

„Dahin führt auch unser Weg, du ziehst mit mir, Cassiodorius.

Leb wohl, Valeria!"

Nach kurzem Abschied sah die Jungfrau den Geliebten gehn.

Sie bestieg ein Thürmchen der Gartenmauer und sah ihm nach.

Sie sah, wie er in voller Rüstung sich in den Sattel schwang, sie sah mit freudigen Augen seine Reiter hinter ihm traben.

Hell blitzten ihre Helme im Abendlicht, die blaue Fahne flatterte lustig im Winde: Alles war voll Leben, Kraft und Jugend.

Sie sah dem Zuge nach, lang und sehnend.

Aber als er fern und ferner sich hinzog, da wich der frohe Muth, den sein Erscheinen gebracht, wieder von ihr. Bange Ahnungen stiegen ihr auf und unwillkürlich sprachen sich ihre Gefühle aus in den Worten ihres Homeros

„Siehest du nicht wie schön von Gestalt, wie
stattlich Achilleus?
Dennoch harrt auch seiner der Tod und das dunkle
Verhängniß,
Wenn auch ihm in des Kampfes Gewühl das Leben
entschwindet.
Ob ihn ein Pfeil von der Sehne dahinstreckt, oder
ein Wurfspeer."

Und schmerzlich seufzend schritt die Jungfrau aus dem rasch sich verdunkelnden Garten in die dumpfen Mauern zurück.

Viertes Capitel.

Inzwischen hatte König Witichis in seinem Waffenplatz Ravenna jede Kunst und Thätigkeit eines erfahrnen Kriegsmannes entfaltet.

Während jede Woche, ja jeden Tag vor und in der Stadt größere und kleinere Scharen von den gothischen Heeren eintrafen, welche der Verrath Theodahads an die Grenzen gesendet hatte, arbeitete der König unablässig daran, das ganze große Heer, welches allmälig bis auf ein hundert und fünfzig Tausendschaften gebracht werden sollte, auszurüsten, zu waffnen, zu gliedern und zu üben.

Denn die Regierung Theoderichs war eine äußerst friedliche gewesen: nur die Besatzungen der Grenzprovinzen, kleine Truppenmassen, hatten mit Gepiden, Bulgaren und Avaren zu thun gehabt, und in den mehr als dreißig Jahren der Ruhe waren die kriegerischen Ordnungen eingerostet.

Da hatte der tüchtige König, von seinen Freunden und Feldherrn eifrig unterstützt, Arbeit voll auf.

Die Arsenale und Werften wurden geleert, in Ravenna ungeheure Magazine angelegt und zwischen der

dreifachen Umwallung der Stadt endlose Reihen von Werkstätten für Waffenschmiede aller Art aufgeschlagen, die Tag und Nacht unablässig zu arbeiten hatten, den Forderungen des kampfbegierigen Königs, des massenhaft anschwellenden Heeres zu genügen.

Ganz Ravenna ward ein Kriegslager.

Man hörte nichts als die Hammerschläge der Schmiede, das Wiehern der Rosse, den Sturmruf und Waffenlärm der sich übenden Heerscharen.

In diesem Getöse, in dieser rastlosen Thätigkeit betäubte Witichis, so gut es gehen wollte, den Schmerz seiner Seele und begierig sah er dem Tag entgegen, da er sein schönes Heer zum Angriff gegen den Feind führen könne.

Doch hatte er bei allem Drange, im Kampfgewühl sich selber zu verlieren, seiner Königspflicht nicht vergessen, und durch Herzog Guntharis und Hildebad ein Friedensanerbieten an Belisar gesendet mit den mäßigsten Vorschlägen.

So von Krieg und Staat ganz in Anspruch genommen, hatte er kaum einen Blick und Gedanken für seine Königin, welcher er auch, wie er meinte, kein größeres Gut als die ungestörteste Freiheit zuwenden konnte.

Aber Mataswintha war von jener unheilvollen Brautnacht an von einem Dämon erfüllt, von dem Dämon unersättlicher Rache.

In Haß übergeschlagne Liebe ist der giftigste Haß.

Ihre tiefe und leidenschaftliche Seele hatte von Kind-

heit an das Ideal dieses Mannes hoch zu den Sternen erhöht.

Ihr Stolz, ihre Hoffnung, ihre Liebe, war einzig an dieser Gestalt gehangen und sicher, wie den Aufgang der Sonne, hatte sie die Erfüllung ihrer Sehnsucht durch diesen Mann erwartet.

Und nun mußte sie sich gestehn, daß er ihre Liebe hatte an's Licht gebracht und nicht erwidert: daß sie, obwohl seine Königin, mit dieser Liebe wie eine Verbrecherin dem verstoßnen und doch ewig allein in seinem Herzen wohnenden Weibe gegenüber stehe.

Und er, auf den sie als Retter und Befreier von unwürdigem Zwang gehofft, er hatte ihr die höchste Schmach angethan: eine Ehe ohne Liebe.

Er hatte ihr die Freiheit genommen und kein Herz dafür gegeben.

Und warum? was war der letzte Grund dieses Frevels?

Das Gothenreich, die Gothenkrone.

Sie zu erhalten, hatte er sich nicht besonnen, einer Mataswintha Leben zu verderben.

„Hätte er meine Liebe nicht erwidert — ich wäre zu stolz, ihn darum zu hassen.

Aber er zieht mich an sich, behängt mich, wie zum Hohne, mit dem Namen seines Weibes, führt diese Liebe bis hart an den Gipfel der Erfüllung und stößt mich dann achtlos hinunter in die Nacht unaussprechlicher Beschämung.

Und warum? warum das Alles.

Um einen eiteln leeren Schall: „Gothenreich".

Um einen todten Reif von Gold.

Weh ihm, und wehe seinem Götzen, dem er dies Herz geschlachtet.

Er soll es büßen. An seinem Götzenbilde soll er's büßen.

Hat er mir ohne Schonung mein Idol, sein eigen Bild, meine schöne Liebe mit Füßen getreten, — wohlan, Götze gegen Götze!

Er soll leben, dieses Reich zernichtet zu sehen, diese Krone zerstückt.

Zerschlagen will ich ihm seinen Lieblingswahn, um den er die Blüthe meiner Seele geknickt, zerschlagen dieses Reich wie seine Büste.

Und wenn er verzweifelnd, händeringend vor den Trümmern steht, will ich ihm zurufen: sieh, so sehn die zerschlagnen Götzen aus."

So, in der widerstandlosen Sophistik der Leidenschaft beschuldigte und verfolgte Mataswintha den unseligen Mann, der mehr als sie gelitten, der nicht nur sie, der sein und des geliebten Weibes Glück dem Vaterland geopfert.

Vaterland, Gothenreich — der Name schlug ohne Klang an das Ohr des Weibes, das von Kindheit auf unter diesem Namen nur zu leiden, dagegen nur für ihre Freiheit zu ringen gehabt hatte.

Sie hatte nur dem Egoismus ihres Einen Gefühls, der Poesie dieser Leidenschaft gelebt, und zur Rache, Rache für die Hinopferung ihrer Seele, dies Gothenreich zu verderben, war ihre höchste, grimmige Lust.

O hätte sie, wie jene Marmorbüste, mit Einem Streich, dies Reich zerschmettern können!

Mit diesem Wahnsinn der Leidenschaft empfing sie aber deren ganze dämonische Klugheit.

Sie wußte ihren tödtlichen Haß und ihre geheimen Rachegedanken so tief vor dem König zu verbergen — so tief wie sich selbst die geheime Liebe verbarg, welche sie noch immer für den grimmig Verfolgten im tiefsten Busen trug.

Auch wußte sie dem König ein Interesse an der gothischen Sache zu zeigen, welches das einzige Band zwischen ihnen zu bilden schien und welches, wenn auch in feindlichem Sinne, wirklich in ihr bestand.

Denn wohl begriff sie, daß sie dem gehaßten König nur dann schaden, seine Sache nur dann verderben konnte, wenn sie in alle Geheimnisse derselben genau eingeweiht, mit ihren Stärken wie mit ihren Blößen genau vertraut war.

Ihr hohe Stellung machte ihr leicht möglich, Alles, was sie wissen wollte, zu erfahren: schon aus Rücksicht auf ihren großen Anhang konnte man der Amelungentochter, der Königin, Kenntniß der Lage ihres Reiches, ihres Heeres nicht vorenthalten.

Der alte Graf Grippa versah sie mit allen Nachrichten, die er selbst erfuhr.

In wichtigeren Fällen wohnte sie selbst den Berathungen bei, welche in den Gemächern des Königs gehalten wurden.

So war Mataswintha über die Lage des Reiches,

die Stärke, Beschaffenheit und Eintheilung des Heeres, die nächsten Angriffspläne der Feldherren und alle Hoffnungen und Befürchtungen der Gothen so gut wie der König selbst unterrichtet.

Und sehnlich wünschte sie eine Gelegenheit herbei, dies ihr Wissen so bald und so verderblich wie möglich zu verwerthen.

Mit Belisar selbst in Verkehr zu treten, durfte sie nicht hoffen.

Naturgemäß richteten sich ihre Augen auf die aus Furcht vor den Gothen neutralen, im Herzen aber ausnahmlos byzantinisch-gesinnten Italier ihrer Umgebung, mit denen sie leichten und unverdächtigen Verkehr pflegen konnte.

Aber so oft sie diese Namen im Geiste musterte, da war keiner, dessen Thatkraft und Klugheit sie das tödtliche Geheimniß hätte vertrauen mögen, daß die Königin der Gothen selbst am Verderben ihres Reiches arbeiten wolle.

Diese feigen und unbedeutenden Menschen — die Tüchtigeren waren längst zu Cethegus oder Belisar gegangen — waren ihr weder des Vertrauens würdig, noch schienen sie Witichis und seinen Freunden gewachsen.

Wohl suchte sie auf schlauen Umwegen durch den König und die Gothen selbst zu erkunden, welchen unter allen Römern sie für ihren gefährlichsten, bedeutendsten Feind hielten.

Aber auf solche Anfragen und Erkundigungen hörte

sie immer nur Einen Mann nennen, immer und immer wieder einen Einzigen.

Und der saß ihr unerreichbar fern im Capitol von Rom: Cethegus der Präfect.

Es war ihr unmöglich, sich in Verbindung mit ihm zu setzen.

Keinem ihrer römischen Sklaven wagte sie einen so verhängnißvollen Auftrag, als ein Brief nach Rom war, anzuvertrauen.

Die kluge und muthige Numiderin, welche den Haß ihrer angebeteten Herrin gegen den rohen Barbaren, der diese verschmäht, vollauf theilte, ungeschwächt bei ihr durch heimliche Liebe, hatte sich zwar eifrig erboten, ihren Weg zu Cethegus zu finden.

Aber Mataswintha wollte das Mädchen nicht den Gefahren einer Wanderung durch Italien mitten durch den Krieg aussetzen.

Und schon gewöhnte sie sich an den Gedanken, ihre Rache bis zu dem Marsch auf Rom zu verschieben, ohne inzwischen in ihrem Eifer in Erforschung der gothischen Pläne und Rüstungen zu erkalten.

So wandelte sie eines Tages nach der Stadt zurück von dem Kriegsrath, welcher draußen im Lager, im Zelt des Königs war gehalten worden.

Denn seit die Rüstungen ihrer Vollendung nah und die Gothen jeden Tag des Aufbruchs gewärtig waren, hatte Witichis, wohl auch um Mataswintha aus dem Wege zu sein, seine Zimmer im Palatium verlassen und

seine schlichte Wohnung mitten unter seinen Kriegern aufgeschlagen.

Langsam, das Vernommene ihrem Gedächtniß einprägend und über die Verwerthung nachsinnend, wandelte die Königin, nur von Aspa begleitet, durch die äußersten Reihen der Zelte, einen sumpfigen Arm des Padus zur Linken, die weißen Zelte zur Rechten.

Sie mied das Gedränge und den Lärm der innern Gassen des Lagers.

Während sie bedächtig und ihrer Umgebung nicht achtend dahinschritt, musterten Aspa's scharfe Augen die Gruppe von Gothen und Italiern, welche sich hier um den Tisch eines Gauklers geschart hatte, der unerhörte und nie gesehne Künste zum Besten zu geben schien, nach dem Staunen und Lachen der Zuschauer zu schließen.

Aspa zögerte etwas in ihrem Gang, diese Wunder mit anzusehen.

Es war ein junger, schlanker Bursch: nach der blendend weißen Haut des Gesichts und der bloßen Arme wie nach dem langen gelben Haar gallischen Zuschnitts ein Kelte, wozu die kohlschwarzen Augen nicht stimmen wollten.

Er verrichtete wirklich Wunderdinge auf seiner einfachen Bühne.

Bald sprang er in die Höhe, überschlug sich in der Luft und kam doch senkrecht, bald wieder auf die Füße, bald auf die Hände, zu stehen.

Dann schien er brennende Kohlen mit sichtlichem

Appetit zu verspeisen und dafür Münzen auszuspeien: dann verschluckte er einen fußlangen Dolch und zog ihn später wieder aus seinen Haaren hervor, um ihn mit drei, vier andern scharfgeschliffnen Messern in die Luft zu werfen und eins nach dem andern mit nie fehlender Behendigkeit am Griff aufzufangen, wofür ihn Gelächter und Rufe der Bewunderung von Seite seiner Zuschauer belohnten.

Aber schon zu lange hatte sich die Sklavin verweilt.

Sie sah nach der Herrin und bemerkte, daß ihr Weg gesperrt war von einer Schar italischer Lastträger und Troßknechte, welche die Gothenkönigin offenbar nicht kannten und grade an ihr vorbei, über den Weg hin, nach dem Wasser zu, lärmende Kurzweil trieben.

Sie schienen sich aber einen Gegenstand, den Aspa nicht wahrnahm, zu zeigen und ihn mit Steinen zu werfen.

Eben wollte sie ihrer Herrin nacheilen, als der Gaukler neben ihr auf dem Tisch einen gellenden Schrei ausstieß; Aspa wandte sich erschrocken und sah den Gallier in ungeheurem Satz über die Köpfe der Zuschauer weg wie einen Pfeil durch die Luft auf die Italier losschießen.

Schon stand er mitten in dem Haufen und schien, sich bückend, einen Augenblick unter ihnen verschwunden.

Aber plötzlich ward er sichtbar.

Denn einer und gleich darauf ein zweiter der Italier stürzte von seinen Faustschlägen nieder.

Im Augenblick war Aspa an der Königin Seite, welche sich schnell aus der Nähe der Schlägerei entfernt

hatte, aber, zu der Sklavin Befremden, stehen blieb, mit dem Finger auf die Gruppe weisend.

Und seltsam in der That war das Schauspiel.

Mit unglaublicher Kraft und noch größrer Gewandtheit wußte der Gaukler das Dutzend der Angreifer sich vom Leibe zu halten.

Die Gegner anspringend, sich wendend und duckend, weichend, dann wieder plötzlich vorspringend und den Nächsten am Fuß niederreißend oder mit kräftigem Faustschlag vor Brust oder Gesicht niederstreckend, wehrte er sich.

Und das Alles ohne Waffe: und nur mit der rechten Hand: denn die linke hielt er, wie etwas bergend und schützend, dicht an die Brust.

So währte der ungleiche Kampf minutenlang.

Der Gaukler ward näher und näher von der wüthenden, lärmenden Menge dem Wasser zugedrängt.

Da blitzte eine Klinge. Einer der Troßknechte, zornig über einen schweren Schlag, zuckte ein Messer und sprang den Gaukler von hinten an.

Mit einem Schrei stürzte dieser zusammen: die Feinde über ihn her.

„Auf! reißt sie auseinander! helft dem Armen," rief Mataswintha den Kriegern zu, welche jetzt von dem verlassenen Tisch der Gothen herankamen, „ich befehle es! die Königin!"

Die Gothen eilten nach dem Knäul der Streitenden: aber noch ehe sie herankamen, sprang der Gaukler, der sich für einen Moment von allen Feinden losgemacht, hoch aus dem Gewirr und eilte mit letzter Kraft davon, grade

auf die beiden Frauen zu — verfolgt von den Italiern, welche die wenigen Gothen nicht aufzuhalten vermochten.

Welch' ein Anblick!

Seine gallische Tunica hing ihm in Fetzen vom Leibe: ein Stück seiner gelben Haare schleifte am Rücken und siehe, unter der gelben Perücke kam schwarzes glänzendes Haar zum Vorschein und der weiße Hals verlief in eine broncebraune Brust.

Mit letzter Kraft erreichte er die Frauen.

Da erkannte er Mataswintha.

„Schütze mich, rette mich, weiße Göttin!" schrie er und brach zusammen vor Mataswintha's Füßen.

Schon waren die Italier heran, und der Vorderste schwang sein Messer. —

Aber Mataswintha breitete ihren blauen Mantel über den Gefallnen: „Zurück!" sprach sie mit Hohheit, „laßt ab von ihm. Er steht im Schutz der Gothenkönigin."

Verblüfft wichen die Troßknechte zurück.

„So?" rief nach einer Pause der mit dem Dolch, „straflos soll er ausgehn, der Hund und Sohn eines Hundes? und fünf von uns liegen am Boden halbtodt? und ich habe fortan drei Zähne zu wenig? Und keine Strafe?"

„Er ist gestraft genug," sagte Mataswintha, auf die tiefe Dolchwunde am Halse deutend.

„Und all das um einen Wurm," schrie ein Zweiter, „um eine Schlange, die aus seinem Ranzen schlüpfte und die wir mit Steinen warfen."

„Da seht! er hat die Natter geborgen, da, an seiner Brust. Nehmt sie ihm."

„Schlagt ihn todt," schrien die Andern.

Aber da kamen zahlreiche Gothenkrieger heran und schafften ihrer Königin Respect, die Italier unsanft zurückstoßend und einen Kreis um den Gefallnen schließend. Aspa blickte scharf zu und augenblicklich sank sie mit gekreuzten Armen neben dem Gaukler nieder.

„Was ist dir, Aspa? steh auf!" sprach Mataswintha staunend.

„O Herrin!" stammelte diese, „der Mann ist kein Gallier!

Er ist ein Sohn meines Volkes.

Er betet zu dem Schlangengott!

Sieh hier seine braune Haut unter dem Halse.

Braun wie Aspa, — und hier — hier, eine Schrift; Schriftzeichen eingeritzt über seiner Brust: die heilige Geheimschrift meiner Heimath," jubelte sie.

Und, mit dem Finger deutend, hob sie an zu lesen.

„Der Gaukler scheint verdächtig —

Warum diese Verstellung?" sprach Mataswintha. „Man muß ihn in Haft nehmen."

„Nein, nein, o Herrin," flüsterte Aspa.

„Weißt du, wie die Inschrift lautet? — Kein Auge als meines kann sie dir deuten."

„Nun?" fragte Mataswintha.

„Sie lautet," flüsterte Aspa leise: „Syphax schuldet ein Leben seinem Herrn, Cethegus dem Präfecten."

Ja, ja ich erkenne ihn, das ist Syphax, Hiempsal's

Sohn, ein Gastfreund meines Stamms: die Götter senden ihn zu uns."

„Aspa," sprach Mataswintha rasch, „ja, ihn senden die Götter: die Götter der Rache.

Auf, ihr Gothen, legt diesen wunden Mann auf eine Bahre, und folgt damit meiner Sklavin in den Palast! er steht fortan in meinem Dienst." —

Fünftes Capitel.

Wenige Tage darauf begab sich Mataswintha wieder in's Lager, diesmal nicht von Aspa begleitet.

Denn diese wich Tag und Nacht nicht von dem Bette ihres verwundeten Landsmannes, der unter ihren Händen, ihren Kräutern und Sprüchen sich rasch erholte.

König Witichis selbst hatte diesmal die Königin abgeholt mit dem ganzen Geleit seines Hofes.

Denn in seinem Zelte sollte heute der wichtigste Kriegsrath gehalten werden.

Das Eintreffen der letzten Verstärkungen war auf heute angekündet: und auch Guntharis und Hildebad wurden zurückerwartet mit der Antwort Belisars auf das Friedensanerbieten.

„Ein verhängnißvoller Tag!" sagte Witichis zu seiner Königin.

„Bete zum Himmel um den Frieden."

„Ich bete um den Krieg," sprach Mataswintha, starr vor sich hinblickend.

„Verlangt dein Frauenherz so sehr nach Rache?"

„Nach Rache nur noch ganz allein — und sie wird mir werden."

Damit traten sie in das Zelt, welches schon von gothischen Heerführern erfüllt war.

Mataswintha dankte mit stolzem Kopfbeugen dem ehrerbietigen Gruß.

„Sind die Gesandten zurück?" fragte der König, sich setzend, den alten Hildebrand, „so führt sie ein."

Auf ein Zeichen des Alten erhoben sich die Seitenvorhänge und Herzog Guntharis und Hildebad traten ein, sich tief verneigend.

„Was bringt ihr? Frieden oder Krieg?" fragte Witichis eifrig.

„Krieg! Krieg, König Witichis!" riefen beide Männer mit einem Munde.

„Wie? Belisar verwirft die Opfer, die ich ihm biete? Du hast ihm freundlich, eindringlich, meine Vorschläge mitgetheilt?"

Herzog Guntharis trat vor, und sprach:

„Ich traf den Feldherrn im Capitol als Gast des Präfecten und sprach zu ihm:

„Der Gothenkönig Witichis entbietet dir seinen Gruß.

In dreißig Tagen kann er mit hundert fünfzig Tausendschaften wehrhafter Gothen vor diesen Thoren stehn.

Und ein Schlachten und Ringen um diese ehrwürdige Stadt wird anheben, wie es ihre seit tausend Jahren mit Blut getränkten Gefilde nie geschaut.

Der König der Gothen liebt den Frieden mehr als

selbst den Sieg: und er gelobt, dem Kaiser Justinian die Insel Sicilien abzutreten und ihm in jedem seiner Kriege mit dreißigtausend Mann Gothen beizustehen, wenn ihr sofort Rom und Italien räumt, das uns gehört nach dem Recht der Eroberung wie nach dem Vertrag mit Kaiser Zeno, der es Theoderich überließ, wenn er den Odovakar stürzen könne."

So sprach ich, deinem Auftrag gemäß.

Belisar aber lachte und rief:

„Witichis ist sehr gnädig, mir die Insel Sicilien abzutreten, die ich schon habe und er nicht mehr hat.

Ich schenke ihm dafür die Insel Thule!

Nein. Der Vertrag Theoderichs mit Zeno war abgezwungen und das Recht der Eroberung, — nun das spricht jetzt für uns.

Kein Friede, als unter der Bedingung: das ganze Gothenheer streckt die Waffen, und das ganze Volk zieht über die Alpen und sendet König und Königin als Geiseln nach Byzanz."

Ein Murren der Entrüstung ging durch das Zelt.

„Zornig, ohne Antwort auf solchen Vorschlag, wandten wir ihm den Rücken und schritten hinaus."

„Auf Wiedersehen in Ravenna," rief er uns nach.

„Da wandt' ich mich," sprach Hildebad, „und rief: Auf Wiedersehen vor Rom!

Auf König Witichis, jetzt zu den Waffen.

Du hast das Aeußerste versucht an Friedensliebe und Schmach geerntet.

Jetzt auf! Lang genug hast du gezögert und gerüstet! Jetzt führ' uns an, zum Kampf."

Da tönten Trompetenstöße aus dem Lager: man hörte den Hufschlag eilig nahender Rosse.

Alsbald hob sich der Vorhang des Zeltes und eintrat Totila in glänzenden Waffen, vom weißen Mantel umwallt.

„Heil meinem König, Heil dir Königin," sprach er huldigend.

„Mein Auftrag ist erfüllt: ich bringe dir den Freundesgruß des Frankenkönigs.

Er hielt ein Heer bereit im Solde von Byzanz, dich anzugreifen.

Es gelang mir, ihn umzustimmen.

Sein Heer wird nicht gegen die Gothen in Italien einrücken.

Graf Markja von Mediolanum, der bisher die cottischen Alpen gegen die Franken gedeckt, ward dadurch frei mit seinen Tausendschaften: er folgt mir in Eile.

Im Rückweg hab ich aufgerafft, was ich irgend von waffenfähigen Männern fand und die Besatzungen der Burgen an mich gezogen.

Ferner:

Wir hatten bisher Mangel an Reiterei. Getrost, mein König: ich führe dir sechstausend Reiter zu, auf herrlichen Rossen.

Sie verlangen, sich zu tummeln in den Ebenen von Rom.

Nur Ein Wunsch lebt in uns allen: führ uns zum Kampf, zum Kampf nach Rom."

„Hab Dank, mein Freund, für dich und deine Reiter.

Sprich, Hildebrand, wie vertheilt sich jetzt unsres Heeres Macht?

Sagt an, ihr Feldherrn, wie viele führt ein jeder von euch?

Ihr Notare, zeichnet auf!"

„Ich führe drei Tausendschaften Fußvolk," rief Hildebad.

„Ich vierzig Tausendschaften zu Fuß und zu Roß mit Schild und Speer," sprach Herzog Guntharis.

„Ich vierzig Tausendschaften zu Fuß: Bogenschützen, Schleudrer, Speerträger," sagte Graf Grippa von Ravenna.

„Ich sieben Tausendschaften mit Messer und Keule," zählte Hildebrand.

„Und dazu Totila's sechs Tausendschaften Reiter und vierzehn erlesene Tausendschaften Teja's mit der Streitaxt — wo ist er? ich vermisse ihn hier! —

Und ich habe meine Scharen zu Fuß und zu Roß auf fünfzig Tausendschaften erhöht," schloß der König.

„Das sind zusammen einhundertsechzig Tausendschaften," schrieb der Proto-Notar, die Pergamentrolle dem König überreichend.

Da flog ein froher Glanz kriegerischen Stolzes über des Königs ernstes Angesicht.

„Einhundert Sechzig Tausendschaften gothische Männer: Belisar, sollen sie vor dir die Waffen strecken, ohne Kampf?

Wie lang braucht ihr noch Rast, um aufzubrechen?"

Da eilte der schwarze Teja in's Zelt.

Er hatte beim Eintreten die letzte Frage vernommen.

Sein Auge sprühte Blitze, er bebte vor Zorn.

„Rast? Keine Stunde Rast mehr: auf zur Rache, König Witichis!

Ein ungeheurer Frevel ist geschehn, der laut um Rache gegen Himmel schreit. Führ' uns sofort zum Kampf!"

„Was ist geschehn?"

„Ein Feldherr Belisars, der Hunne Ambazuch, umschloß, wie du weißt, seit lange mit Hunnen und Armeniern das feste Petra.

Kein Entsatz war nah und fern.

Der junge Graf Arahad nur — er suchte wohl den Tod — überfiel mit seiner kleinen Gefolgschaft die Uebermacht; er fiel im tapfersten Gefecht.

Verzweifelt widerstand das Häuflein gothischer Männer in der Burg.

Denn alles wehrlose Volk der Gothen: Greise, Kranke, Weiber, Kinder, vom flachen Land in Tuscien, Valeria und Picenum war hierher geflüchtet vor dem Feind, wohl viele Tausend.

Endlich zwang sie der Hunger, gegen freien Abzug die Thore zu öffnen. Der Hunne schwor allen Gothen in der Stadt, ihr Blut nicht zu vergießen.

Er zog ein und befahl den Gothen sich in der großen Basilika Sanct Zeno's zu versammeln.

Das thaten sie, über fünf Tausend Köpfe, Greise, Weiber, Kinder und ein Paar hundert Krieger.

Und als sie alle beisammen —"

Teja hielt schaudernd inne.

„Nun?" fragte Mataswintha, erblassend.

„Da schloß der Hunne die Thüren, umstellte das Haus mit seinem Heer und — verbrannte sie alle fünftausend, sammt der Kirche."

„Und der Vertrag?" rief Witichis.

„Ja, so schrien auch die Verzweifelten ihn an durch Qualm und Flammen.

„Der Vertrag," lachte der Hunne, „sei erfüllt: kein Tropfe Blutes sei vergossen.

Ausbrennen müsse man die Gothen aus Italien wie die Feldmäuse und schlechtes Gewürm."

Und so sahn die Byzantiner zu, wie fünf Tausend Gothen, Greise, Weiber, Kranke, Kinder — König Witichis, hörst du's? — Kinder! elend erstickten und verbrannten.

Solches geschieht und du — du sendest Friedensboten!

Auf, König Witichis," rief der Ergrimmte, das Schwert aus der Scheide reißend, „wenn du ein Mann bist, brich jetzt auf zur Rache.

Die Geister der Erwürgten ziehn vorauf —

Führ' uns zum Kampf! zur Rache führ' uns an!"

„Führ' uns zum Kampf! zur Rache führ' uns an!" wiederhallte das Zelt vom Ruf der Gothen.

Da stand Witichis auf in ruhiger Kraft.

„So soll's sein, das Aeußerste geschah.

Und unsere beste Rüstung ist unser Recht: jetzt auf, zum Kampf."

Und er reichte seiner Königin die Pergamentrolle, die er in der Hand hielt, die über seinem Stuhl hängende Königsfahne, das blaue Bandum, zu ergreifen.

„Ihr seht das alte Banner Theoderichs in meiner Hand, das er von Sieg zu Sieg getragen.

Wohl ruht es jetzt in schlechtrer Hand als seine war — doch zaget nicht.

Ihr wisset: übermüthige Zuversicht ist meine Sache nicht, doch diesmal sag ich euch voraus: in dieser Fahne rauscht ein naher Sieg, ein großer, stolzer, rachefroher Sieg.

Folgt mir hinaus.

Das Heer bricht auf, sogleich. Ihr Feldherrn, ordnet eure Scharen: nach Rom!"

„Nach Rom," wiederhallte das Zelt.

„Nach Rom!"

Sechstes Capitel.

Inzwischen schickte sich Belisar an, mit der Hauptmacht seines Heeres die Stadt zu verlassen: Johannes hatte er deren Bewachung übertragen.

Er hatte beschlossen, die Gothen in Ravenna aufzusuchen.

Sein bisher von keinem Unfall gehemmter Siegeslauf und die Erfolge seiner vorausgeschickten Streifscharen, welche durch den Uebergang der Italier alles flache Land, auch alle Vesten und Burgen und Städte, bis nahe bei Ravenna gewonnen, hatten in ihm die Zuversicht erzeugt, daß der Feldzug bald beendigt und nur das Erdrücken der rathlosen Barbaren in ihrem letzten Schlupfwinkel übrig sei.

Denn nachdem Belisar selbst den ganzen Süden der Halbinsel: Bruttien, Lucanien, Calabrien, Apulien, Campanien: dann Rom mit Samnium und die Valeria durchzogen und besetzt hatte, waren seine Unterfeldherrn, Bessas und Constantinus, mit der lanzentragenden Leibwache des Feldherrn, die unter Führung des Armeniers Zanter, der Persers Chanaranges und des Massageten

Aeschman standen, vorausgesendet worden, Tuscien zu unterwerfen.

Bessas rückte vor das sturmfeste Narnia: für die damaligen Belagerungsmittel war die Burgstadt fast uneinnehmbar — sie thront auf hohem Berge, dessen Fuß der tiefe Nar umspült.

Die beiden einzigen Zugänge, vom Osten und vom Westen, sind ein enger Felsenpaß und die hohe, alte. von Kaiser Augustus gebaute, befestigte Brücke. —

Aber die römische Bevölkerung überwältigte die halbe gothische Hundertschaft, die hier lag, und öffnete den Thrakiern des Bessas die Thore.

Dem Constantinus erschlossen sich ebenso ohne Schwertstreich Spoletium und Perusia.

Auf der östlichen Seite des jonischen Meerbusens hatte inzwischen ein andrer Unterfeldherr Belisars, der Comes Sacri Stabuli Constantinus, den Tod zweier byzantinischer Heerführer, des Magister Militum für Illyrien, Mundus, und seines Sohnes Mauricius, welche im Anfang des Krieges bei Salona in Dalmatien im Gefecht gegen die Gothen gefallen waren, gerächt, Salona besetzt und durch ihre große Uebermacht die geringen gothischen Scharen zum Rückzug auf Ravenna gezwungen. Ganz Dalmatien und Liburnien war darauf den Byzantinern zugefallen.

Von Tuscien aus streiften, wie wir sahen, die Hunnen Justinians schon durch Picenum und bis in die Aemilia.

Die Friedensvorschläge des Gothenkönigs hielt Belisar daher für Zeichen der Schwäche.

Daß die Barbaren zum Angriff übergehen könnten, fiel ihm nicht ein.

Dabei trieb es ihn, Rom zu verlassen, wo es ihn anwiderte, der Gast des Präfecten zu heißen; im freien Felde mußte sein Uebergewicht bald wieder hervortreten.

Der Präfect ließ das Capitol in der treuen Hut des Lucius Licinius und folgte dem Zuge Belisars.

Vergebens warnte er diesen vor all zu großer Zuversicht.

„Bleibe du doch hinter den Felsen des Capitols, wenn du die Barbaren fürchtest," hatte dieser stolz geantwortet.

„Nein," erwiderte dieser. „Eine Niederlage Belisars ist ein zu seltnes Schauspiel, man darf es nicht versäumen."

In der That, Cethegus hätte eine Demüthigung des großen Feldherrn, dessen Ruhm die Italier allzusehr anzog, gerne gesehn.

Belisar hatte sein Heer aus den nördlichen Thoren der Stadt geführt und wenige Stadien vor der Stadt in einem Lager versammelt, es hier zu mustern und neu zu ordnen und zu gliedern.

Schon der starke Zufluß von Italiern, die zu seinen Fahnen geeilt waren, machte es nöthig.

Auch Ambazuch, Bessas und Constantinus hatte er mit dem größten Theil ihrer Truppen wieder in dies Lager herangezogen: sie ließen in den von ihnen gewonnenen Städten nur kleine Besatzungen zurück.

Dunkle Gerüchte von einem anrückenden Gothenheer hatten sich in das Lager verbreitet.

Aber Belisar schenkte ihnen keinen Glauben.

„Sie wagen es nicht," hatte er dem warnenden Prokop entgegnet. „Sie liegen in Ravenna und zittern vor Belisarius."

Spät in der Nacht lag Cethegus schlaflos auf dem Lager in seinem Zelt.

Er ließ die Ampel brennen.

„Ich kann nicht schlafen," sagte er —: „in den Lüften klirrt es wie Waffen und riecht's wie Blut.

Die Gothen kommen. Sie rücken wohl durch die Sabina, die Via casperia und salara herab."

Da rauschten seine Zeltvorhänge zurück und Syphax stürzte athemlos an sein Lager.

„Ich weiß es schon," sagte Cethegus aufspringend, „was du meldest: die Gothen kommen."

„Ja, Herr, morgen sind sie da.

Sie zielen auf das salarische Thor.

Ich hatte das beste Roß der Königin, aber dieser Totila, der den Vortrab führt, jagt wie der Wind durch die Wüste.

Und hier im Lager ahnt Niemand etwas."

„Der große Feldherr," lächelte Cethegus, „hat keine Vorposten ausgestellt."

„Er verließ sich ganz auf den festen Thurm an der Aniusbrücke*) aber —"

*) Prokop Gothenkrieg I. 17. 18. jetzt hier aus Verwechslung den Tiber statt des Anio.

„Nun? der Thurm ist fest."

„Ja, aber die Besatzung, römische Bürger aus Neapolis, ging zu den Gothen über, als sie der junge Totila, der Führer des Vortrabs, anrief.

Die Leibwächter Belisars, welche sich widersetzten, wurden gebunden, zumal Innocentius, und Totila ausgeliefert. Der Thurm und die Brücke ist in der Gothen Hand."

„Es wird hübsch werden! Hast du eine Ahnung, wie stark der Feind?"

„Keine Ahnung, Herr: ich weiß es so genau wie König Witichis selbst.

Hier die Liste ihrer Truppen.

Sie schickt dir Mataswintha, seine Königin."

Cethegus sah ihn forschend an.

„Geschehen Wunder, die Barbaren zu verderben?"

„Ja Herr, Wunder geschehen!

Dies sonnenschöne Weib will ihres Volkes Untergang um des Einen willen.

Und dieser Eine ist ihr Gatte."

„Du irrst:" sagte Cethegus, „sie liebte ihn schon als Mädchen und kaufte seine Büste."

„Ja, sie liebt ihn.

Aber er nicht sie.

Und die Marsbüste ward zerschlagen in der Brautnacht."

„Das hat sie dir doch schwerlich selbst gesagt."

„Aber Aspa, die Tochter meines Landes, ihre Sklavin.

Sie sagt mir Alles. Sie liebt mich.

Und sie liebt ihre Herrin, fast wie ich dich.

Und Mataswintha will mit dir das Gothenreich verderben.

Und sie wird durch Aspa alles schreiben in den Zauberzeichen unsers Stammes.

Und ich würde diese Sonnenkönigin zu meinem Weibe nehmen, wenn ich Cethegus wäre."

„Ich auch, wenn ich Syphax wäre.

Aber deine Botschaft ist eine Krone werth!

Ein listig, rachedürstend Weib wiegt Legionen auf! Jetzt Trotz euch, Belisar, Witichis und Justinian!

Erbitte dir eine Gnade, jede, nur nicht deine Freiheit — ich brauche dich noch."

„Meine Freiheit ist — dir dienen. Eine Gunst: laß mich morgen neben dir fechten."

„Nein, mein hübscher Panther, deine Klauen kann ich noch nicht brauchen — nur deinen Leisegang.

Du schweigst gegen Jedermann von der Gothen Nähe und Stärke.

Lege mir die Rüstung an und gieb den Plan der salarischen Straße dort aus der Capsel.

Jetzt rufe mir Marcus Licinius und den Führer meiner Isaurier, Sandil."

Syphax verschwand.

Cethegus warf einen Blick auf den Plan.

„Also dort her, von Nordwesten, kommen sie, die Hügel herab.

Wehe dem, der sie dort aufhalten will.

Darauf folgt der tiefe Thalgrund, in dem wir lagern. Hier wird die Schlacht geschlagen und verloren.

Hinter uns, südöstlich, zieht sich unsre Stellung entlang dem tiefen Bach; in diesen werden wir unfehlbar geworfen: die Brücken werden nicht zu halten sein.

Darauf eine Strecke flachen Landes — welch schönes Feld für die gothischen Reiter, uns zu verfolgen! —

Noch weiter rückwärts endlich ein dichter Wald und eine enge Schlucht mit dem zerfallnen Castell Hadrians. —

Marcus," rief er dem Eintretenden entgegen, „meine Scharen brechen auf.

Wir ziehn hinab den Bach in den Wald und jeden, der dich fragt, dem sagst du: wir ziehn zurück nach Rom."

„Nach Hause? ohne Kampf?" fragte Marcus erstaunt, „du weißt doch: es steht der Kampf bevor?"

„Ebendeßwegen!" Damit schritt er hinaus, Belisar in seinem Zelt zu wecken.

Aber er fand ihn schon wach: Prokop stand bei ihm.

„Weißt du's schon, Präfect? flüchtendes Landvolk meldet, ein Häuflein gothischer Reiter naht: die Tollkühnen reiten in ihr Verderben: sie wähnen die Straße frei bis Rom."

Und er fuhr fort sich zu rüsten.

„Aber die Bauern melden, die Reiter seien nur die Vorhut. Es folge ein furchtbares Heer von Barbaren", warnte Prokop.

„Eitle Schrecken! Sie fürchten sich, diese Gothen — Witichis wagt gar nicht, mich aufzusuchen.

Endlich habe ich, vierzehn Stadien vor Rom, die Aniobrücke durch einen Thurm geschützt — Martinus hat ihn gebaut nach meinem Gedanken — der allein hält der Barbaren Fußvolk mehr als eine Woche auf — mögen auch ein paar Gäule durch den Fluß geschwommen sein."

„Du irrst, Belisarius! ich weiß es gewiß: das ganze Heer der Gothen naht," sprach Cethegus.

„So geh' nach Hause, wenn du es fürchtest."

„Ich mache Gebrauch von dieser deiner Erlaubniß. Ich habe mir in diesen Tagen das Fieber geholt. Auch meine Isaurier leiden daran — ich ziehe mit deiner Gunst nach Rom zurück."

„Ich kenne dieses Fieber," sagte Belisar — „das heißt: — an Andern.

Es vergeht, sowie man Graben und Wall zwischen sich und dem Feinde hat.

Zieh ab, wir brauchen dich sowenig wie deine Isaurier."

Cethegus verneigte sich und ging.

„Auf Wiedersehen," sprach er, „o Belisarius.

Gieb das Zeichen zum Aufbruch meinen Isauriern," sprach er im Lager laut zu Marcus.

„Und meinen Byzantinern auch," setzte er leiser bei.

„Aber Belisar hat" —

„Ich bin ihr Belisar. Syphax, mein Pferd."

Während er aufstieg, sprengte ein Zug römischer Reiter heran: Fackeln leuchteten dem Anführer vorauf.

„Wer da? Ah du, Cethegus? wie, du reitest ab?

Deine Leute ziehn sich nach dem Fluß? Du wirst uns doch nicht verlassen, jetzt, in dieser höchsten Gefahr?" Cethegus beugte sich vor.

„Sieh, du, Calpurnius! ich erkannte dich nicht: du siehst so bleich.

Was bringst du von den Vorposten."

„Flüchtge Bauern sagen," sprach Calpurnius ängstlich, „es sei gewiß mehr als eine Streifschar. Es sei der König der Barbaren, Witichis selbst, im raschen Anzug durch die Sabina: sie seien schon auf dem linken Tiberufer: Widerstand ist dann — Wahnsinn — Verderben. Ich folge dir, ich schließe mich dir an."

„Nein," sagte Cethegus herb, „du weißt, ich bin abergläubisch: ich reite nicht gern mit den Furien verfallnen Männern.

Dich wird die Strafe für deinen feigen Knabenmord sicher ereilen.

Ich habe nicht Lust, sie mit dir zu theilen."

„Doch flüstern Stimmen in Rom, auch Cethegus verschmähe manchmal einen bequemen Mord nicht," sprach Calpurnius grimmig.

„Calpurnius ist nicht Cethegus," sprach der Präfect, stolz davon sprengend. „Grüße mir einstweilen den Hades!" rief er.

Siebentes Capitel.

„Verfluchtes Omen," knirschte Calpurnius.

Und er eilte zu Belisar: „befiel den Rückzug, rasch, Magister Militum."

„Warum, Vortrefflicher?"

„Es ist der Gothenkönig selbst."

„Und ich bin Belisar selbst," sagte dieser, den prachtvollen Helm mit dem weißen Roßschweif aufsetzend. „Wie konntest du deinen Posten im Vordertreffen verlassen."

„Herr, um dir das zu melden."

„Das konnte wohl kein Bote?

Höre, Römer, ihr seid nicht werth, daß man euch befreit.

Du zitterst ja, Mann des Schreckens.

Zurück mit dir in's Vordertreffen.

Du führst unsre Reiter zum ersten Angriff: ihr, meine Leibwächter Antallas und Kuturgur, nehmt ihn in die Mitte. Er muß tapfer sein, hört ihr?

Weicht er, — nieder mit ihm. So lehrt man Römer Muth.

Der Lager-Rufer sagte eben die letzte Stunde der Nacht an.

In einer Stunde geht die Sonne auf.

Sie muß unser ganzes Heer auf jenen Hügeln finden.

Auf! Ambazuch, Bessas, Constantinus, Demetrius, das ganze Lager bricht auf, dem Feind entgegen."

„Feldherr, es ist wie sie sagen," meldete Maxentius, der treueste der Leibwächter, „zahllose Gothen rücken an."

„Sie sind zwei Heere gegen uns," meldete Salomo, Belisars Hypaspisten-Führer.

„Ich rechne Belisar ein ganzes Heer."

„Und der Schlachtplan?" fragte Bessas.

„Im Angesicht des Feinds entwerf' ich ihn, während des Calpurnius Reiter ihn aufhalten.

Vorwärts, gebt die Zeichen, führt Phalion vor."

Und er schritt aus dem Zelte; nach allen Seiten stoben die Heerführer, die Hypaspisten, Prätorianer, Protectoren und Doryphoren auseinander, Befehle gebend, vertheilend, empfangend.

In einer Viertelstunde war alles in Bewegung gegen die Hügel.

Man nahm sich nicht Zeit, das Lager abzubrechen.

Aber der plötzliche Aufbruch brachte vielfache Verwirrung.

Fußvolk und Reiter geriethen in der dunkeln, mondlosen Nacht untereinander.

Auch hatte die Kunde von der Uebermacht der vordringenden Barbaren Muthlosigkeit verbreitet.

Es waren nur zwei nicht sehr breite Straßen, welche

6*

gegen die Hügel führten: so gab es manche Stockung und Hemmung.

Viel später als Belisar gerechnet, langte das Heer im Angesicht der Hügel an und als die ersten Sonnenstrahlen sie beleuchteten, sah Calpurnius, der den Vortrapp führte, von allen Höhen gothische Waffen blitzen.

Die Barbaren waren Belisar zuvorgekommen.

Erschrocken machte Calpurnius Halt und sandte Belisar Nachricht.

Dieser sah ein, daß Calpurnius mit seinen Reitern nicht die Berge stürmen könne.

Er schickte Ambazuch und Bessas mit dem Kern des armenischen Fußvolks ab, um auf der breitern Straße zu stürmen.

Den linken und rechten Flügel führten Constantinus und Demetrius, er selbst brachte im Mitteltreffen seine Leibwachen als Rückhalt heran.

Calpurnius, froh des Wechsels im Plan, stellte seine Reiter unter den steilsten Abfall der Hügel, links seitab der Straße, von wo kein Angriff zu befürchten schien, den Erfolg von Ambazuchs und Bessas Sturm abzuwarten und die fliehenden Gothen zu verfolgen oder die weichenden Armenier aufzunehmen.

Oben auf den Höhen aber stellten sich die Gothen in langer Ausdehnung in Schlachtordnung.

Totila's Reiter waren zuerst eingetroffen: ihm hatte sich Teja, zu Pferd, vor Kampfbegier fiebernd, angeschlossen, — sein Beiltragendes Fußvolk war noch weit zurück — er

hatte sich ausgebeten, ohne Befehlsführung, überall, wo es ihn reizte, in's Handgemenge zu greifen.

Darauf war Hildebrand eingetroffen und hierauf der König mit der Hauptmacht gefolgt.

Herzog Gunthâris mit seinen und Teja's Leuten wurden noch erwartet.

Pfeilschnell war Teja zu Witichis zurückgeflogen.

„König," sagte er, „unter jenen Hügeln steht Belisar.

Er ist verloren, bei'm Gott der Rache! Er hat den Wahnsinn gehabt, vorzurücken.

Dulde nicht die Schmach, daß er uns zuvorkömmt im Angriff."

„Vorwärts!" rief König Witichis, „gothische Männer vor!"

In wenigen Minuten hatte er den Rand der Hügel erreicht und übersah das Thalgefild vor ihm.

„Hildebad — den linken Flügel!

Du, Totila, brichst mit deinen Reitern hier im Mitteltreffen, die Straße herunter, vor.

Ich halte rechts seitab der Straße, bereit, dir zu folgen oder dich zu decken."

„Das wird's nicht brauchen," sagte Totila, sein Schwert ziehend. „Ich bürge dir, sie halten meinen Ritt diesen Hügel herab nicht auf."

„Wir werfen die Feinde in ihr Lager zurück, nehmen das Lager, werfen sie in den Bach, der dicht hinter dem Lager glänzt: was übrig ist, können eure Reiter, Totila und Teja, über die Ebene jagen bis Rom."

„Ja, wenn wir erst den Paß gewonnen haben, dort

in den Waldhügeln, hinter dem Fluß," sagte Teja mit dem Schwert hinüber deutend.

„Er ist noch unbesetzt, scheint's: ihr müßt ihn mit den Flüchtigen zugleich erreichen."

Da ritt der Bannerträger, Graf Wisand von Vulsinii, der Bandalarius des Heers, an den König heran.

„Herr König, ihr habt mir eine Bitte zu erfüllen zugesagt."

„Ja, weil du bei Salona den Magister Militum für Illyrien, Mundus, und seinen Sohn vom Roß gestochen."

„Ich habe es nun einmal auf die Magistri Militum. Ich möchte denselben Speer auch an Belisar erproben.

Nimm mir, nur für heute, das Banner ab und laß mich den Magister Belisar aufsuchen. Sein Roß, der Rothscheck Phalion oder Balian, wird so sehr gerühmt: und mein Hengst wird steif.

Und du kennst das alte gothische Reiter-Recht: „wirf den Reiter und nimm sein Roß."

„Gut gothisch Recht!" raunte der alte Hildebrand.

„Ich muß die Bitte gewähren," sprach Witichis, das Banner aus der Hand Wisands nehmend.

Dieser sprengte eilig hinweg.

„Guntharis ist nicht zur Stelle, so trage du es heute, Totila."

„Herr König," entgegnete dieser, „ich kann's nicht tragen, wenn ich meinen Reitern den Weg in die Feinde zeigen soll."

Witichis winkte Teja.

„Vergieb,“ sagte dieser: „heut' denk' ich beide Arme sehr zu brauchen.“

„Nun, Hildebad.“

„Danke für die Ehre: ich hab's nicht schlechter vor als die Andern!“

„Wie,“ sagte Witichis, fast zürnend, „muß ich mein eigner Bannerträger sein, will keiner meiner Freunde mein Vertrauen ehren?“

„So gieb mir die Fahne Theoderichs,“ sprach der alte Hildebrand, den mächtigen Schaft ergreifend.

„Mich lüstet weitern Kampfes nicht so sehr.

Aber mich freut's, wie die Jungen nach Ruhme dürsten.

Gieb mir das Banner, ich will's heute wahren wie vor vierzig Sommern.“

Und er ritt sofort an des Königs rechte Seite.

„Der Feinde Fußvolk rückt den Berg hinan,“ sprach Witichis, sich im Sattel hebend.

„Es sind Hunnen und Armenier,“ sagte Teja, mit seinem Falkenauge spähend, „ich erkenne die hohen Schilde!“

Und den Rappen vorwärts spornend rief er: „Ambazuch führt sie, der eidbrüchige Brandmörder von Petra.“

„Vorwärts, Totila,“ sprach der König, „und aus diesen Scharen — — keine Gefangnen.“

Rasch sprengte Totila zu seinen Reitern, welche hart an der Mündung der aufsteigenden Straße auf der Höhe aufgestellt waren.

Mit scharfem Blick musterte er die Bewaffnung der

Armenier, welche in tiefen Colonnen langsam Bergauf rückten.

Sie trugen schwere, mannshohe Schilde und kurze Speere zu Stoß und Wurf.

„Sie dürfen nicht zum Werfen kommen," rief er seinen Reitern zu.

Er ließ sie die leichten Schilde auf den Rücken werfen und befahl, im Augenblick des Anpralls die langen Lanzen, statt, wie üblich, in der Rechten, in der Linken, der Zügelhand, zu führen, den Zügel einfach um das Handgelenk geschlungen und über die Mähne weg die Lanze aus der rechten in die linke Faust werfend.

Dadurch trafen sie auf die rechte, vom Schild nicht gedeckte Seite der Feinde.

„So wie der Stoß angeprallt — sie werden ihm nicht stehen — werft die Lanze im Arm-Riem zurück, zieht das Schwert und haut nieder, was noch steht."

Er stellte sie nun, die Colonne der Feinde rechts und links überflügelnd, auf beiden Seiten neben der Straße auf.

Er selbst führte den Keil auf der Straße.

Er beschloß, den Feind die Hälfte des Hügels herankommen zu lassen.

Mit athemloser Spannung sahen beide Heere dem Zusammenstoß entgegen.

Ruhig rückte Ambazuch, ein erprobter Soldat, vorwärts.

„Laßt sie nur dicht heran, Leute," sagte er, „bis ihr das Schnauben der Rosse im Gesicht spürt.

Dann, und nicht eher, werft: und zielt mir tief, auf die Brust der Pferde, und zieht das Schwert.

So hab' ich noch alle Reiter geschlagen."

Aber es kam anders.

Denn als Totila, voransprengend, das Zeichen zum Angriff gab, schien eine donnernde Lawine vom Berg herab über die erschrocknen Feinde einzubrechen.

Wie der Sturmwind jagte die blitzende, klirrende, schnaubende, dröhnende Masse heran: und eh' die erste Reihe der Armenier Zeit gefunden, die Wurfspeere nur zu heben, lag sie schon, von den langen Lanzen auf der schildlosen Seite durchbohrt, niedergestreckt.

Sie waren weggefegt, als wären sie nie gestanden.

Blitzschnell war das geschehen: und während noch Ambazuch seiner zweiten Reihe, in der er selber stand, Befehl geben wollte, zu knieen und die Speere einzustemmen, sah er schon auch seine zweite Reihe überritten, die dritte auseinander gesprengt und die vierte unter Bessas kaum noch Widerstand leistend gegen die furchtbaren Reiter, die jetzt erst dazu kamen, die Schwerter zu ziehen.

Er wollte das Gefecht stellen: er flog zurück und rief seinen wankenden Scharen Muth zu.

Da erreichte ihn Totila's Schwert: ein Hieb zerschlug ihm den Helm.

Er stürzte in die Knie und streckte den Griff seines Schwertes dem Gothen entgegen.

„Nimm Lösegeld," rief er, „ich bin dein."

Und schon streckte Totila die Hand aus, ihm die Waffe abzunehmen, da rief Teja's Stimme:

„Denk' an Burg Petra."

Ein Schwert blitzte und zerspaltnen Haupts sank Ambazuch.

Da stob die letzte Reihe der Armenier, Bessas mit fortreißend, entsetzt auseinander, — das Vorder-Treffen Belisars war vernichtet.

Mit lautem Freuderuf hatten König Witichis und die Seinen den Sieg Totila's mit angesehn.

„Sieh, jetzt schwenken die hunnischen Reiter, die hier grade unter uns stehen, gegen Totila," sagte der König zu dem alten Bannerträger.

„Totila wendet sich gegen sie. Sie sind viel zahlreicher.

Auf! Hildebad, eile die Straße hinunter, ihm zu Hülfe."

„Ha," rief der Alte, sich vorbeugend im Sattel, und über den Felsrand spähend, „wer ist der Reitertribun da unten zwischen den zwei Leibwächtern Belisars?"

Witichis beugte sich vor.

„Calpurnius!" rief er mit gellendem Schrei.

Und siehe, urplötzlich sprengte der König, keinen Pfad suchend, grade wo er stand, hinab die Felshöhe auf den Verhaßten.

Die Furcht, er möchte ihm entrinnen, ließ ihn Alles vergessen.

Und als hätte er Flügel, als hätte der Gott der Rache ihn herabgeführt über Gebüsch und spitze Felsspalten und Schroffen und Gräben sauste der König hinunter.

Einen Augenblick faßte den alten Waffenmeister Entsetzen: solchen Ritt hatte er noch nie geschaut.

Aber im nächsten Moment schwang er die blaue Fahne und rief:

„Nach! nach, eurem König!"

Und das berittne Gefolge voran, das Fußvolk, springend und auf den Schilden rutschend, hinterher, brach das Mitteltreffen der Gothen plötzlich steil von oben auf die hunnischen Reiter.

Calpurnius hatte aufgesehn.

Ihm war, als ob sein Name, gellend gerufen, an sein Ohr schlüge.

Ihm war der Ruf wie die Posaune des Weltgerichts.

Wie blitzgetroffen wandte er sich und wollte auf und davon.

Aber der maurische Leibwächter zur Rechten fiel ihm in den Zügel: „Halt, Tribun!" sagte Antallas, auf Totila's Reiter deutend — „dort ist der Feind!"

Ein Schmerzenschrei riß ihn und Calpurnius zur Linken herum.

Da stürzte der zweite der Leibwächter, der Hunne Kuturgur, zu seiner Linken, klirrend vom Pferd, unter dem Schwerthieb eines Gothen, der plötzlich wie vom Himmel gefallen schien.

Und hinter diesem Gothen drein sprang und kletterte und wogte es den steilen Felshang hinab, der doch pfadlos schien: und die Reiter waren von diesem plötzlich von Oben gekommenen Feind in der Flanke umfaßt, während

sie gleichzeitig in der Stirnseite mit den Geschwadern Totila's zusammenstießen.

Calpurnius erkannte den Gothen.

„Witichis!" rief er entsetzt, und ließ den Arm sinken.

Aber sein Pferd rettete ihn; verwundet und scheu geworden durch den Fall des hunnischen Leibwächters zur Linken, setzte es in wilden Sprüngen davon.

Der maurische Leibwächter zu seiner Rechten warf sich wüthend auf den König der Gothen, der ganz allein den Seinigen weit voraus geeilt war.

„Nieder, Tollkühner!" schrie er.

Aber im nächsten Augenblick hatte ihn das Schwert des Witichis getroffen, der unaufhaltsam Alles vor sich nieder zu werfen schien, was ihn von Calpurnius jetzt noch fern hielt.

Rasend setzte ihm Witichis nach.

Mitten durch die Reihen der hunnischen Reiter, die, entsetzt vor diesem Anblick, auseinander stoben.

Calpurnius hatte sein Pferd wieder bemeistert und suchte jetzt Schutz hinter den dichtesten Geschwadern seiner Reiter.

Umsonst.

Witichis verlor ihn nicht aus dem Auge und ließ nicht von ihm ab.

Wie dicht er sich unter seinen Reitern barg, wie rasch er floh, — er entging nicht dem Blicke des Königs, der Alles erschlug, was sich zwischen ihn und den Mörder seines Sohnes drängte.

Knäul auf Knäul, Gruppe auf Gruppe löste sich vor dem furchtbaren Schwert des rächenden Vaters: die ganze Masse der Hunnen war quer getheilt von dem Flüchtenden und seinem Verfolger.

Sie vermochte nicht, sich wieder zu schließen.

Denn ehe noch Totila ganz heran war, hatte der alte Bannerträger mit Reitern und Fußvolk ihre rechte Flanke durchbrochen, in zwei Theile gespalten.

Als Totila ansprengte, hatte er nur noch Flüchtlinge zu verfolgen.

Der Theil zur rechten wurde alsbald von Totila und Hildebrand in die Mitte genommen und vernichtet.

Der größere Theil zur Linken floh zurück auf Belisar.

Calpurnius jagte indessen, wie von Furien gehetzt, über das Schlachtfeld.

Er hatte einen großen Vorsprung, da sich Witichis sieben Mal erst hatte Bahn hauen müssen.

Aber ein Dämon schien Boreas, des Gothen Roß, zu treiben: näher und näher kam er seinem Opfer.

Schon vernahm der Flüchtling den Ruf, zu stehen und zu fechten.

Noch hastiger spornte er sein Pferd.

Da brach es unter ihm zusammen.

Noch bevor er sich aufgerafft, stand Witichis vor ihm, der vom Sattel gesprungen war.

Er stieß ihm, ohne ein Wort, mit dem Fuß das Schwert hin, das ihm entfallen.

Da faßte sich Calpurnius mit dem Muth der Verzweiflung.

Er hob das Schwert auf und warf sich mit einem Tigersprung auf den Gothen.

Aber mitten im Sprung stürzte er rücklings nieder.

Witichis hatte ihm die Stirn mitten entzwei gehauen.

Der König setzte den Fuß auf die Brust der Leiche und sah in das verzerrte Gesicht.

Dann seufzte er tief auf:

„Jetzt hab ich die Rache. O hätt' ich mein Kind."

Mit Ingrimm hatte Belisar die so ungünstige Eröffnung des Kampfes mit angesehen.

Aber seine Ruhe, seine Zuversicht verließ ihn nicht, als er Ambazuchs und Bessa's Armenier weggefegt, als er des Calpurnius Reiter durchbrochen und geworfen sah.

Er erkannte jetzt die Uebermacht und Ueberlegenheit des Feindes.

Aber er beschloß, auf der ganzen Linie vorzurücken, eine Lücke lassend, um den Rest der fliehenden Reiter aufzunehmen.

Jedoch scharf bemerkten dies die Gothen und drängten, Witichis voran, Totila und Hildebrand, welche die Umzingelten vernichtet hatten, folgend, den Flüchtlingen jetzt so umgestüm nach, daß sie mit ihnen zugleich die Linie Belisars zu erreichen und zu durchdringen drohten.

Das durfte nicht sein.

Belisar füllte diese Lücke selbst durch seine Leibwache zu Fuß und schrie den fliehenden Reitern entgegen, zu halten und zu wenden.

Aber es war, als ob die Todesfurcht ihres gefallnen Führers sie alle ergriffen hätte.

Sie scheuten das Schwert des Gothenkönigs hinter sich mehr als den drohenden Feldherrn vor sich: und ohne Halt und Fassung rasten sie, als wollten sie ihr eignes Fußvolk niederreiten, im vollen Galopp heran.

Einen Augenblick ein furchtbarer Stoß — ein tausendstimmiger Schrei der Angst und Wut — ein wirrer Knäuel von Reitern und Fußvolk minutenlang — darunter einhauende Gothen — und plötzlich ein Auseinanderstieben nach allen Seiten unter gellendem Siegesruf der Feinde. —

Belisars Leibwache war niedergeritten, seine Hauptschlachtlinie durchbrochen. —

Er befahl den Rückzug in's Lager.

Aber es war kein Rückzug mehr: es war eine Flucht.

Hildebad's, Guntharis' und Teja's Fußvolk waren jetzt auf dem Schlachtfeld eingetroffen: die Byzantiner sahen ihre Stellung im Ganzen geworfen: sie verzweifelten am Widerstand und mit großer Unordnung eilten sie nach dem Lager zurück.

Gleichwohl hätten sie dasselbe noch in guter Zeit vor den Verfolgern erreicht, hätte nicht ein unerwartetes Hinderniß alle Wege gesperrt.

So siegesgewiß war Belisar ausgezogen, daß er das ganze Fuhrwerk, die Wagen und das Gepäck des Heeres, ja selbst die Herden, welche ihm nachgetrieben wurden

nach der Sitte jener Zeit, den Truppen auf allen Straßen zu folgen befohlen hatte.

Auf diesen langsamen, schwer beweglichen und schwer zu entfernenden Körper stießen nun überall die weichenden Truppen und grenzenlose Hemmung und Verwirrung trat ein.

Soldaten und Packknechte wurden handgemein: die Reihen lösten sich zwischen den Karren, Kisten und Wagen.

Bei Vielen erwachte die Beutelust und sie fingen an, das Gepäck zu plündern, ehe es in die Hände der Barbaren falle.

Ueberall ein Streiten, Fluchen, Klagen, Drohen: dazwischen das Krachen der Lastwagen, die zerbrochen wurden, wie das Blöken und Brüllen der erschrocknen Herden.

„Gebt den Troß Preis! Feuer in die Wagen! schickt die Reiter durch die Herden!“ befahl Belisar, der mit dem Rest seiner Leibwachen in guter Ordnung mit dem Schwert sich Bahn brach.

Aber vergebens.

Immer unentwirrbarer, immer dichter wurde der Knäuel — nichts schien ihn mehr lösen zu können.

Da zerriß ihn die Verzweiflung.

Der Schrei, „die Barbaren über uns!“ erscholl aus den hintersten Reihen.

Und es war kein leerer Schreck.

Hildebad mit dem Fußvolk war jetzt in die Ebene

hinab gestiegen und seine ersten Reihen trafen auf den wehrlosen Knäuel.

Da gab es eine furchtbare wogende Bewegung nach vorn: ein tausendstimmiger Schrei der Angst — der Wuth — des Schmerzes der Angegriffnen, der Leibwachen, welche, alter Tapferkeit gedenk, fechten wollten und nicht konnten: — der Zertretnen und Zerdrückten — und plötzlich stürzte der größte Theil der Wagen, mit ihrer Bespannung, und mit den Tausenden, die darauf und dazwischen zusammengedrängt waren, mit donnerndem Krachen in die Gräben links und rechts neben der Hochstraße.

So ward der Weg frei. —

Und unaufhaltsam, ordnungslos ergoß sich der Strom der Flüchtigen nach dem Lager.

Mit lautem Siegesgeschrei folgte das gothische Fußvolk, ohne Mühe mit den Fernwaffen, mit Pfeilen, Schleudern und Wurfspeeren, in dem dichten Gewühl seine Ziele treffend, während Belisar mit Mühe die unaufhörlichen Angriffe der Reiter Totila's und des Königs abwehrte.

„Hilf, Belisar," rief Aigan, der Führer der massagetischen Söldner, aus dem eben gesprengten Knäuel heranreitend, das Blut aus dem Gesicht wischend: „meine Landsleute haben heut' den schwarzen Teufel unter den Feinden gesehen.

Sie stehn mir nicht.

Hilf: dich fürchten sie sonst mehr als den Teufel!"

Mit Knirschen sah Belisar hinüber nach seinem rechten

Flügel, der aufgelöst über das Blachfeld jagte, von den Gothen gehetzt.

„O Justinianus, kaiserlicher Herr, wie erfüll' ich schlecht mein Wort!"

Und die weitere Deckung des Rückzugs in's Lager dem erprobten Demetrius überlassend — denn das hügelige Terrain, das jetzt erreicht war, schwächte die Kraft der verfolgenden Reiter — sprengte er mit Aigan und seiner berittnen Garde querfeldein mitten unter die Flüchtenden.

„Halt!" donnerte er ihnen zu, „halt, ihr feigen Hunde.

Wer flieht, wo Belisar streitet?

Ich bin mitten unter euch, kehrt und siegt!"

Und aufschlug er das Visir des Helmes und zeigte ihnen das majestätische, das löwengewaltige Antlitz.

Und so mächtig war die Macht dieser Heldenpersönlichkeit, so groß das Vertrauen auf sein sieghaftes Glück, daß in der That Alle, welche die hohe Gestalt des Feldherrn auf seinem Rothscheck erkannten, stutzten, hielten, und mit einem Ruf der Ermuthigung sich den nachdringenden Gothen wieder entgegen wandten.

An dieser Stelle wenigstens war die Flucht zu Ende.

Da schritt ein gewaltiger Gothe heran, leicht sich Bahn brechend.

„Heia, das ist fein, daß ihr einmal des Laufens müde seid, ihr flinken Griechlein.

Ich konnt' euch nicht mehr nach vor Schnaufen.

In den Beinen seid ihr uns überlegen. Laßt sehn, ob auch in den Armen.

Ha, was weicht ihr, Bursche! Vor dem, auf dem Braunscheck? Was ist's mit dem?"

„Herr, das muß ein König sein unter den Wälschen, kaum kann man sein zornig Auge tragen."

„Das wäre! Ah — das muß Belisarius sein!

Freut mich," schrie er ihm hinüber, „daß wir uns treffen, du kühner Held.

Nun spring vom Roß und laß uns die Kraft der Arme messen.

Wisse, ich bin Hildebad, des Tota Sohn.

Sieh, auch ich bin ja zu Fuß.

Du willst nicht?" rief er zornig. „Muß man dich vom Gaule holen?"

Und dabei schwang er in der Rechten wiegend den ungeheuren Speer.

„Wende, Herr, weich' aus," rief Aigan, „der Riese wirft ja junge Mastbäume."

„Wende, Herr," wiederholten seine Hypaspisten ängstlich.

Aber Belisar ritt, das kurze Schwert gezückt, ruhig dem Gothen um eine Pferdelänge näher.

Sausend flog der balkengleiche Speer heran, grad auf Belisars Brust.

Aber kurz, ehe er traf, ein kräftiger Hieb von Belisars kurzem Römerschwert und drei Schritte seitwärts fiel der Speer harmlos nieder.

„Heil Belisarius! Heil," schrieen die Byzantiner ermuthigt und drangen auf die Gothen ein.

„Ein guter Hieb," lachte Hildebad grimmig.

„Laß sehen, ob dir deine Fechtkunst auch gegen den hilft."

Und sich bückend hob er aus dem Ackerfeld einen alten zackigen Grenzstein, schwang ihn mit zwei Armen erst langsam hin und her, hob ihn dann über den Kopf mit beiden Händen und schleuderte ihn mit aller Kraft auf den heransprengenden Helden —: ein Schrei des Gefolges — rücklings stürzte Belisar vom Pferd. —

Da war es aus.

„Belisarius todt! wehe! Alles verloren, wehe!" schrieen sie, als die hochragende Gestalt verschwunden, und jagten besinnungslos nach dem Lager zu.

Einzelne flohen unaufhaltsam bis an und in die Thore Roms.

Umsonst war's, daß sich die Lanzen- und Schildträger todesmuthig den Gothen entgegen warfen: sie konnten nur ihren Herrn, nicht die Schlacht mehr retten.

Den ersten tödtlichen Schwerthieb Hildebads, welcher herangestürmt war, fing der treue Maxentius auf mit der eignen Brust.

Aber hier sank auch ein gothischer Reiter endlich vom Roß, der erst nach Hildebad Belisar erreicht und sieben Leibwächter erschlagen hatte, um bis zum Magister Militum durchzudringen.

Mit dreizehn Wunden fanden ihn die Seinen.

Aber er blieb am Leben.

Und er war einer der Wenigen, welche den ganzen Krieg durchkämpften und überlebten —, Wisand, der Bandalarius.

Belisar, von Aigan und Valentinus, seinem Hippokomos (Roßwart), wieder auf den Rothschecken gehoben und rasch von der Betäubung erholt, erhob umsonst den Feldherrnstab und Feldherrnruf: sie hörten nicht mehr und wollten nicht hören.

Umsonst hieb er nach allen Seiten unter die Flüchtigen: er wurde fortgerissen von ihren Wogen bis an's Lager.

Hier gelang es ihm noch einmal, an einem festen Thor, die nachdringenden Gothen aufzuhalten.

„Die Ehre ist hin," sagte er unwillig, „laßt uns das Leben wahren."

Mit diesen Worten ließ er die Lagerthore schließen, ohne Rücksicht auf die großen Massen der noch Ausgeschlossenen.

Ein Versuch des ungestümen Hildebad, ohne Weitres einzudringen, scheiterte an dem starken Eichenholz des Pfalwerks, das dem Speerwurf und den Schleudersteinen trotzte.

Unmuthig auf seinen Speer gelehnt kühlte er sich einen Augenblick von der Hitze.

Da bog Teja, der längst, wie der König und Totila, abgesessen, prüfend und das Pfalwerk messend, um die Ecke des Walls.

„Die verfluchte Holzburg," rief ihm Hildebad entgegen.

„Da hilft nicht Stein, nicht Eisen."

„Nein," sagte Teja, „aber Feuer!"

Er stieß mit dem Fuß in einen Aschenhaufen, der neben ihm lag.

„Das sind die Wachtfeuer, sammt dem Reisig, von heute Nacht.

Hier glimmen noch Gluthen!

Hierher, ihr Männer, steckt die Schwerter ein, entzündet den Reisig! werft Feuer in das Lager!"

„Prachtjunge," jubelte Hildebad, „flugs, ihr Bursche, brennt sie aus, wie den Fuchs aus dem Bau! der frische Nordwind hilft."

Und rasch waren die Wachtfeuer wieder entfacht, hunderte von Bränden flogen in das trockne Sparrenwerk der Schanze.

Und bald schlugen die Flammen lodernd gen Himmel.

Der dichte Qualm, vom Wind in's Lager getragen, schlug den Byzantinern in's Gesicht und machte die Vertheidigung der Wälle unmöglich.

Sie wichen in das Innere des Lagers.

„Wer jetzt sterben dürfte!" seufzte Belisar. — „Räumt das Lager! Hinaus zur Porta decumana.

In gut geschlossner Ordnung zu den Brücken hinter uns!"

Aber der Befehl, das Lager zu räumen, zerriß das letzte Band der Zucht, der Ordnung und des Muthes.

Während unter Teja's dröhnenden Axthieben die verkohlten Thorbalken nieder krachten und mitten durch Flammen und Qualm der schwarze Held, wie ein Feuer-

dämon, der Erste, durch das prätorische Thor in's Lager sprang, rissen die Flüchtenden alle Thore, auch die seitwärts aus dem Lager nach Rom zu führten, die Portä principales rechts und links, auf einmal auf und strömten in wirren Massen nach dem Fluß.

Die Ersten erreichten noch sicher und unverfolgt die beiden Brücken; sie hatten großen Vorsprung, bis Hildebad und Teja Belisar aus dem brennenden Lager herausgedrängt.

Aber plötzlich — neues Entsetzen! — schmetterten die gothischen Reiterhörner ganz nahe.

Witichis und Totila hatten sich, sowie sie das Lager genommen wußten, sogleich wieder zu Pferd geworfen und führten nun ihre Reiter von beiden Seiten, links und rechts vom Lager her, den Flüchtenden in die Flanken.

Eben war Belisar aus dem decumanischen Lager-Thor gesprengt und eilte nach der einen Brücke zu, als er von links und rechts die verderblichen Reitermassen heransausen sah.

Noch immer verlor der gewaltige Kriegsmann die Fassung nicht.

„Vorwärts im Galopp an die Brücken!" befahl er seinen Saracenen, „deckt sie!" —

Es war zu spät: ein dumpfer Krach, gleich darauf ein zweiter, — die beiden schmalen Brücken waren unter der Last der Flüchtenden eingebrochen und zu Hunderten stürzten die hunnischen Reiter und die illyrischen Lanzenträger, Justinians Stolz, in das sumpfige Gewässer.

Ohne Bedenken spornte Belisar, an dem steilen Ufer

angelangt, sein Pferd in die schäumende und blutig gefärbte Fluth.

Schwimmend erreichte er das andere Ufer.

„Salomo," sagte er, sowie er drüben gelandet, zu seinen raschesten Prätorianern, „auf, nehmt hundert aus meinen Reiter-Wachen und jagt was ihr könnt nach dem Engpaß.

Ueberreitet alle Flüchtigen.

Ihr müßt ihn vor den Gothen erreichen, hört ihr? ihr müßt!

Er ist unser letzter Strohhalm."

Salomo und Dagisthäos gehorchten, und sprengten blitzschnell davon.

Belisar sammelte, was er von den zerstreuten Massen erreichen konnte.

Die Gothen waren wie die Byzantiner durch den Fluß eine Weile aufgehalten.

Aber plötzlich rief Aigan: „Da sprengt Salomo zurück!"

„Herr," rief dieser heranjagend: „Alles ist verloren! Waffen blitzen im Engpaß. Er ist schon besetzt von den Gothen."

Da, zum ersten Male an diesem Tage des Unglücks, zuckte Belisar zusammen.

„Der Engpaß verloren? — Dann entkommt kein Mann vom Heere meines Kaisers.

Dann fahrt wohl: Ruhm, Antonina und Leben.

Komm, Aigan, zieh' das Schwert, — laß mich nicht lebend fallen in Barbarenhand."

„Herr," sagte Aigan. „So hört' ich euch nie reden."

„So war's auch noch nie. Laß uns absteigen und sterben."

Und schon hob er den rechten Fuß aus dem Bügel, vom Roß zu springen, da sprengte Dagisthäos heran —: „Getrost, mein Feldherr!"

„Nun?"

„Der Engpaß ist unser — römische Waffen sind's, die wir dort sahen.

Es ist Cethegus, der Präfect! Er hielt ihn geheim besetzt."

„Cethegus?" rief Belisar. „Ist's möglich? Ist's gewiß?"

„Ja, mein Feldherr. Und seht, es war hoch an der Zeit."

Das war es.

Denn eine Schar gothischer Reiter, von König Witichis gesendet, den Flüchtenden am Engpaß vorauszukommen, hatte durch eine Furt den Fluß passirt, den Reitern Belisars den Weg abgeschnitten und vor ihnen den verhängnißvollen Paß erreicht.

Aber eben als sie dort einmünden wollten, brach Cethegus an der Spitze seiner Isaurier aus dem Versteck der Schlucht hervor und warf die überraschten Gothen nach kurzem Gefecht in die Flucht. —

„Der erste Glanz des Sieges an diesem schwarzen Tag!" rief Belisar.

„Auf, nach dem Engpaß!"

Und mit besserer Ordnung und Ruhe führte der Feldherr seine gesammelten Scharen an die Waldhügel.

„Willkommen in Sicherheit, Belisarius," rief ihm Cethegus zu, seine Schwertklinge säubernd.

„Ich warte hier auf dich seit Tagesanbruch.

Ich wußte wohl, daß du mir kommen würdest."

„Präfect von Rom," sprach Belisar, ihm vom Pferd herunter die Hand reichend:

„Du hast des Kaisers Heer gerettet, das ich verloren hatte: ich danke dir."

Die frischen Truppen des Präfecten hielten, eine undurchdringliche Mauer, den Paß besetzt, die zerstreut heranflüchtenden Byzantiner durchlassend und Angriffe der ersten ermüdeten Verfolger, die über den Fluß gedrungen, — sie hatten einen vollen Tag des Kampfes hinter sich — in der günstigen Stellung ohne Mühe abwehrend.

Bei Einbruch der Dunkelheit nahm König Witichis seine Scharen zurück, auf dem Schlachtfeld ihres Sieges zu übernachten, während Belisar mit seinen Feldherrn einstweilen im Rücken des Passes, so gut es gehen wollte, die aufgelösten Heeresmassen, wie sie zerstreut und vereinzelt eintrafen, ordneten.

Als Belisar wieder einige tausend Mann beisammen hatte, ritt er zu Cethegus heran und sprach:

„Was meinst du, Präfect von Rom?

Deine Truppen sind noch frisch.

Und die Unsern müssen ihre Scharte auswetzen.

Laß uns hervorbrechen noch einmal — die Sonne geht noch nicht gleich unter — und das Los des Tages wenden."

Mit Staunen sah ihn Cethegus an und sprach die Worte Homers:

„Wahrlich, ein schreckliches Wort, du Gewaltiger, hast du gesprochen.

Unersättlicher!

So schwer erträgst du's, ohne Sieg aus einer Schlacht zu gehn?

Nein, Belisarius! dort winken die Zinnen Roms: dahin führe deine todesmatten Völker.

Ich halte diesen Paß, bis ihr die Stadt erreicht.

Und froh will ich sein, wenn mir das gelingt."

Und so war's geschehn.

Belisar vermochte unter den dermaligen Umständen weniger als je den Präfecten gegen dessen Willen zu bewegen.

So gab er nach und führte sein Heer nach Rom zurück, das er mit dem Einbruch der Nacht erreichte.

Lange wollte man ihn nicht einlassen.

Den von Staub und Blut Bedeckten erkannte man nur schwer.

Auch hatten Versprengte die Nachricht aus der Schlacht in die Stadt getragen, der Feldherr sei gefallen und Alles verloren.

Endlich erkannte ihn Antonina, die ängstlich auf den Wällen seiner harrte.

Durch das pincianische Thor ließ man ihn ein; es hieß seitdem Porta belisaria.

Feuerzeichen auf den Wällen zwischen dem flaminischen und dem pincianischen Thor verkündeten dies

dem Präfecten, der nun, in guter Ordnung und von den ermüdeten Siegern kaum verfolgt, im Schutze der Nacht seinen Rückzug bewerkstelligte.

Nur Teja drängte nach mit einigen seiner Reiter bis an das Hügelland, wo heute Villa Borghese liegt, und bis zur Aqua Acetosa.

Achtes Capitel.

Am Tage darauf erschien das ganze zahlreiche Heer der Gothen vor der ewigen Stadt, die es in sieben Lagern umschloß.

Und nun begann jene denkwürdige Belagerung, welche nicht minder das Feldherrntalent und die Erfindungsgabe Belisars als den Muth der Belagerer entfalten sollte.

Mit Schrecken hatten die Bürger Roms von ihren Mauern herab mit angesehen, wie die Scharen der Gothen nicht enden wollten.

„Sieh hin, o Präfect, sie überflügeln alle deine Mauern."

„Ja! in die Breite! laß sehen, ob sie sie in der Höhe überflügeln.

Ohne Flügel kommen sie nicht herüber."

Nur zwei Tausendschaften hatte Witichis in Ravenna zurückgelassen, acht hatte er unter den Grafen Uligis von Urbssalvia und Ansa von Asculum nach Dalmatien entsendet, diese Provinz und Liburnien den Byzantinern zu entreißen und zumal das wichtige Salona wieder zu gewinnen; durch Söldner, in Savien geworben, sollten sie sich verstärken.

Auch die gothische Flotte sollte — gegen Teja's Rath! — dort, nicht gegen den Hafen von Rom, Portus, wirken.

Den Umkreis der Stadt Rom aber, und ihre weit hinausgestreckten Wälle, die Mauern Aurelians und des Präfecten, umgürtete nun der König mit einhundertundfünfzig Tausendschaften.

Rom hatte damals fünfzehn Hauptthore und einige kleinere.

Von diesen umschlossen die Gothen den schwächeren Theil der Umwallung, den Raum, der von dem flaminischen Thor im Norden (östlich von der jetzigen Porta del Popolo) bis zum pränestinischen Thor reicht, vollständig mit sechs Heerlagern; nämlich die Wälle vom flaminischen Thor gegen Osten bis an's pincianische und salarische, dann bis an das nomentanische Thor (südöstlich von Porta pia), ferner bis gegen das „geschlossene Thor", die Porta clausa, endlich südlich von da das tiburtinische Thor (heute Porta San Lorenzo) und das asinarische, metronische, latinische (an der Via latina), das appische (an der Via appia) und das Sanct Pauls-Thor, das zunächst dem Tiberufer lag.

Alle diese sechs Lager waren auf dem linken Ufer des Flusses.

Um aber zu verhüten, daß die Belagerten durch Zerstörung der milvischen Brücke den Angreifern den Uebergang über den Fluß und das ganze Gebiet auf dem rechten Tiberufer bis an die See abschnitten, schlugen die Gothen ein siebentes Lager auf dem rechten Tiber-Ufer: „auf dem Felde Nero's", vom vaticanischen

Hügel bis gegen die milvische Brücke hin (unter dem „Monte Mario").

So war die milvische Brücke durch ein Gothenlager gedeckt und die Brücke Hadrians bedroht, sowie der Weg nach der Stadt durch die „Porta Sancti Petri", wie man damals schon, nach Prokops Bericht, das innere Thor Aurelians nannte.

Es war das nächste an dem Grabmal Hadrians.

Aber auch das Thor von Sanct Pankratius rechts des Tibers war von den Gothen scharf beobachtet.

Dies Lager auf dem neronischen Feld, auf dem rechten Tiberufer, zwischen dem pankratischen und dem Petrus-Thor, überwies Witichis dem Grafen Markja von Mediolanum, welcher aus den cottischen Alpen und der Beobachtung der Franken zurückgerufen worden war.

Aber der König selbst weilte oft hier, das Grabmal Hadrians mit scharfen Blicken prüfend.

Er hatte kein einzelnes Lager übernommen, sich die Gesammtleitung vorbehaltend, vielmehr die sechs übrigen an Hildebrand, Totila, Hildebad, Teja, Guntharis und Grippa vertheilt.

Jedes der sieben Lager ließ der König mit einem tiefen Graben umziehn, die dadurch ausgehobne Erde zu einem hohen Wall zwischen Graben und Lager aufhäufen und diesen mit Pfalwerk verstärken, — sich gegen Ausfälle zu sichern.

Aber auch Belisar und Cethegus vertheilten ihre Feldherrn und Mannschaften nach den Thoren und Regionen Roms.

Belisar übertrug das pränestinische Thor im Osten der Stadt (heute Porta maggiore) dem Bessas, das stark bedrohte flaminische, dem ein gothisches Lager, das Totila's, in gefährlicher Nähe lag, dem Constantinus, der es durch Marmorquadern, aus römischen Tempeln und Palästen gebrochen, fast ganz zubauen ließ.

Belisar selbst schlug sein Standlager auf im Norden der Stadt.

Dieser war unter den ihm von Cethegus eingeräumten Theilen der Festung Rom der schwächste.

Den Westen und Süden hielt eifersüchtig, unentfernbar und unentbehrlich, der Präfect.

Aber hier oben im Norden war Belisar Herr: zwischen dem flaminischen und dem pincianischen — oder nun „belisarischen" — Thor, dem schwächsten Theil der Umwallung, ließ er sich nieder, zugleich Ausfälle gegen die Barbaren planend.

Die übrigen Thore überwies er den Führern des Fußvolks Peranius, Magnus, Ennes, Artabanes, Azarethas und Chilbudius.

Der Präfect hatte übernommen alle Thore auf dem rechten Tiberufer, die neue Porta aurelia an der älischen Brücke bei dem Grabmal Hadrians, die Porta septimiana, das alte aurelische Thor, das nun das pankratische hieß, und die Porta portuensis: auf dem linken Ufer aber noch das Thor Sanct Pauls.

Erst das nächste Thor weiter östlich, das ardeatinische, stand unter byzantinischer Besatzung: Chilbudius befehligte hier.

Gleich unermüdlich und gleich erfinderisch erwiesen sich die Belagerer und die Belagerten in Plänen des Angriffs und der Vertheidigung.

Lange Zeit handelte es sich nur um Maßregeln, welche die Bedrängung der Römer ohne Sturm, vor dem Sturm, bezweckten und andrerseits, sie abwehren sollten.

Die Gothen, Herrn und Meister der Campagna, suchten die Belagerten auszudursten: sie schnitten alle die prachtvollen vierzehn Wasserleitungen ab, welche die Stadt speisten.

Belisar ließ vor Allem, als er dies wahrnahm, die Mündungen innerhalb der Stadt verschütten und vermauern.

„Denn," hatte ihm Prokop gesagt, „nachdem du, o großer Held Belisarius, durch eine solche Wasserrinne nach Neapolis hineingekrochen bist, könnte es den Barbaren einfallen, und kaum schimpflich scheinen, auf dem gleichen Heldenpfad sich nach Rom hinein zu krabbeln."

Den Genuß des geliebten Bades mußten die Belagerten entbehren: kaum reichten die Brunnen in den vom Fluß entlegenen Stadttheilen für das Trinkwasser aus.

Durch das Abschneiden des Wassers hatten aber die Barbaren den Römern auch das Brod abgeschnitten. —

Wenigstens schien es so.

Denn die sämmtlichen Wassermühlen Roms versagten nun.

Das aufgespeicherte Getreide, das Cethegus aus Sicilien gekauft, das Belisar aus der Umgegend Roms zwangsweise hatte in die Stadt schaffen lassen, trotz des

Murrens der Pächter und Colonen, dieses Getreide konnte nicht mehr gemahlen werden.

„Laßt die Mühlen durch Esel und Rinder drehen!" rief Belisar.

„Die meisten Esel waren klug genug und die Rinder, ach Belisarius," sprach Prokop, „sich nicht mit uns hier einsperren zu lassen.

Wir haben nur soviel, als wir brauchen, sie zu schlachten.

Sie können unmöglich erst Mühlen drehen und dann noch Fleisch genug haben, das gemahlene Brod selbst zu belegen."

„So rufe mir den Martinus.

Ich habe gestern an dem Tiber, die Gothenzelte zählend, zugleich einen Gedanken gehabt —"

„Den Martinus wieder aus dem Belisarischen in das Mögliche übersetzen muß.

Armer Mann!

Aber ich gehe ihn zu holen."

Als aber am Abend des gleichen Tages Belisar und Martinus durch zusammengelegte Bote im Tiber die erste Schiffsmühle herstellten, welche die Welt kannte, da sprach bewundernd Prokopius:

„Das Brod der Schiffsmühle wird länger die Menschen erfreu'n, als deine größten Thaten. Dies so gemahlene Mehl schmeckt nach — Unsterblichkeit."

Und wirklich ersetzten die von Belisar erdachten, von Martinus ausgeführten Schiffsmühlen den Belagerten

während der ganzen Dauer der Einschließung die gelähmten Wassermühlen.

Hinter der Brücke nämlich, welche jetzt Ponte San Sisto heißt, auf der Senkung des Janiculus, befestigte Belisar zwei Schiffe mit Seilen und legte Mühlen über deren flaches Deck, sodaß die Mühlenräder durch den Fluß, der aus dem Brückenbogen mit verstärkter Gewalt hervor strömte, von selbst getrieben wurden.

Eifrig trachteten alsbald die Belagerer, diese Vorrichtungen, welche ihnen Ueberläufer schilderten, zu zerstören.

Balken, Holzflöße, Bäume warfen sie oberhalb der Brücke von dem von ihnen beherrschten Theil aus in den Fluß und zertrümmerten so in Einer Nacht wirklich alle Mühlen.

Aber Belisar ließ sie wieder herstellen und nun oberhalb der Brücke starke Ketten grade über den Fluß ziehen und so auffangen, was, die Mühlen bedrohend, herab trieb.

Nicht nur seine Mühlen sollten diese eisernen Stromriegel decken: sie sollten auch verhindern, daß die Gothen auf Kähnen und Flößen den Fluß herab und, ohne die Brücke, in die Stadt drängen.

Denn Witichis traf nun auch alle Vorbereitungen zum Sturm.

Er ließ hölzerne Thürme bauen, höher als die Zinnen der Stadtmauer, die auf vier Rädern von Rindern gezogen werden sollten.

Dann ließ er Sturmleitern in großer Zahl beschaffen

und vier furchtbare Widder oder Mauerbrecher, welche je eine halbe Hundertschaft schob und bediente.

Mit unzähligen Bündeln von Reisig und Schilf sollten die tiefen Gräben ausgefüllt werden.

Dagegen pflanzten Belisar und Cethegus, jener im Norden und Osten, dieser im Westen und Süden die Vertheidigung der Stadt überwachend, Ballisten und Wurfbogen auf die Wälle, welche auf große Entfernung balkenähnliche Speergeschosse schleuderten, mit solcher Kraft, daß sie einen völlig gepanzerten Mann jedesmal völlig durchbohrten.

Die Thore schützten sie durch „Wölfe", d. h. Querbalken, mit eisernen Stacheln besetzt, welche man auf die Angreifer nieder schmettern ließ, wenn sie dicht bis an das Thor gelangt waren.

Und endlich streuten sie zahlreiche Fußangeln und Stachelkugeln auf den Vorraum zwischen den Gräben der Stadt und dem Lager der Barbaren.

Neuntes Capitel.

Trotz alledem, sagten die Römer, hätten längst die Gothen die Mauern erstiegen, wäre nicht des Präfecten Egeria gewesen.

Denn es war merkwürdig: so oft die Barbaren einen Sturm vorbereiteten —: Cethegus ging zu Belisar und warnte und bezeichnete im Voraus den Tag.

So oft Teja oder Hildebad in kühnem Handstreich ein Thor zu überrumpeln, eine Schanze wegzunehmen gedachten: — Cethegus sagte es vorher, und die Angreifer stießen auf das Zweifache der gewöhnlichen Besatzung der Punkte.

So oft in nächtigem Ueberfall die Kette des Tibers gesprengt werden sollte: — Cethegus schien es geahnt zu haben und schickte den Schiffen der Feinde Brander und Feuerkähne entgegen.

So ging es viele Monate hin.

Die Gothen konnten sich nicht verhehlen, daß sie, trotz unablässiger Angriffe, seit Anfang der Belagerung keinerlei Fortschritte gemacht.

Lange trugen sie diese Unfälle, die Entdeckung und Vereitelung all' ihrer Pläne, mit ungebeugtem Muth.

Aber allmählig bemächtigte sich nicht blos der großen Masse Verdrossenheit, insbesondere da Mangel an Lebensmitteln fühlbar zu werden begann, — auch des Königs klarer Sinn wurde von trüber Melancholie verdüstert, als er all' seine Kraft, all' seine Ausdauer, all' seine Kriegskunst wie von einem bösen Dämon vereitelt sah.

Und kam er von einem fehlgeschlagenen Unternehmen, von einem verunglückten Sturm, matt und gebeugt, in sein Königszelt, so ruhten die stolzen Augen seiner schweigsamen Königin mit einem ihm unverständlichen, aber grauenvoll unheimlichen Ausdruck auf ihm, daß er sich schaudernd abwandte.

„Es ist nicht anders," sagte er finster zu Teja, „es ist gekommen, wie ich voraus gesagt.

Mit Rauthgundis ist mein Glück von mir gewichen, wie die Freudigkeit meiner Seele.

Es ist, als läge ein Fluch auf meiner Krone.

Und diese Amalungentochter wandelt um mich her, schweigend und finster, wie mein lebendiges Unglück."

„Du könntest Recht haben," sprach Teja.

„Vielleicht lös' ich diesen Zauberbann.

Gieb mir Urlaub für heut' Nacht."

Am selben Tage, fast in derselben Stunde, forderte drinnen in Rom Johannes, der Blutige, von Belisar Urlaub für diese Nacht.

Belisar schlug es ab.

„Jetzt ist nicht Zeit zu nächtlichen Vergnügen," sagte er.

„Wird kein groß Vergnügen sein, in der Nacht zwischen alten feuchten Mauern und gothischen Lanzen einem Fuchs nachspüren, der zehnmal schlauer ist als wir beide."

„Was hast du vor?" fragte Belisar, aufmerksam werdend.

„Was ich vorhabe?

Ein Ende zu machen der verfluchten Stellung in der wir Alle, in der du, o Feldherr, nicht zum Mindesten stehst.

Es ist alles ganz recht.

Seit Monaten liegen die Barbaren vor diesen Mauern und haben nichts dabei gewonnen. Wir erschießen sie wie Knaben die Dohlen vom Hinterhalt und können ihrer lachen.

Aber wer ist es eigentlich, der all dies vollbringt?

Nicht, wie es sein sollte, du, des Kaisers Feldherr, noch des Kaisers Heer: sondern dieser eisige Römer, der nur lachen kann, wenn er höhnt.

Der sitzt da oben im Capitol und verlacht den Kaiser und die Gothen und uns und, mit Verlaub zu sagen, dich selber am meisten.

Woher weiß dieser Odysseus und Ajax in Einer Person alle Gothenpläne so scharf, als säße er mit im Rath des Königs Witichis?

Durch sein Dämonium, sagen die Einen.

Durch seine Egeria, sagen die Andern.

Er hat einen Raben, der hören und sprechen kann wie Menschen, meinen wieder Andere: den schickt er alle Nacht in's Gothenlager.

Das mögen die alten Weiber glauben und die Römer, nicht meiner Mutter Sohn.

Ich glaube den Raben zu kennen und das Dämonium.

Gewiß ist, er kann die Kunde nur aus dem Gothenlager selbst holen; laß uns doch sehn, ob wir nicht selbst an seiner Statt aus dieser Quelle schöpfen können."

„Ich habe das längst bedacht, aber ich sah kein Mittel."

„Ich habe von meinen Hunnen alle seine Schritte belauern lassen.

Es ist verdammt schwer: denn dieser braune Maurenteufel folgt ihm wie ein Schatte.

Aber tagelang ist Syphax fern — und dann gelingt es eher.

Nun, ich habe erspäht, daß Cethegus so manche Nacht die Stadt verließ, bald aus der Porta portuensis, rechts vom Tiber, bald aus der Porta Sanct Pauls, links von Tiber im Süden, die er beide besetzt hält. Weiter wagten ihm die Späher nicht zu folgen.

Ich aber denke heute Nacht — denn heute muß es wieder treffen, — ihm so nicht von den Fersen zu weichen.

Doch muß ich ihn vor dem Thore erwarten: seine Isaurier ließen mich nicht durch; ich werde bei einer Runde vor den Mauern in einem der Gräben zurückbleiben."

„Gut. Es sind aber, wie du sagst, zwei Thore zu beobachten."

„Deßhalb hab' ich mir Perseus, meinen Bruder, zum Genossen erkoren; er hütet das paulinische, ich das portuensische Thor; verlaß dich drauf — bis morgen vor Sonnenaufgang kennt einer von uns das Dämonium des Präfecten." —

Grade gegenüber dem Sanct Pauls-Thor, etwa drei Pfeilschüsse von den äußersten Gräben der Stadt, lag ein mächtiges alterthümliches Gebäude, die Basilika Sancti Pauli extra muros, die Paulscapelle vor den Mauern, deren letzte Reste erst zur Zeit der Belagerung Roms durch den Connetable von Bourbon völlig verschwanden.

Ursprünglich ein Tempel des Jupiter Stator war er seit zwei Jahrhunderten dem Apostel geweiht worden: aber noch stand die broncene Colossalstatue des bärtigen Gottes aufrecht: man hatte ihm nur den flammenden Donnerkeil aus der Rechten genommen und dafür ein Kreuz hineingeschoben: im Uebrigen paßte die breite und bärtige Gestalt gut zu ihrem neuen Namen.

Es war um die sechste Stunde der Nacht.

Der Mond stand glanzvoll über der ewigen Stadt und goß sein silbernes Licht über die Mauerzinnen und über die Ebene, zwischen den römischen Schanzen und der Basilika, deren schwarze Schatten nach dem Gothenlager hin fielen.

Eben hatte die Wache am Sanct Pauls-Thor gewechselt.

Aber es waren sieben Mann hinausgeschritten und nur sechs kamen herein. Der siebente wandte der Pforte den Rücken und schritt heraus in's freie Feld.

Vorsichtig wählte er seinen Weg: vorsichtig vermied

er die zahlreichen Fußangeln, Wolfsgruben, Selbstschüsse vergifteter Pfeile, welche hier überall umher gestreut waren und manchem Gothen bei den Angriffen auf die Stadt Verderben gebracht hatten.

Der Mann schien sie Alle zu kennen und wich ihnen leicht aus.

Aber er vermied auch das Mondlicht sorgfältig, den Schatten der Mauervorsprünge suchend und oft von Baum zu Baum springend.

Als er aus dem äußersten Graben auftauchte, sah er sich um und blieb im Schatten einer Cypresse stehen, deren Zweige die Ballistengeschosse zerschmettert hatten.

Er sah nichts Lebendes weit und breit: und er eilte nun mit raschen Schritten der Kirche zu.

Hätte er nochmal umgeblickt, er hätte es wohl nicht gethan.

Denn, sowie er den Baum verließ, tauchte aus dem Graben eine zweite Gestalt hervor, die in drei Sprüngen ihrerseits den Schatten der Cypresse erreicht hatte.

„Gewonnen, Johannes! du stolzer Bruder, diesmal war das Glück dem jüngeren Bruder hold.

Jetzt ist Cethegus mein und sein Geheimniß."

Und vorsichtig folgte er dem rasch Voranschreitenden.

Aber plötzlich war dieser vor seinen Augen verschwunden, als habe ihn die Erde verschlungen. Es war hart an der äußern Mauer der Kirche, die aber dem Armenier, als er sie erreicht, keine Thür oder Oeffnung zeigte.

„Kein Zweifel," sagte der Lauscher, „das Stelldichein ist drinnen im Tempel: ich muß nach."

Aber an dieser Stelle war die Mauer unübersteiglich.

Tastend und suchend bog der Späher um die Ecke derselben.

Umsonst, die Mauer war überall gleich hoch. —

Im Suchen verstrich ihm fast eine Viertelstunde.

Endlich fand er eine Lücke in dem Gestein: mühsam zwängte er sich hindurch.

Und er stand nun im Vorhofe des alten Tempels, in dem die breiten dorischen Säulen breite Schatten warfen, in deren Schutz er von der rechten Seite her bis an das Hauptgebäude gelangte.

Er spähte durch einen Riß des Gemäuers, den ihm die Zugluft verrathen hatte.

Drinnen war Alles finster.

Aber plötzlich wurde sein Auge von einem grellen Lichtstrahl geblendet.

Als er es wieder aufschlug, sah er einen hellen Streifen in der Dunkelheit — er rührte von einer Blendlaterne her, deren Licht sich plötzlich gezeigt hatte.

Deutlich erkannte er, was in dem Bereich der Laterne stand, den Träger derselben aber nicht: wohl dagegen Cethegus den Präfecten, der hart vor der Statue des Apostels stand und sich an diese zu lehnen schien: vor ihm stand eine zweite Gestalt: ein schlankes Weib, auf dessen dunkelrothes Haar schimmernd das Licht der Laterne fiel.

„Die schöne Gothenkönigin, bei Eros und Anteros!"

dachte der Lauscher: „kein schlechtes Stelldichein, sei's nun Liebe, sei's Politik!

Horch, sie spricht.

Leider kam ich zu spät, auch den Anfang der Unterredung zu hören."

„Also: merk' es dir wohl! übermorgen auf der Straße vor dem Thor von Tibur wird etwas gefährliches geplant."

„Gut: aber was!" frug des Präfecten Stimme.

„Genaueres konnte ich nicht erkunden: und ich kann es dir auch nicht mehr mittheilen, wenn ich es noch erfahre. Ich wage nicht mehr, dich hier wieder zu sehen: denn" —

Sie sprach nun leiser.

Perseus drückte das Ohr hart an die Spalte: da klirrte seine Schwertscheide an das Gestein und nun traf ihn ein Strahl des Lichts.

„Horch!" rief eine dritte Stimme — es war eine Frauenstimme, die der Trägerin der Laterne, welche sich jetzt in dem Strahl ihres eigenen Blendlichts gezeigt hatte, da sie sich rasch gegen die Richtung des Schalles gekehrt hatte.

Perseus erkannte eine Sklavin in maurischer Tracht.

Einen Augenblick schwieg Alles in dem Tempel.

Perseus hielt den Athem an.

Er fühlte, es galt das Leben.

Denn Cethegus griff an's Schwert.

„Alles still," sagte die Sklavin. „Es fiel wohl nur ein Stein auf den Erzbeschlag draußen."

„Auch in das Grab vor dem portuensischen Thor geh' ich nicht mehr. Ich fürchte, man ist uns gefolgt.

„Wer?"

„Einer, der niemals schläft, wie es scheint: Graf Teja."

Des Präfecten Lippe zuckte.

„Und er ist auch bei einem räthselhaften Eid=Bund gegen Belisar's Leben: der bloße Scheinangriff gilt dem Sanct Pauls Thor."

„Gut!" sagte Cethegus nachdenklich.

„Belisar würde nicht entrinnen, wenn nicht gewarnt. Sie liegen irgendwo, — aber ich weiß nicht wo — fürcht' ich, im Hinterhalt, mit Uebermacht, Graf Totila führt sie."

„Ich will ihn schon warnen!" sagte Cethegus langsam.

„Wenn es gelänge!" —

„Sorge nicht, Königin! Mir liegt an Rom nicht weniger denn dir.

Und wenn der nächste Sturm fehlschlägt — so müssen sie die Belagerung aufgeben, so zähe sie sind.

Und das, Königin, ist dein Verdienst.

Laß mich in dieser Nacht — vielleicht der letzten, da wir uns treffen, — dir mein ganzes staunendes Herz enthüllen.

Cethegus staunt nicht leicht und nicht leicht gesteht er's, wenn er staunen muß.

Aber dich — bewundere ich, Königin.

Mit welch' todtverachtender Kühnheit, mit welch' dämonischer List hast du alle Pläne der Barbaren vereitelt!

Wahrlich: viel that Belisar, — mehr that Cethegus, — das meiste: Mataswintha."

„Sprächst du wahr!" sagte Mataswintha mit funkelnden Augen.

„Und wenn die Krone diesem Frevler vom Haupte fällt — —"

„War es deine Hand, deren sich das Schicksal Roms bedient hat.

Aber, Königin, nicht damit kannst du enden!

Wie ich dich erkannte, in diesen Monaten — darfst du nicht als gefangene Gothenkönigin nach Byzanz.

Diese Schönheit, dieser Geist, diese Kraft muß herrschen, — nicht dienen, in Byzanz.

Darum bedenke, wenn er nun gestürzt ist — dein Tyrann, — willst du nicht dann den Weg gehn, den ich dir gezeigt?"

„Ich habe noch nie über seinen Fall hinaus gedacht," sagte sie düster.

„Aber ich — für dich! Wahrlich, Mataswintha," — und sein Auge ruhte mit Bewunderung auf ihr, — „du bist so wunderschön.

Ich rechn' es mir zum größten Stolz, daß selbst du mich nicht in Liebe entzündet und von meinen Plänen abgebracht hast.

Aber du bist zu schön, zu köstlich, nur der Rache und dem Haß zu leben.

Wenn unser Ziel erreicht, — dann nach Byzanz!

Als mehr denn Kaiserin — als Ueberwinderin der Kaiserin!"

„Wenn mein Ziel erreicht, ist mein Leben vollendet.

Glaubst du, ich ertrüge den Gedanken, aus eitel Herrschsucht mein Volk zu verderben, um kluger Zwecke willen?

Nein: ich konnt' es nur, weil ich mußte.

Die Rache ist jetzt meine Liebe und mein Leben und" — —

Da scholl von der Fronte des Gebäudes her, aber noch innerhalb der Mauer, laut und schrillend der Ruf des Käuzchens, einmal — zweimal rasch nach einander.

Wie staunte Perseus, als er den Präfecten eilig an die Kehle der Bildsäule drücken sah, an der er lehnte, und wie sich dieselbe geräuschlos in zwei Hälften aus-einander schlug.

Cethegus schlüpfte in die Oeffnung: die Statue klappte wieder zusammen.

Mataswintha aber und Aspa sanken wie betend auf die Stufen des Altars.

„Also war's ein Zeichen! Es droht Gefahr:" dachte der Späher; „aber wo ist die Gefahr? und wo der Warner?"

Und er wandte sich, trat vor und sah nach links, nach der Seite der Gothen.

Allein damit trat er in den Bereich des Mondlichts: und in den Blick des Mauren Syphax, der vor der Eingangsthür des Hauptgebäudes in einer leeren Nische Schildwache stand, und bisher scharf nach der linken, der gothischen, Seite hin, gespäht hatte.

Von dort, von links her, schritt langsam ein Mann heran.

Seine Streitaxt blitzte im Mondlicht.

Aber auch Perseus sah jetzt eine Waffe aufblitzen; es war der Maure, der leise sein Schwert aus der Scheide zog.

„Ha," lachte Perseus, bis die Beiden mit einander fertig sind, bin ich in Rom, mit meinem Geheimniß."

Und in raschen Sprüngen eilte er nach der Mauerlücke des Vorhofs, durch die er eingedrungen.

Zweifelnd blickte Syphax einen Augenblick nach rechts und nach links.

Zur Rechten sah er entweichen einen Lauscher, den er jetzt erst ganz entdeckte.

Zur Linken schritt ein gothischer Krieger herein in den Tempelhof.

Er konnte nicht hoffen, beide zu erreichen und zu tödten.

Da plötzlich schrie er laut: „Teja, Graf Teja! Hülfe! zu Hülfe! Ein Römer! rettet die Königin! dort rechts an der Mauer, ein Römer!"

Im Fluge war Teja heran, bei Syphax.

„Dort! rief dieser: ich schütze die Frauen in der Kirche!"

Und er eilte in den Tempel.

„Steh, Römer!" rief Teja, und sprang dem fliehenden Perseus nach.

Aber Perseus stand nicht: er lief an die Mauer: er erreichte die Lücke, durch welche er herein gekommen war:

aber er konnte sich in der Eile nicht wieder hindurch zwängen: da schwang er sich mit der Kraft der Verzweiflung auf die Mauer-Krone: und schon hob er den Fuß, sich jenseits hinab zu lassen: da traf ihn Teja's Axt im Wurf an's Haupt und rücklings stürzte er nieder, sammt seinem erlauschten Geheimniß.

Teja beugte sich über ihn: deutlich erkannte er die Züge des Todten.

„Der Archon Perseus," sagte er, „der Bruder des Johannes."

Und sofort schritt er die Stufen hinan, die zur Kirche führten.

An der Schwelle trat ihm Mataswintha entgegen, hinter ihr Syphax und Aspa mit der Blendlaterne.

Einen Moment maßen sich beide schweigend mit mißtrauischen Blicken.

„Ich habe dir zu danken, Graf Teja von Tarentum," sagte endlich die Fürstin.

„Ich war bedroht in meiner einsamen Andacht."

„Seltsam wählst du Ort und Stunde für deine Gebete.

Laß sehen, ob dieser Römer der einzige Feind war."

Er nahm aus Aspa's Hand die Leuchte und ging in das Innere der Kapelle.

Nach einer Weile kam er wieder, einen mit Gold eingelegten Lederschuh in der Hand.

„Ich fand nichts als — diese Sandale am Altar, dicht vor dem Apostel. Es ist ein Mannes Fuß."

„Eine Votivgabe von mir," sagte Syphax rasch.

„Der Apostel heilte meinen Fuß, ich hatte mir einen Dorn eingetreten."

„Ich dachte, du verehrst nur den Schlangengott?"

„Ich verehre, was da hilft."

„In welchem Fuße stak der Dorn."

Syphax schwankte einen Augenblick.

„Im Rechten," sagte er dann, rasch entschlossen.

„Schade," sprach Teja, „die Sandale ist auf den linken geschnitten."

Und er steckte sie in den Gürtel.

„Ich warne dich, Königin, vor solcher nächtlichen Andacht."

„Ich werde thun, was meine Pflicht," sagte Mataswintha herb.

„Und ich, was meine."

Mit diesen Worten schritt Teja voran, zurück zum Lager: schweigend folgte die Königin und ihre Sklaven.

Vor Sonnenaufgang stand Teja vor Witichis und berichtete ihm Alles.

„Was du sagst, ist kein Beweis," sagte der König. „Aber schwerer Verdacht.

Und du sagtest selbst, die Königin sei dir unheimlich."

„Grade deßhalb hüt' ich mich, nach bloßem Verdacht zu handeln.

Ich zweifle manchmal, ob wir an ihr nicht Unrecht gethan.

Fast so schwer, wie an Rauthgundis."

„Wohl, aber diese nächtlichen Gänge?"

„Werd' ich verhindern. Schon um ihretwillen."

„Und der Maure? Ich trau' ihm nicht.

Ich weiß, daß er tagelang abwesend: dann taucht er wieder auf im Lager.

Er ist ein Späher."

„Ja, Freund," lächelte Witichis. „Aber der meine. Er geht mit meinem Wissen in Rom aus und ein. Er ist es, der mir noch alle Gelegenheiten verrathen."

„Und noch keine hat genützt!

Und die falsche Sandale?"

„Ist wirklich ein Votivopfer.

Aber für Diebstahl; er hat mir, noch ehe du kamst, Alles gebeichtet.

Er hat, bei der Begleitung der Königin sich langweilend, in einem Gewölbe der Kirche herumgestöbert und da unten allerlei Priestergewänder und vergrabnen Schmuck gefunden und behalten.

Aber später, den Zorn des Apostels fürchtend, wollt' er ihn beschwichtigen, und opferte, in seinem Heidensinn, diese Gold-Sandale aus seiner Beute.

Er beschrieb sie mir ganz genau: mit goldnen Seitenstreifen und einem Achatknopf, oben mit einem C —.

Du siehst, es trifft Alles zu.

Er kannte sie also: sie kann nicht von einem Flüchtenden verloren sein.

Und er versprach, als Beweis die dazu gehörige Sandale des rechten Fußes zu bringen.

Aber vor Allem: er hat mir einen neuen Plan verrathen, der all' unsrer Noth ein Ende machen und Belisarius selbst in unsre Hände liefern soll."

Zehntes Capitel.

Während der Gothenkönig diesen Plan seinem Freunde mittheilte, stand Cethegus, in frühster Stunde nach dem belisarischen Thor beschieden, vor Belisar und Johannes.

„Präfect von Rom," herrschte ihn der Feldherr beim Eintreten an, „wo warst du heute Nacht?"

„Auf meinem Posten.

Wohin ich gehöre. Am Thor Sanct Pauls."

„Weißt du, daß in dieser Nacht einer der besten meiner Anführer, Perseus der Archon, des Johannes Bruder, die Stadt verlassen hat und seitdem verschwunden ist?"

„Thut mir leid.

Aber du weißt: es ist verboten, ohne Erlaubniß die Mauer zu überschreiten."

„Ich habe aber Grund zu glauben," fuhr Johannes auf, „daß du recht gut weißt, was aus meinem Bruder geworden, daß sein Blut an deinen Händen klebt."

„Und beim Schlummer Justinians!" brauste Belisar auf, „das sollst du büßen.

Nicht länger sollst du herrschen über des Kaisers Heer und Feldherrn.

Die Stunde der Abrechnung ist gekommen.

Die Barbaren sind so gut wie vernichtet. Und laß sehn, ob nicht mit deinem Haupt auch das Capitol fällt."

„Steht es so?" dachte Cethegus, „jetzt sieh dich vor, Belisarius."

Doch er schwieg.

„Rede!" rief Johannes. „Wo hast du meinen Bruder ermordet?"

Ehe Cethegus antworten konnte, trat Artasines, ein persischer Leibwächter Belisars, herein.

„Herr," sagte er, „draußen stehn sechs gothische Krieger.

Sie bringen die Leiche Perseus, des Archonten.

König Witichis läßt dir sagen: er sei heut' Nacht vor den Mauern durch Graf Teja's Beil gefallen.

Er sendet ihn zur ehrenden Bestattung."

„Der Himmel selbst," sprach Cethegus stolz hinausschreitend, „straft eure Bosheit Lügen."

Aber langsam und nachdenklich ging der Präfect über den Quirinal und das Forum Trajans nach seinem Wohnhaus.

„Du drohst, Belisarius? Dank' für den Wink!

Laß sehn, ob wir dich nicht entbehren können."

In seiner Wohnung fand er Syphax, der ihn ungeduldig erwartet hatte und ihm raschen Bericht ablegte.

„Vor Allem, Herr," schloß er nun, „laß also deinen Sandalenbinder peitschen.

Du siehst, wie schlecht du bedient bist, ist Syphax fern: — und gieb mir gütigst deinen rechten Schuh."

„Ich sollte dir ihn nicht geben und dich zappeln lassen für dein freches Lügen," lachte der Präfect.

„Dieses Stück Leder ist jetzt dein Leben werth, mein Panther.

Womit willst du's lösen."

„Mit wichtiger Kunde.

Ich weiß nun Alles ganz genau von dem Plan gegen Belisars Leben: Ort und Zeit: und die Namen der Eidbrüder.

Es sind: Teja, Totila und Hildebad."

„Jeder allein genug für den Magister Militum," murmelte Cethegus vergnüglich.

„Ich denke, o Herr, du hast den Barbaren wohl wieder eine schöne Falle gestellt!

Ich habe ihnen, auf deinen Befehl, entdeckt, daß Belisar selbst morgen zum tiburtinischen Thor hinaus ziehen will, um Vorräthe aufzutreiben."

„Ja, er selbst geht mit, weil sich die oft aufgefangnen Hunnen nicht mehr allein hinaus wagen; er führt nur vierhundert Mann."

„Es werden nun die drei Eidbrüder am Grab der

Fulvier einen Hinterhalt von tausend Mann gegen Belisar legen."

„Das verdient wirklich den Schuh!" sagte Cethegus und warf ihm denselben zu.

„König Witichis wird indessen nur einen Scheinangriff machen lassen auf das Thor Sanct Pauls, die Gedanken der Unsern von Belisar abzulenken.

Ich eile nun also zu Belisar, ihm zu sagen, wie du mir aufgetragen, daß er drei Tausend mit sich nimmt und jene gegen ihn Verschwornen vernichtet."

„Halt!" sagte Cethegus ruhig, „nicht so eilfertig! Du meldest nichts."

„Wie?" fragte Syphax erstaunt. „Ungewarnt ist er verloren!" —

„Man muß dem Schutzgeist des Feldherrn nicht schon wieder, nicht immer, in's Amt greifen.

Belisar mag morgen seinen Stern erproben."

„Ei," sagte Syphax mit pfiffigem Lächeln, „Solches gefällt dir?

Dann bin ich lieber Syphax, der Sklave, als Belisarius, der Magister Militum.

Arme Wittwe Antonina!"

Cethegus wollte sich auf das Lager strecken, da meldete Fidus, der Ostiarius: „Kallistratos von Korinth."

„Immer willkommen."

Der junge Grieche mit dem sanften Antlitz trat ein. Ein Hauch anmuthiger Röthe von Scham oder Freude färbte seine Wangen: es war ersichtlich, daß ihn ein besonderer Anlaß herführte.

„Was bringst du des Schönen noch außer dir selbst?" so fragte Cethegus in griechischer Sprache.

Der Jüngling schlug die leuchtenden Augen auf:

„Ein Herz voll Bewunderung für dich: und den Wunsch, dir diese zu bewähren.

Ich bitte um die Gunst, wie die beiden Licinier und Piso, für dich und Rom fechten zu dürfen."

„Mein Kallistratos! was kümmern dich, unsern Friedens-Gast, den liebenswürdigsten der Hellenen, unsre blutgen Händel mit den Barbaren?

Bleibe du von diesem schweren Ernst und pflege deines heitern Erbes, der Schönheit."

„Ich weiß es wohl, die Tage von Salamis sind ferne wie ein Mythos: und ihr eisernen Römer habt uns niemals Kraft zugetraut.

Das ist hart — aber doch leichter zu tragen, weil ihr es seid, die unsre Welt, die Kunst und edle Sitte vertheidigt gegen die dumpfen Barbaren.

Ihr, das heißt Rom und Rom heißt mir Cethegus.

So faß ich diesen Kampf und so gefaßt, siehst du, so geht er wohl auch den Hellenen an."

Erfreut lächelte der Präfect.

„Nun, wenn dir Rom Cethegus ist, so nimmt Rom gerne die Hülfe des Hellenen an: du bist fortan Tribun der Milites Romani wie Licinius."

„In Thaten will ich dir danken!

Aber eins noch muß ich dir gestehn — denn ich weiß: du liebst nicht überrascht zu sein.

Oft hab' ich gesehen, wie theuer dir das Grabmal Hadrians und seine Zier von Götterstatuen ist.

Neulich hab' ich diese marmornen Wächter gezählt und zwei hundert acht und neunzig gefunden.

Da macht' ich denn das dritte Hundert voll und habe meine beiden Letoiden, die du so hoch gelobt, den Apollon und die Artemis, dort aufgestellt, dir und Rom zu einem Weihgeschenk."

„Junger lieber Verschwender," sprach Cethegus, „was hast du da gethan!"

„Das Gute und Schöne," antwortete Kallistratos einfach.

„Aber bedenke — das Grabmal ist jetzt eine Schanze — Wenn die Gothen stürmen —"

„Die Letoiden stehen auf der zweiten, der innern Mauer

Und soll ich fürchten, daß je Barbaren wieder den Lieblingsplatz des Cethegus erreichen?

Wo sind die schönen Götter sichrer als in deiner Burg?

Deine Schanze ist mir ihr bester, weil ihr sicherster Tempel.

Mein Weihgeschenk sei zugleich ein glücklich Omen."

„Das soll es sein," rief Cethegus lebhaft, „und ich glaube selber: dein Geschenk ist gut geborgen.

Aber gestatte mir dagegen" —

„Du hast mir schon dafür erlaubt, für dich zu kämpfen. Chaire!" lachte der Grieche und war hinaus.

„Der Knabe hat mich sehr lieb," sagte Cethegus, ihm nachsehend.

„Und mir geht's wie andern Menschenthoren: — mir thut das wohl.

Und nicht bloß, weil ich ihn dadurch beherrsche."

Da hallten feste Schritte auf dem Marmor des Vestibulums und ein Tribun der Milites ward gemeldet.

Es war ein junger Krieger mit edeln, aber über seine Jahre hinaus ernsten Zügen.

In echt römischem Schnitt setzten die Wangenknochen fast im rechten Winkel an die grade strenge Stirn: in dem tief eingelassnen Auge lag römische Kraft und — in dieser Stunde — entschlossner Ernst und rücksichtsloser Wille.

„Siehe da, Severinus, des Boëthius Sohn, willkommen mein junger Held und Philosoph.

Viele Monate habe ich dich nicht gesehn — woher kommst du?"

„Vom Grabe meiner Mutter," sagte Severinus mit festem Blick auf den Frager.

Cethegus sprang auf.

„Wie? Rusticiana? meine Jugendfreundin! meines Boëthius Weib!"

„Sie ist todt," sagte der Sohn kurz.

Der Präfect wollte seine Hand fassen.

Severinus entzog sie.

„Mein Sohn, mein armer Severinus! Und starb sie — ohne ein Wort für mich?"

„Ich bringe dir ihr letztes Wort — es galt dir!"

„Wie starb sie? an welchem Leiden?“

„An Schmerz und Reue.“

„Schmerz —“ seufzte Cethegus, „das begreif' ich. Aber was sollte sie bereuen!

Und mir galt ihr letztes Wort! — sag' an, wie lautet es?“

Da trat Severinus hart an den Präfecten, daß er sein Knie berührte und blickte ihm bohrend in's Auge.

„Fluch, Fluch über Cethegus, der meine Seele vergiftet und mein Kind.“

Ruhig sah ihn Cethegus an.

„Starb sie im Irrsinn?“ fragte er kalt.

„Nein, Mörder: sie lebte im Irrsinn, so lang sie dir vertraute.

In ihrer Todesstunde hat sie Cassiodor und mir gestanden, daß ihre Hand dem jungen Tyrannen das Gift gereicht, das du gebraut.

Sie erzählte uns den Hergang.

Der alte Corbulo und seine Tochter Daphnidion stützten sie.

„Spät erst erfuhr ich,“ schloß sie, „daß mein Kind aus dem tödtlichen Becher getrunken. Und niemand war da, Camilla in den Arm zu fallen, als sie trinken wollte.

Denn ich war noch im Boot auf dem Meere und Cethegus noch in dem Platanengang.“

Da rief der alte Corbulo erbleichend: „Wie? der Präfect wußte, daß der Becher Gift enthielt?“

„Gewiß,“ antwortete meine Mutter.

„Als ich ihn im Garten traf, sagt' ich es ihm: „es ist geschehen."

Corbulo verstummte vor Entsetzen: aber Daphnidion schrie in wildem Schmerz.

„Weh! meine arme Domina! so hat er sie ermordet!

Denn er stand dabei, dicht neben mir, und sah zu, wie sie trank." —

„Er sah zu, wie sie trank?" fragte meine Mutter mit einem Tone, der ewig durch mein Leben gellen wird.

„Er sah zu, wie sie trank!" wiederholten der Freigelassne und sein Kind.

„O so sei den untern Dämonen sein verfluchtes Haupt geweiht!

Rache, Gott, in der Hölle, Rache, meine Söhne, auf Erden für Camilla!

Fluch über Cethegus!"

Und sie fiel zurück und war todt."

Der Präfect blieb unerschüttert stehen.

Nur griff er leise an den Dolch unter den Brustfalten der Tunica.

„Du aber" — fragte er nach einer Pause — „was thatest du?"

„Ich aber kniete nieder an der Leiche und küßte ihre kalte Hand und schwor ihr's zu, ihr Sterbewort zu vollenden.

Wehe dir, Präfect von Rom: Giftmischer, Mörder meiner Schwester — du sollst nicht leben."

„Sohn des Boëthius, willst du zum Mörder werden

um die Wahnworte eines läppischen Sklaven und seiner Dirne?

Würdig des Helden und des Philosophen!"

„Nichts von Mord.

Wäre ich ein Germane, nach dem Brauche dieser Barbaren — er dünkt mir heute sehr vortrefflich — rief ich dich zum Zweikampf, du verhaßter Feind.

Ich aber bin ein Römer und suche meine Rache auf dem Wege des Rechts.

Hüte dich, Präfect, noch giebt es Richter in Italien.

Lange Monate hielt mich der Krieg, der Feind von diesen Mauern ab. —

Erst heute habe ich Rom, von der See her, erreicht: und morgen erheb' ich die Klage bei den Senatoren, die deine Richter sind — dort finden wir uns wieder."

Cethegus vertrat ihm plötzlich den Weg an die Thüre.

Aber Severinus rief:

„Gemach, man sieht sich vor mit Mördern.

Drei Freunde haben mich an dein Haus begleitet. —

Sie werden mich mit den Lictoren suchen, komm' ich nicht wieder, noch in dieser Stunde."

„Ich wollte dich nur," sagte Cethegus wieder ganz ruhig, „vor dem Wege der Schande warnen.

Willst du den ältesten Freund deines Hauses um der Fieberreden einer Sterbenden willen mit unbeweisbarer Mordklage verfolgen, — thu's: ich kann's nicht hindern.

Aber noch einen Auftrag zuvor — du bist mein

Ankläger geworden: aber du bleibst Soldat: und mein Tribun.

Du wirst gehorchen, wenn dein Feldherr befiehlt."

„Ich werde gehorchen."

„Morgen steht ein Ausfall Belisars bevor: und ein Sturm der Barbaren.

Ich muß die Stadt beschirmen.

Doch ahnt mir Gefahr für den löwenkühnen Mann: — ich muß ihn treu gehütet wissen.

Du wirst morgen, ich befehl' es, den Feldherrn begleiten und sein Leben decken."

„Mit meinem eignen."

„Gut, Tribun, ich verlasse mich auf dein Wort."

„Bau' du auf meines: auf Wiedersehn: nach der Schlacht: vor dem Senat.

Nach beiden Kämpfen lüstet mich gleich sehr.

Auf Wiedersehn: — — vor dem Senat."

„Auf Nimmerwiedersehn," sprach Cethegus, als sein Schritt verhallte.

„Syphax," rief er laut, „bringe Wein und das Hauptmahl.

Wir müssen uns stärken: — auf morgen."

Elftes Capitel.

Früh am andern Morgen wogte sowohl in Rom als in dem Lager der Gothen geschäftige Bewegung.

Mataswintha und Syphax hatten zwar Einiges entdeckt und gemeldet: — — aber nicht Alles.

Sie hatten von dem Gelübde der drei Männer gegen Belisar erfahren und den früheren Plan eines bloßen Scheinangriffs gegen das Sanct Pauls Thor, um von dem Gedanken an Belisar's Geschick abzulenken.

Aber nicht hatten sie erfahren, daß der König, in Aenderung jenes Planes eines bloßen Scheinangriffs, für diesen Tag der Abwesenheit des großen Feldherrn einen in tiefstes Geheimniß gehüllten Beschluß gefaßt hatte: es sollte ein letzter Versuch gemacht werden, ob nicht gothisches Heldenthum doch dem Genius Belisars und den Mauern des Präfecten überlegen sei.

Man hatte sich im Kriegsrath des Königs nicht über die Wichtigkeit des Unternehmens getäuscht: wenn es wie alle früheren, vereinzelten Angriffe — acht und sechzig Schlachten, Ausfälle, Stürme und Gefechte hatte Prokop während der Belagerung bis dahin aufgezählt — schei-

terte, so war von dem ermüdeten, stark gelichteten Heer keine weitere Anstrengung mehr zu erwarten.

Deßhalb hatte man sich auf Teja's Rath eidlich verpflichtet, über den Plan gegen Jedermann ohne Ausnahme zu schweigen.

Daher hatte auch Mataswintha nichts vom König erfahren: und selbst ihres Mauren Spürnase konnte nur wittern, daß auf jenen Tag etwas Großes gerüstet werde — die gothischen Krieger wußten selbst nicht was.

Totila, Hildebad und Teja waren schon um Mitternacht mit ihren Reitern geräuschlos aufgebrochen und hatten sich südlich von der valerischen Straße bei dem Grabmal der Fulvier, an dem in einer Hügelfalte Belisar vorbeikommen mußte, in Hinterhalt gelegt: sie hofften, mit ihrer Aufgabe bald genug fertig zu sein, um noch wesentlich an den Dingen bei Rom Theil nehmen zu können.

Während der König mit Hildebrand, Guntharis und Markja die Scharen innerhalb der Lager ordnete, zog um Sonnenaufgang Belisar, von einem Theil seiner Leibwächter umgeben, zum tiburtinischen Thor hinaus.

Prokop und Severinus ritten ihm zur Rechten und Linken: Aigan, der Massagete, trug sein Banner, das bei allen Gelegenheiten den Magister Militum zu begleiten hatte.

Constantinus, dem er an seiner Statt die Sorge für den „belisarischen Theil" von Rom übertragen, besetzte alle Posten längs der Mauern doppelt, und ließ die Truppen hart an den Wällen unter den Waffen

bleiben. Er übersandte den gleichen Befehl dem Präfecten für die Byzantiner, die dieser führte.

Der Bote traf ihn auf den Wällen zwischen dem paulinischen und dem appischen Thor.

„Belisar meint also:" höhnte Cethegus, während er gehorchte, „mein Rom ist nicht sicher, wenn er es nicht behütet: ich aber meine: Er ist nicht sicher, wenn ihn mein Rom nicht beschirmt.

Komm, Lucius Licinius," flüsterte er diesem zu, „wir müssen an den Fall denken, daß Belisar einmal nicht wiederkehrt von seinen Heldenfahrten: dann muß ein Andrer sein Heer mit fester Hand ergreifen."

„Ich kenne die Hand."

„Vielleicht giebt es alsdann einen kurzen Kampf mit seinen in Rom belassnen Leibwächtern: in den Thermen des Diokletian oder am tiburtinischen Thore. Sie müssen dort in ihrem Lager erdrückt sein, ehe sie sich recht besinnen. Nimm dreitausend meiner Isaurier und vertheile sie, ohne Aufsehen, rings um die Thermen her: auch besetze mir vor Allem das tiburtinische Thor."

„Von wo aber soll ich sie fortziehen?"

„Von dem Grabmal Hadrians," sagte Cethegus nach einigem Besinnen.

„Und die Gothen, Feldherr?"

„Bah! das Grabmal ist fest, es schützt sich selbst. Erst müssen vom Süden her die Stürmenden über den Fluß: und dann diese eisglatten Wände von parischem Marmor hinan, meine und des Korinthers Freude. Und zu dem," lächelte er, „sieh' nur hinauf: da

oben steht ein Heer von marmornen Göttern und Heroen: sie mögen selber ihren Tempel schirmen gegen die Barbaren.

„Siehst du, — ich sagte es ja — es geht nur hier gegen das Sanct Pauls Thor," schloß er, auf das Lager der Gothen deutend, aus welchem eben eine starke Abtheilung in dieser Richtung aufbrach.

Licinius gehorchte und führte alsbald dreitausend Isaurier, etwa die Hälfte der Deckung, ab: von dem Grabmal über den Fluß und den Viminalis hinab gegen die Thermen Diokletians.

Belisar's Armenier am tiburtinischen Thor löste er dann auch durch dreihundert Isaurier und Legionare ab.

Cethegus aber wandte sich nach dem salarischen Thor, wo jetzt Constantinus als Vertreter Belisar's hielt.

„Ich muß ihn aus dem Wege haben, dachte er, wenn die Nachricht eintrifft."

„Wenn du die Barbaren zurückgeworfen," sprach er ihn an, „wirst du doch wohl einen Ausfall machen müssen? Welche Gelegenheit, Lorbern zu sammeln, während der Feldherr fern ist!"

„Ja wohl," rief Constantinus, „sie sollen's erfahren, daß wir sie auch ohne Belisarius schlagen können."

„Ihr müßt aber ruhiger zielen," sagte Cethegus, einem persischen Schützen den Bogen abnehmend.

„Seht den Gothen dort, den Führer zu Pferd! Er soll fallen."

Cethegus schoß; der Gothe fiel vom Roß, durch den Hals geschossen.

„Und meine Wallbogen, — ihr braucht sie schlecht!

Seht ihr dort die Eiche? ein Tausendführer der Gothen steht davor, gepanzert.

Gebt Acht!“

Und er richtete den Wallbogen, zielte und schoß: durchbohrt war der gepanzerte Gothe an den Baum genagelt.

Da sprengte ein saracenischer Reiter heran:

„Archon,“ redete er Constantinus an, „Bessas läßt dich bitten, Verstärkungen an das Vivarium, das pränestinische Thor: die Gothen rücken an.“

Zweifelnd sah Constantinus auf Cethegus.

„Possen:“ sagte dieser, „der einzige Angriff droht an meinem Thore von Sanct Paul: und das ist gut gehütet: ich weiß es gewiß: laß Bessas sagen: er fürchte sich zu früh.

Uebrigens, im Vivarium habe ich noch sechs Löwen, zehn Tiger und zwölf Bären für mein nächstes Circusfest!

Laßt sie einstweilen los auf die Barbaren!

Es ist auch ein Schauspiel für die Römer dann!“

Aber schon eilte ein Leibwächter den Mons Pincius herab: „Zu Hülfe, Herr, zu Hülfe! Constantinus, dein eignes, das flaminische Thor! Unzählige Barbaren! Ursicinus bittet um Hülfe!“

„Auch dort?“ fragte sich Cethegus ungläubig.

„Hülfe an die gebrochne Mauer! zwischen dem flaminischen und dem pincianischen Thor!“ rief ein zweiter Bote des Ursicinus.

„Diese Strecke braucht ihr nicht zu decken! Ihr wißt, sie steht unter Sanct Peters besonderem Schutz: das reicht!" sprach beruhigend Constantinus.

Cethegus lächelte: „Ja, heute gewiß: denn sie wird gar nicht angegriffen."

Da jagte Marcus Licinius athemlos heran.

„Präfect, rasch auf's Capitol, von wo ich eben komme. Alle sieben Lager der Feinde speien Barbaren zugleich aus allen Lagerpforten: es droht ein allgemeiner Sturm gegen alle Thore Roms."

„Schwerlich!" lächelte Cethegus.

„Aber ich will hinauf. Du aber, Marcus Licinius, stehst mir ein für das tiburtiner Thor.

Mein muß es sein, nicht Belisar's!

Fort mit dir! Führe deine zweihundert Legionare dorthin!"

Er stieg zu Pferd und ritt zunächst gegen das Capitol zu, um den Fuß des Viminal.

Hier traf er auf Lucius Licinius und seine Isaurier.

„Feldherr," sprach ihn dieser an, „es wird Ernst da draußen. Sehr Ernst! Was ist's mit den Isauriern? Bleibt es bei deinem Befehl?"

„Habe ich ihn zurückgenommen?" sagte Cethegus streng. „Lucius, du folgst mir und ihr andern Tribunen. Ihr Isaurier rückt unter eurem Häuptling Asgares zwischen die Thermen des Diokletian und das tiburtiner Thor."

Er glaubte an keine Gefahr für Rom.

Meinte er doch zu wissen, was allein in diesem Augenblick die Gothen wirklich beschäftigte.

„Dieser Schein eines allgemeinen Angriffs soll," dachte er, „die Byzantiner nur abhalten, ihres bedrohten Feldherrn vor den Thoren zu gedenken."

Bald hatte er einen Thurm des Capitols erreicht, von welchem er die ganze Ebne überschauen konnte.

Sie war erfüllt von gothischen Waffen.

Es war ein herrliches Schauspiel.

Aus allen Lagerthoren wogte die ganze Streitmacht des gothischen Heeres heran, die ganze Ausdehnung der Stadt umgürtend.

Der Angriff sollte offenbar gegen alle Thore zugleich unternommen werden und war nach Einem Gedanken entworfen.

Voran in dem ganzen, zu drei Vierteln geschlossnen Kreise schritten Bogenschützen und Schleuderer, in leichten Plänklerschwärmen, die Zinnen und Brustwehren von Vertheidigern zu säubern.

Darauf folgten Sturmböcke, Widder, Mauerbrecher aus römischen Arsenalen entnommen oder römischen Mustern, wiewohl oft ungeschlacht genug, nachgebildet, mit Pferden und Rindern bespannt, bedient von Truppen, die ohne Angriffswaffen, nur mit breiten Schilden sich und die Bespannung gegen die Geschosse der Belagerten decken sollten.

Dicht hinter ihnen schritten die zum eigentlichen Angriff bestimmten Krieger: in tiefen Gliedern, mit voller

Bewaffnung, zum Handgemeng mit Beilen und starken Messern gerüstet, und lange, schwere Sturmleitern schleppend.

In großer Ordnung und Ruhe rückten diese drei Angriffslinien überall gleichmäßigen Schrittes vor: die Sonne glitzerte auf ihren Helmen: in gleichen Zwischenräumen erschollen die lang gezognen Rufe der gothischen Hörner.

„Sie haben etwas von uns gelernt," rief Cethegus in kriegerischer Freude.

„Der Mann, der diese Reihen geordnet hat, versteht den Krieg."

„Wer ist es wohl?" fragte Kallistratos, der, in reicher Rüstung, neben Lucius Licinius hielt.

„Ohne Zweifel, Witichis, der König," sagte Cethegus.

„Das hätte ich dem schlichten Mann mit den bescheidnen Zügen nie zugetraut."

„Diese Barbaren haben manches Unergründliche."

Und vom Capitol herab ritt er nun, über den Fluß, nach der Umwallung am pankratischen Thor, wo der nächste Angriff zu drohen schien, und bestieg mit seinem Gefolge den dortigen Eck-Thurm.

„Wer ist der Alte dort, mit dem wehenden Bart, der mit dem Steinbeil den Seinen voranschreitet?

Er sieht aus, als hätte ihn der Blitz des Zeus vergessen in der Gigantenschlacht."

„Es ist der alte Waffenmeister Theoderichs; er rückt gegen das pankratische Thor," antwortete der Präfect.

„Und wer ist der Reichgerüstete dort, auf dem Braunen, mit dem Wolfsrachen auf dem Helm? Er zieht gegen die Portuensis."

„Das ist Herzog Guntharis, der Wölfung," sprach Lucius Licinius.

„Und sieh, auch drüben auf der Ostseite der Stadt, über'm Fluß, so weit man schauen kann, gegen alle Thore, rücken Sturmreihen der Barbaren," sagte Piso.

„Aber wo ist der König selbst?" frug Kallistratos.

„Siehe, dort in der Mitte ragt die gothische Hauptfahne: dort hält er, oberhalb des pankratischen Thors," antwortete der Präfect.

„Er allein steht regungslos mit seiner starken Schar, weit, um dreihundert Schritt zurück, hinter der Linie," sprach Salvius Julianus, der junge Jurist.

„Sollte er nicht mit kämpfen?" frug Massurius.

„Wäre gegen seine Weise.

Aber laß uns vom Thurm auf den Wall hinab: das Gefecht beginnt," schloß Cethegus.

„Hildebrand hat den Graben erreicht."

„Dort stehen meine Byzantiner, unter Gregor.

Die Gothen-Schützen zielen gut. Die Zinnen am pankratischen Thor werden leer.

Auf, Massurius, schicke meine abasgischen Jäger und von den römischen Legionaren die besten Pfeilschützen dorthin: sie sollen auf die Rinder und Rosse der Sturmböcke zielen."

Bald war der Kampf auf allen Seiten entbrannt.

und mit Verdruß bemerkte Cethegus, daß die Gothen überall Fortschritte machten.

Die Byzantiner schienen ihren Feldherrn zu vermissen: sie schossen unsicher und wichen von den Wällen, indeß die Gothen heute mit besonderer Todesverachtung vordrangen.

Schon hatten sie an mehreren Stellen den Graben überschritten und Herzog Guntharis hatte sogar schon Leitern angelegt an den Wällen bei dem portuensischen Thore, während der alte Waffenmeister einen starken Widderkopf herangeschleppt und denselben durch ein Schirmdach gegen die Feuergeschosse von oben gesichert hatte.

Schon donnerten die ersten Stöße laut durch das Getümmel des Kampfes gegen die Balken des pankratischen Thors.

Dieser wohlbekannte Ton erschütterte den Präfecten, der eben hier anlangte: „Offenbar," sagte er zu sich selbst, „machen sie jetzt bittern Ernst, nachdem der Scheinversuch so gut gelungen."

Und wieder ein dröhnender Stoß.

Gregor, der Byzantiner, sah ihn fragend an.

„Das darf nicht lange währen!" rief Cethegus zürnend, entriß dem nächsten Schützen Bogen und Köcher und eilte auf den Mauerkranz an dem Thore:

„Hieher, ihr Schützen und Schleuderer!

Mir nach!" rief er, „schafft schwere Steine bei. Wo ist der nächste Ballist?

Wo die Scorpionen? das Schirmdach muß entzwei."

Unter dem Schirmdach aber standen gothische Schützen, die eifrig durch die Schießscharten nach den Zacken der Mauerzinnen lugten.

„Es ist umsonst, Hadufwinth," schalt der junge Gunthamund, „zum drittenmal leg' ich vergeblich an! es wagt ja Keiner nur die Nase über die Brustwehr."

„Geduld," sagte der Alte, „halte den Bogen nur gespannt!

Es kommt schon Einer, den der Fürwitz plagt.

Auch mir leg' einen Bogen bereit. Nur Geduld."

„Die hat man leichter mit deinen siebzig als mit meinen zwanzig Jahren."

Inzwischen hatte Cethegus die Wallzinne hier erreicht: er warf einen Blick in die Ebne: da sah er den König, in der weiten Ferne, unbeweglich, im Centrum stehen der gothischen Scharen, auf dem rechten Tiber-Ufer.

Das störte und beunruhigte ihn.

„Was hat er vor?

Sollte er gelernt haben, daß der Feldherr nicht fechten soll?

Komm, Gajus," rief er dem jungen Schützen zu, der ihm kühn gefolgt war, „deine jungen Augen sehen scharf, blick' mit mir über die Zinne hier — was treibt der König dort?"

Und er beugte sich über die Brustwehr, Gajus folgte, eifrig spähend, seinem Beispiel.

„Jetzt, Gunthamund!" rief Hadufwinth unten.

Zwei Sehnen klangen und die beiden Späher fuhren zurück.

Gajus stürzte, in die Stirn geschossen, nieder: und unter des Präfecten Helmdach zersplitterte klirrend ein Pfeil.

Cethegus strich mit der Hand über die Stirn.

„Du lebst, mein Feldherr?" rief Piso, heranspringend.

„Ja, Freund. Es war gut gezielt. Aber die Götter brauchen mich noch: nur die Haut ist geritzt," sprach Cethegus und schob den Helm zurecht.

Zwölftes Capitel.

Da flog Syphax die Mauertreppe hinauf.

Streng hatte ihm sein Herr verboten, sich am Kampf zu betheiligen: „Die Barbaren sollen dich mir nicht tödten und auch dich nicht erkennen — du bist unersetzlich als Sklave Mataswinthens und Kundschafter des Königs Witichis," hatte Cethegus gesagt.

„Wehe, wehe," schrie er so überlaut, daß es seinem Herrn auffiel, der des Mauren kluge Ruhe kannte, „welch' ein Unglück!"

„Was ist geschehen?"

„Constantinus ist schwer verwundet. Er wollte einen Ausfall führen aus dem salarischen Thor und stieß sogleich auf die gothischen Sturmreihen.

Ein Schleuderstein traf sein Gesicht.

Mit Mühe rettete man ihn auf den Wall. Dort fing ich den Sinkenden auf — er ernannte den Präfecten zu seinem Vertreter.

Hier ist sein Feldherrnstab."

„Das ist nicht möglich!" schrie Bessas, der auf Syphax' Ferse folgte.

Er hatte in Person vom Präfecten neue Verstärkungen verlangen wollen und kam eben recht, die Nachricht zu hören.

„Oder er war schon sinnlos als er's that.“

„Hätte er dich bestellt, jedesfalls,“ sprach Cethegus, ruhig das Scepter ergreifend und dem schlauen Sklaven mit einem raschen Wink des Auges dankend.

Mit einem wüthenden Blicke sprang Bessas von der Brüstung und eilte davon.

„Folg' ihm, Syphax, und beacht' ihn wohl,“ flüsterte der Präfect.

Da eilte ein isaurischer Söldner herbei: „Verstärkung, Präfect, an's portuensische Thor. Herzog Guntharis hat zahllose Leitern angelegt.“

Da sprengte Cabao, der Führer der maurischen berittnen Schützen heran: „Constantinus ist todt.

Vertritt du Constantinus.“

„Belisar vertret' ich,“ sprach Cethegus stolz: „fünfhundert Armenier ziehet ab vom appischen und schickt sie an's portuensische Thor.“

„Hülfe, Hülfe an's appische Thor! alle Vertheidiger auf den Zinnen sind erschossen!“ meldete ein persischer Reiter, „die Vorschanze ist halb verloren: vielleicht ist sie noch zu halten: aber schwer!

Aber unmöglich wär's, sie wieder zu nehmen!“

Cethegus winkte seinem jungen Jurisconsulten, Salvius Julianus, jetzt seinem Kriegstribun:

„Auf, mein Jurist: »beati possidentes«!

Nimm hundert Legionare und halte die Schanze um jeden Preis, bis weitere Hülfe kommt.“ —

Und er sah von der Mauerkrone wieder hinab.

Unter seinen Füßen tobte das Gefecht, donnerte der Mauerbrecher Hildebrands.

Aber ihn kümmerte mehr die räthselhafte Ruhe, in welcher der König im Hintergrund unbeweglich stand.

„Was hat er nur vor?"

Da dröhnte von unten ein furchtbar krachender Stoß und lauter Siegesjubel der Barbaren: Cethegus brauchte nicht zu fragen: in drei Sprüngen war er unten. —

„Das Thor ist eingestoßen!" riefen ihm entsetzt die Seinigen entgegen.

„Ich weiß es: jetzt sind wir selbst der Riegel Roms." Und den Schild fester andrückend, trat er hart an den rechten Thorflügel, in welchem in der That ein breiter Riß klaffte; und schon stieß der Widder an die splitternden Platten neben der Oeffnung.

„Noch ein solcher Stoß und das Thor liegt ganz," sagte Gregor, der Byzantiner.

„Richtig, deßhalb darf es nicht mehr dazu kommen. Her zu mir, Gregor und Lucius: stellt euch, Milites! die Speere gefällt! Fackeln und Brände! zum Ausfall! Winke ich, so öffnet das Thor und werft Widder und Schirmdach und Alles in den Graben.

„Du bist sehr kühn, mein Feldherr!" rief Lucius Licinius, entzückt neben ihn springend.

„Ja, jetzt hat die Kühnheit Vernunft, mein Freund!"

Schon war die Colonne gestellt, schon wollte der Präfect das Schwert zum Zeichen des Angriffs erheben, — da erscholl vom Rücken her ein Lärm, größer selbst

als der der stürmenden Gothen: Wehegeschrei und Pferdegetrappel: — und Bessas drängte sich heran: er faßte den Arm des Präfecten: — seine Stimme versagte.

„Was hemmst du mich in diesem Augenblick?" rief dieser und stieß ihn zurück. —

„Belisars Truppen," stammelte entsetzt der Thrazier, „stehen schwer geschlagen vor dem tiburtinischen Thor — sie flehen um Einlaß — wüthende Gothen hinter ihnen — Belisar ist in einen Hinterhalt gefallen — er ist todt."

„Belisar ist gefangen!" schrie ein Thürmer vom tiburtinischen Thor, athemlos heran eilend.

„Die Gothen! die Gothen sind da! sie stehn vor dem nomentanischen und vor dem tiburtinischen Thor!" scholl's aus der Tiefe der Straße.

„Belisars Fahne ist genommen! Prokop vertheidigt seine Leiche!"

„Laß das tiburtinische Thor öffnen, Präfect!" drängte Bessas, „deine Isaurier stehen plötzlich dort. Wer hat sie dorthin geschickt?"

„Ich!" sagte Cethegus, überlegend.

„Sie wollen nicht öffnen ohne deinen Befehl! rette doch seine — Belisars! Leiche!"

Cethegus zauderte — er hielt das Schwert halb erhoben — er schwankte.

„Die Leiche," dachte er, „rett' ich gern."

Da flog Syphax heran.

„Nein! er lebt noch!" rief er seinem Herrn in's Ohr, „ich hab' ihn gesehen von der Zinne: er regt sich

noch: aber er ist gleich gefangen: die gothischen Reiter brausen heran: — Totila, Teja, gleich sind sie bei ihm!"

„Gieb Befehl, laß das tiburtiner Thor öffnen!" mahnte Bessas.

Aber des Präfecten Auge blitzte: sein Antlitz überflog jener Ausdruck stolzer, kühner Entschlossenheit, der es mit dämonischer Schönheit verklären konnte.

Er schlug mit dem Schwert an den zertrümmerten Thorflügel vor sich:

„Auf, zum Ausfall.

Erst Rom: dann Belisar!

Rom und Triumph!"

Das Thor flog auf.

Die stürmenden Gothen, schon des Sieges sicher, hätten Alles eher erwartet als dies Wagniß der, wie sie wähnten, ganz verzagten Byzantiner.

Sie waren ohne Fechtordnung um das Thor herum zerstreut, wurden völlig überrascht und durch den Anlauf der fest geschlossnen Colonne rasch in den hinter ihnen klaffenden Graben geworfen.

Der alte Hildebrand wollte seinen Widder nicht lassen.

Sich hoch aufrichtend zerschmetterte er Gregor, dem Byzantiner, mit seinem Steinhammer den hochgeschweiften Helm und das Haupt.

Aber gleichzeitig fast stieß ihn selber Lucius Licinius mit dem Schildstachel in den Graben.

Cethegus zerhieb mit dem Schwert die Seile der Maschine, die krachend auf den Alten stürzte.

„Jetzt Feuer in die Holzmaschinen, die noch stehen," befahl Cethegus.

Rasch loderten deren Balken auf in Flammen.

Sogleich kehrten die siegreichen Römer zurück in die Wälle.

Da rief Syphax dem Präfecten entgegen:

„Gewalt, Herr, Aufruhr und Empörung!

Die Byzantiner gehorchen dir nicht mehr!

Bessas rief sie auf, das tiburtinische Thor mit Gewalt zu öffnen.

Seine Leibwächter drohen, Marcus Licinius anzugreifen und deine Legionare und Isaurier zu schlachten durch die Hunnen."

„Das büßen sie!" rief Cethegus grimmig.

„Wehe Bessas! Ich will's ihm gedenken!

Auf, Lucius Licinius, nimm den halben Rest der Isaurier!

Nein, nimm sie Alle! Alle! du weißt wo sie stehn: fasse die Leibwächter des Thrakers von Porta Clausa her im Rücken.

Und stehn sie nicht ab, — so hau' sie nieder, ohne Schonung.

Hilf deinem Bruder!

Ich folge gleich!"

Lucius Lucinius zauderte.

„Und das tiburtinische Thor?"

„Bleibt geschlossen."

„Und Belisar?"

„Bleibt draußen."

„Teja und Totila sind schon heran."

„Desto weniger kann man öffnen.

Erst Rom: dann Alles Andre.

Gehorche, Tribun!"

Cethegus blieb noch, die Ausflickung des pankratischen Thores anzuordnen.

Das währte sehr geraume Zeit.

„Wie ging es, Syphax?" fragte er. „Lebt er wirklich?" —

„Er lebt noch." —

„Tölpel, diese Gothen!"

Da kam ein Bote von Lucius.

„Dein Tribun läßt melden: Bessas giebt nicht nach: — schon ist das Blut deiner Legionare am tiburtiner Thor geflossen.

Und Asgares und deine Isaurier zögern, einzuhauen. Sie zweifeln an deinem Ernst."

„Ich will ihnen meinen Ernst zeigen!" rief Cethegus, warf sich auf's Pferd, verließ diesen Theil der Stadt, und jagte wie der Sturmwind davon.

Weit war sein Weg: über die Tiberbrücke des Janiculum, am Capitol vorbei, über das Forum Romanum, durch die sacra Via und den Bogen des Titus, die Thermen des Titus rechts lassend, über den Esquilin hinaus, endlich durch das esquilinische Thor an das tiburtinische Außenthor — ein Weg vom äußersten Westen an den äußersten Osten der weitgestreckten Stadt.

Hier, hinter dem Thore, standen die Leibwächter von Bessas und Belisar mit gedoppelter Front.

Die eine Schar schickte sich an, die Legionare und Isaurier des Präfecten unter Marcus Licinius an der Thorwache zu überwältigen und das Thor mit Gewalt zu öffnen, während die zweite Fronte mit gefällten Speeren der Masse der andern Isauriern gegenüber stand, welche Lucius vergeblich zum Angriff befehligte.

„Söldner," rief Cethegus, das schnaubende Roß dicht vor deren Linie parirend, „wem habt ihr geschworen: mir oder Belisar?"

„Dir, Herr," sprach Asgares, ein Anführer, vortretend, „aber ich dachte" —

Da blitzte das Schwert des Präfecten und tödtlich getroffen stürzte der Mann.

„Zu gehorchen habt ihr, eidbrüchige Schurken, nicht zu denken!"

Entsetzt standen die Söldner.

Aber Cethegus commandirte ruhig:

„Die Speere gefällt! zum Angriff! mir nach!"

Und die Isaurier gehorchten ihm und nun, — ein Augenblick noch, und es begann in Rom selbst der Kampf.

Aber da erscholl von Westen, von der Richtung des aurelischen Thores her, ein furchtbares, Alles übertäubendes Geschrei:

„Wehe, Wehe, Alles verloren!

Die Gothen über uns!

Die Stadt ist genommen!"

Cethegus erbleichte und blickte zurück.

Da sprengte Kallistratos heran, Blut floß ihm über Gesicht und Hals.

„Cethegus," rief er, „es ist aus!
Die Barbaren sind in Rom!
Die Mauer ist erstiegen."

„Wo?" fragte der Präfect tonlos.

„Am Grabmal Hadrians!"

„O mein Feldherr!" rief Lucius Licinius, „ich habe dich gewarnt."

„Das war Witichis!" sagte Cethegus, die Augen zusammendrückend.

„Woher weißt du das?" staunte Kallistratos.

„Genug, ich weiß es."

Es war ein furchtbarer Augenblick für den Präfecten.

Er mußte sich sagen, daß er, rücksichtslos seinen Plan zum Verderben Belisars verfolgend, eine Spanne Zeit Rom übersehen hatte.

Er biß die Zähne in die Unterlippe.

„Cethegus hat das Grabmal Hadrians entblößt!

Cethegus hat Rom in's Verderben gestürzt!" rief Bessas an der Spitze der Leibwächter.

„Und Cethegus wird es retten!" rief dieser, sich hoch im Sattel aufrichtend.

„Mir nach, alle Isaurier und Legionare."

„Und Belisar?" flüsterte Syphax.

„Laßt ihn herein.

Erst Rom: dann Alles Andre!

Folgt mir!"

Und im Sturmflug sprengte er zurück, des Weges, den er gekommen.

Nur wenige Berittne konnten ihm folgen: im Lauf eilte sein Fußvolk, Isaurier und Legionare, nach.

Dreizehntes Capitel.

Draußen vor dem tiburtinischen Thore ward es zu gleicher Zeit stiller.

Ein Bote hatte die gothischen Reiter von dem überflüssigen Gefechte abgerufen.

Sie sollten hier innehalten und alle verfügbare Mannschaft um die Stadt und über den Fluß eilig an das aurelische Thor senden, durch welches man so eben in die Stadt gedrungen sei: dort brauche man alle Kräfte.

Die Reiter jagten, rechtsum schwenkend, nach jenem Thor, wo sich jetzt Alles zusammendrängte: aber ihr eignes Fußvolk, stürmend an den zwischen liegenden fünf Thoren: der Porta clausa, nomentana, salaria, pinciana und flaminia, versperrte ihnen den Weg so lange, daß sie zu der Entscheidung zu spät kamen, die am Grabmal des Hadrian gefallen war.

Wir erinnern uns der Lage dieses Lieblingsplatzes des Präfecten: dem vaticanischen Hügel gegenüber, einen Steinwurf etwa vor dem aurelischen Thor gelegen, mit diesem durch Seitenmauern verbunden und überall, außer

im Süden, wo der Fluß decken sollte, durch neue Wälle geschützt, ragte die »moles Hadriani«, ein gewaltiger runder Thurm von festestem Bau.

Eine Art Hofraum umgab das eigentliche Gebäude: vor der ersten, äußern Deckungsmauer im Süden floß der Tiber.

Auf den Zinnen dieser Außenmauer, in dem Hofraum und auf den Zinnen der Innenmauer lagerten sonst die Isaurier, welche der Präfect zu übler Stunde hinweggezogen hatte, seinen Plan gegen Belisar durchzusetzen.

Auf den Zinnen der Innenmauer aber standen die zahlreichen Statuen von Marmor und Erz, deren drittes Hundert das Geschenk des Kallistratos vervollständigt hatte.

Der König der Gothen hatte sich für heute in der Mitte des großen Halbkreises, welchen die Barbaren auch um die Westseite, auf dem rechten Tiberufer, um die Stadt gezogen, auf dem Felde Nero's zwischen dem pankratischen (alten aurelianischen) und dem (neuen) aurelianischen Thor, wo sonst nur Graf Markja von Mediolanum lagerte, eine weit zurückgenommene, abwartende Stellung gewählt.

Er baute seinen Plan darauf, daß der allgemeine Sturm gegen alle Thore nothwendig die Kräfte der Belagerten werde zersplittern müssen: und sowie an irgend einem Punkt durch Hinwegziehung der Vertheidiger eine Blöße entstehen würde, gedachte er, sie sofort zu benützen.

In dieser Absicht hielt er unbeweglich im zweiten Treffen weit hinter den Sturmcolonnen.

Er hatte allen Anführern Auftrag gegeben, ihn schleunig herbeizurufen, wo sich eine Lücke der Vertheidigung zeige.

Lange, lange hatte er so gewartet.

Manches Wort der Ungeduld hatte er von seinen Scharen zu tragen gehabt, welche müssig stehen sollten, während die Genossen überall im frischen Vordringen waren: lange, lange harrten sie auf einen Boten, der sie abriefe zur Theilnahme am Kampf.

Da bemerkte endlich des Königs scharfes Auge selbst zuerst, wie von den Zinnen der Außenmauer am Grabmal Hadrians die wohlbekannten Feldzeichen und die dichten Speere der Isaurier verschwanden.

Aufmerksam blickte er hin: sie wurden nicht abgelöst, die Lücken nicht ersetzt.

Da sprang er aus dem Sattel, gab seinem Rosse einen Schlag mit der flachen Hand auf den stolzen Bug, sprach: „Nach Hause, Boreas!“ und das kluge Thier lief gerade aus in das Lager zurück.

„Jetzt, vorwärts meine Gothen! vorwärts, Graf Markja!“ rief der König, „dort über den Fluß — die Mauerbrecher laßt hier zurück: nur die Schilde und die Sturmleitern nehmt mit. Und die Beile. Voran!“

Und im Lauf erreichte er den steilen Uferhang an der südlichen Biegung des Flusses und eilte den Hügel hinab.

„Keine Brücke, König, und keine Furt?“ fragte ein Gothe hinter ihm.

„Nein, Freund Issamer, schwimmen!" und der König sprang in die gelbe schmutzige Fluth, daß sie zischend hoch über seinem Helmbusch zusammenschlug.

In wenigen Minuten hatte er das andere Ufer erreicht, die vordersten seiner Leute mit ihm.

Bald standen sie hart vor der hohen Außenmauer des Grabmals und die Männer blickten fragend, besorgt hinauf.

„Leitern her!" rief Witichis, „seht ihr nicht? Die Vertheidiger fehlen ja! Fürchtet ihr euch vor hohen Steinen?"

Rasch waren die Leitern angelegt, rasch die Außenwälle erstiegen, die wenigen Wachen hinabgestürzt, die Leitern nachgezogen und an der Innenseite der Außenmauer in den Hof hinabgelassen.

Der König war der Erste in dem Hofraum.

Hier freilich wurde das Vordringen der Gothen eine Weile gehemmt.

Denn auf den Zinnen der Innenmauer standen, vom pankratischen Thore hieher geeilt, Quintus Piso und Kallistratos mit hundert Legionaren und nur ein Paar Isauriern: und diese schleuderten einen dichten Hagel von Speeren und Pfeilen auf die nur vereinzelt in den Hofraum hinabsteigenden Gothen: auch ihre Ballisten und Katapulten wirkten verheerend.

„Schickt um Hülfe, um Hülfe zu Cethegus!" rief oben auf der Mauer Piso.

Und Kallistratos flog davon.

Rechts und links fielen die Gothen unten im Hof neben Witichis.

„Was thun?" fragte Markja an seiner Seite.

„Warten, bis sie sich verschossen haben," sagte dieser ruhig.

„Es kann nicht lange mehr währen.

Sie werfen und schießen viel zu hastig in ihrem Schrecken.

Seht ihr: schon fliegen mehr Steine denn Pfeile.

Und die Speere bleiben aus."

„Aber die Ballisten, die Katapulten —"

„Werden uns bald nicht mehr schaden. Ordnet euch zum Sturm. Seht, der Hagel wird sehr spärlich.

So, nun die Leitern bereit und die Beile. — Jetzt, rasch mir nach."

Und in schnellem Anlauf rannten die Gothen über den Hof.

Nur wenige waren dabei gefallen.

Und schon standen sie hart an der zweiten, der inneren Mauer: und hundert Leitern waren angelegt.

Jetzt aber waren alle Ballisten und Katapulten Piso's nutzlos geworden: denn, zum Schuß in die Weite gespannt, konnten sie nicht ohne große Mühe und lange Zeit zu senkrechtem Schuß gerichtet werden.

Piso bemerkte es wohl und erbleichte.

„Wurfspeere her! Speere! Speere! oder Alles ist hin!"

„Alle verschossen," keuchte trostlos neben ihm der dicke Balbus.

„Dann ist's vorbei!“ seufzte Piso, den rechten Arm todtmüde senkend.

„Komm, Massurius, laß uns fliehn,“ mahnte Balbus.

„Nein, laßt uns hier sterben,“ rief Piso.

Und schon tauchte der erste gothische Helm über den Rand der Mauer.

Da scholl es die Mauertreppen von der Stadtseite herauf:

„Cethegus! Cethegus der Präfect!“

Und er war's; rasch sprang er auf die Zinne vor und hieb dem Gothen, der eben die Hand auf die Brustwehr stützte, sich herauf zu schwingen, die Hand sammt dem Arme ab. — Der Mann schrie und stürzte.

„O Cethegus,“ sagte Piso, „du kommst zu rechter Zeit!“

„Ich hoffe es,“ sprach dieser und stieß die Leiter um, die vor ihm angelegt stand.

Witichis war darauf gestanden — behend sprang er hinab.

„Aber jetzt Geschosse her, Speere, Lanzen. Sonst hilft Alles nichts,“ rief Cethegus.

„Kein Geschoß mehr weit und breit,“ antwortete Balbus.

„Du kommst, hofften wir, mit deinen Isauriern?“

„Die sind noch weit, weit hinter mir!“ rief Kallistratos, der eben als der erste nach Cethegus wieder erschien.

Und auf's neue wuchs die Zahl der Leitern und der aufsteigenden Helme.

Und es wuchs die dringendste Gefahr.

Wild blickte Cethegus um sich.

„Geschosse," rief er mit dem Fuße stampfend, „es müssen Geschosse herbei!"

Da fiel sein Auge auf die riesige Marmorstatue Zeus, des Erretters, die zu seiner Linken auf der Zinne stand.

Ein Gedanke durchzuckte ihn mit Blitzesschnelle, er sprang hinzu und schlug mit einem Handbeil den rechten Arm der Statue mit sammt dem Donnerkeil in ihrer Faust herab.

„Zeus," rief er, „leih mir deinen Blitz! — Was hältst du ihn so müßig?

Auf! zerschlagt die Statuen: und schleudert sie den Feinden auf die Köpfe."

Und rascher, als er dies gesagt, ward sein Beispiel befolgt.

Mit Aexten und Beilen fielen die geängstigten Vertheidiger über die Götter und Heroen her und im Augenblick waren all' die herrlichen Gestalten zertrümmert.

Es war ein grausenhafter Anblick: da barst ein erhabner Hadrian, eine Reiterstatue, Roß und Reiter mitten aus einander: da stürzte eine lächelnde Aphrodite in die Knie: da flog der schöne Marmorkopf eines Antinous vom Rumpfe und sauste, von zwei Händen geschleudert, auf einen gothischen Büffelschild.

Und weithin spritzten, die Zinnen bedeckend, Splitter und Trümmer von Marmor und Erz, von Bronce und Gold.

Krachend und dröhnend schlugen die gewaltigen Lasten

von Stein und Metall von den Zinnen herab und zerschmetterten die Helme und Schilde, die Panzer und die Glieder der stürmenden Gothen und die Leitern selber, die sie trugen.

Mit Grauen blickte Cethegus auf das furchtbare Werk der Zerstörung, das sein Wort angerichtet.

Aber es hatte gerettet.

Zwölf, fünfzehn, zwanzig Leitern standen leer von den hart aufeinander folgenden Männern, die sie kurz zuvor ameisendicht besetzt hatten: ebensoviele lagen zerbrochen am Fuß der Mauer: überrascht von diesem unerwarteten Erz- und Marmor-Hagel, wichen die Gothen einen Augenblick.

Aber gleich wieder rief sie das Horn Markja's zum Sturm: und wieder sausten die centnerschweren Lasten hernieder.

„Unseliger, was hast du gethan?" jammerte Kallistratos und starrte auf die Trümmer.

„Das Nothwendige!" antwortete Cethegus und schleuderte den Rest von Zeus dem Erretter über den Wall. „Siehst du, wie das traf? — zwei Barbaren auf Einen Schlag" — und zufrieden blickte er hinab.

Da hörte er den Korinther rufen:

„Nein, nein. Nicht diesen! Nicht den Apoll!"

Und Cethegus wandte sich und sah, wie ein riesiger Isaurier sein Beil gegen das Haupt des Latoniden schwang.

„Narr, sollen die Gothen herauf?" fragte der Barbar und holte wieder aus.

„Nicht meinen Apollon!“ wiederholte der Hellene und umschlang den Gott schützend mit beiden Armen, weit sich vorbeugend.

Das ersah auf der nächsten Leiter Graf Markja: und glaubend, jener wolle die Statue auf ihn niederschleudern, kam er ihm zuvor: sein Wurfspeer flog und traf den Griechen mitten in die Brust.

„Ach — Cethegus!“ seufzte er und starb.

Der Präfect sah ihn fallen und preßte die Brauen zusammen.

„Rettet die Leiche und seine beiden Götter verschont!“ sprach er kurz — und stieß die Leiter um, auf der Markja gestanden: mehr konnte er nicht sagen und nicht thun: denn schon rief ihn eine neue, die drohendste Gefahr.

Witichis, von seiner Leiter halb herabgeschleudert, halb herabgesprungen, war seither hart an der Mauer gestanden unter dem Hagel der Stein- und Metalltrümmer nach neuen Mitteln spähend.

Denn seit der erste Versuch der Sturmleitern durch die unverhofften, neuen Geschosse, die Götter und Heroen, abgewiesen war, hoffte er kaum noch, den Wall zu gegewinnen.

Während er sann und spähte, schlug das schwere Marmorfußgestell eines Mars gradivus dicht neben ihm auf die Erde, prallte nochmal empor und traf dabei an eine Mauerplatte.

Und siehe, diese Platte, welche ein Quader von härtestem Stein geschienen hatte, zersprang zerbröckelnd in

kleine Stücke von Mörtel und Lehm: und an ihrer Stelle wurde sichtbar eine schmale Holzpforte, welche, von jener Masse nur locker verkleidet und verdeckt, den Maurern und Werkleuten zum Ausgang und Eingang gedient hatte, wenn sie an dem großen Gebäude reparirten und nachbesserten.

Kaum ersah Witichis die Holzthür, als er jubelnd ausrief:

„Hierher, hierher, ihr Gothen! Beile zur Hand!"

Und schon schlug seine eigne Streitaxt donnernd an die dünnen Bretter, welche nichts weniger als stark schienen.

Verhängnißvoll drang der neue, seltsame Ton an des Präfecten Ohr: er hielt oben inne in der Blutarbeit und lauschte.

„Das ist Eisen gegen Holz! Bei Cäsar!" sagte er zu sich selbst und sprang die schmale Mauertreppe herab, die an der Innenseite der zweiten Mauer in den schwach durch Oel-Lampen beleuchteten Innenraum des Grabmals führte.

Da dröhnte ein Schlag lauter als alle früheren, ein dumpfes Krachen und helles Splittern folgte und jauchzendes Siegesgeschrei der Gothen.

Wie Cethegus auf die letzte Stufe der Treppe sprang, fiel die Pforte krachend nach innen in den Hof und König Witichis ward sichtbar auf der Schwelle.

„Mein ist Rom!" jubelte er, das Beil fallen lassend und das Schwert aus der Scheide ziehend.

„Du lügst, Witichis! zum ersten Mal im Leben!"

rief Cethegus grimmig und sprang vor, so gewaltig den starken Schildstachel stoßend gegen des Gothen Brust, daß dieser überrascht einen Schritt zurück trat.

Diesen Schritt benützte der Präfect und stellte sich selbst auf die Schwelle, die ganze enge Pforte füllend.

„Wo bleiben die Isaurier!" rief er.

Aber nur einen Augenblick hatte ihm Witichis Zeit gelassen, bis er ihn erkannte.

„So treffen wir uns doch im Zweikampf um Rom."

Und nun war das Anspringen an ihm.

Cethegus, bemüht die ganze Oeffnung der Pforte zu verschließen, deckte mit dem Schild seine Linke; sein rechter Arm mit dem kurzen Römerschwert vermochte nicht genug, seine rechte Seite zu decken.

Der Stoß des langen Schwertes des starken Gothen drang, nicht stark genug von Cethegus parirt, die Schuppenringe des Panzers durchschneidend, tief in seine rechte Brust.

Cethegus wankte nach links: schon neigte er sich, zu fallen: aber er fiel nicht.

„Rom! Rom!" sagte er tonlos, und krampfhaft hielt er sich noch aufrecht.

Witichis war einen Schritt zurückgetreten, um in neuem Ansprung dem gefährlichen Feind den Rest zu geben.

Aber in diesem Augenblick erkannte ihn oben auf der Zinne Piso und schleuderte einen prachtvollen schlafenden Faun, der bereits mit abgehauenen Füßen auf dem Walle

lag, auf den König herab; er traf die Schulter und Witichis stürzte nieder.

Graf Markja, Isfamer und Aligern trugen ihn aus dem Gefecht.

Cethegus sah ihn noch fallen.

Dann brach er selbst auf der Schwelle der Pforte zusammen; schützende Arme eines Freundes fingen ihn auf — aber er erkannte diesen nicht mehr: sein Bewußtsein schwand.

Doch weckte ihn gleich wieder ein wohlbekannter Ton, der seine Seele entzückte: es war die Tuba seiner Legionare; das Feldgeschrei seiner Isaurier, welche jetzt endlich im Sturmschritt eintrafen und, von den Liciniern geführt, in dichten Scharen sich auf die durch den Fall ihres Königs erschütterten Gothen stürzten.

Sie drängten sie siegreich zu einer (einstweilen von den eingedrungnen Gothen von Innen hinaus gebrochnen) Bresche der ersten Mauer unter großem Blutvergießen hinaus.

Der Präfect sah die letzten Barbaren flüchten — da schlossen sich abermals seine Augen.

„Cethegus!“ rief der Freund, der ihn im Arme hielt, „Belisar im Sterben: und so bist auch du verloren?“

Cethegus erkannte jetzt die Stimme Prokops.

„Ich weiß nicht,“ sprach er mit letzter Kraft, „aber Rom, — Rom ist gerettet!“

Und damit vergingen ihm die Sinne.

Vierzehntes Capitel.

Nach der Anspannung aller Kräfte zu dem allgemeinen Sturm und seiner Abwehr, der mit dem Morgenroth begonnen und bei sinkender Sonne erst beendet war, trat bei Gothen und Römern eine lange Pause der Erschlaffung ein. Die drei Führer Belisar, Cethegus und Witichis lagen Wochen lang an ihren Wunden danieder.

Aber noch mehr wurde die thatsächliche Waffenruhe veranlaßt durch die tiefe Niedergeschlagenheit und Entmuthigung, welche das Heer der Germanen befallen hatte, nachdem der mit höchster Anstrengung angestrebte Sieg in dem Augenblick, da er bereits gewonnen schien, ihnen entrissen wurde.

Sie hatten einen ganzen Tag lang ihr Bestes gethan: ihre Helden hatten an Tapferkeit gewetteifert: und doch waren beide Pläne, der gegen Belisar und der gegen die Stadt, im Gelingen selbst noch gescheitert.

Und wenn auch König Witichis in seinem stäten Muthe die Gedrücktheit des Heeres nicht theilte, so er-

kannte er dafür desto klarer, daß er seit jenem blutigen Tage das ganze System der Belagerung ändern mußte.

Der Verlust der Gothen war ungeheuer; Prokop schätzt ihn auf dreißigtausend Tode und mehr als ebensoviele Verwundete; sie hatten sich im ganzen Umkreis der Stadt mit äußerster Todesverachtung den Geschossen der Belagerten ausgesetzt und am pankratischen Thor und bei dem Grabmal Hadrians waren sie zu Tausenden gefallen.

Da nun auch in den achtundsechzig früheren Gefechten die Angreifenden immer viel mehr als die hinter Mauer und Thurm gedeckten Vertheidiger gelitten hatten, so war das große Heer, welches Witichis vor Monden gegen die ewige Stadt geführt, furchtbar zusammengeschmolzen. Dazu kam, daß schon seit geraumer Zeit Seuchen und Hunger in ihren Zelten wütheten.

Bei dieser Entmuthigung und Abnahme seiner Truppen mußte Witichis den Gedanken, die Stadt mit Sturm zu nehmen, aufgeben und seine letzte Hoffnung — er verhehlte sich ihre Schwäche nicht — bestand in der Möglichkeit, der Mangel werde den Feind zur Uebergabe zwingen.

Die Gegend um Rom war völlig ausgesogen: und es schien nun darauf anzukommen, welche Partei die Entbehrung länger würde ertragen oder welche sich aus der Ferne würde Vorräthe verschaffen können.

Schwer fehlte den Gothen die an der Küste von Dalmatien beschäftigte Flotte. —

Der Erste, welcher sich von seiner Wunde erholte, war der Präfect.

Von der Pforte, welche er mit seinem Leibe verschlossen, bewußtlos weggetragen, lag er anderthalb Tage in einem Zustand der halb Schlaf, halb Ohnmacht war.

Als er am Abend des zweiten Tages die Augen aufschlug, traf sein erster Blick auf den treuen Mauren, der am Fußende des Lagers auf der Erde kauerte und kein Auge von ihm wandte. Die Schlange war um seinen Arm gerollt.

„Die Holzpforte!" war des Präfecten erstes, noch schwach gehauchtes Wort, „die Holzpforte muß fort — ersetzt durch Marmorquadern —"

„Danke, danke dir, Schlangengott!" jubelte der Sklave, „jetzt ist der Mann gerettet. Und auch du selbst. Und ich, ich, Herr, habe dich gerettet."

Und er warf sich mit gekreuzten Armen nieder und küßte das Lagergestell seines Herrn. — Er wagte nicht, dessen Füße zu berühren.

„Du mich gerettet? — Wodurch?"

„Als ich dich so todesbleich auf diese Decken gelegt, habe ich den Schlangengott herbeigeholt, dich ihm gezeigt und gesprochen: „Du siehst, starker Gott, des Herrn Augen sind geschlossen.

Hilf, daß er sie wieder aufschlägt.

Bis du geholfen, erhältst du keine Krume Brod und keinen Tropfen Milch.

Und wenn er die Augen nicht wieder aufschlägt — an dem Tage, da sie ihn verbrennen, verbrennt Syphax mit: aber du, o großer Schlangengott, deßgleichen.

Du kannst helfen: also hilf: oder brenne."

So sprach ich, und er hat geholfen."

„Die Stadt ist sicher — das fühl' ich, sonst hätte ich nicht entschlafen können. Lebt Belisar? wo ist Prokop?"

„In der Bibliothek mit deinen Tribunen. Sie erwarten nach des Arztes Ausspruch noch heute dein Erwachen oder deinen —"

„Tod? Diesmal hat dein Gott noch geholfen, Syphax. Laß die Tribunen ein."

Bald standen die Licinier, Piso, Salvius Julianus und einige Andre vor ihm; sie wollten bewegt an sein Lager eilen: er winkte ihnen Ruhe zu.

„Rom dankt euch, durch mich. Ihr habt gefochten wie — wie Römer. Mehr, Stolzeres kann ich euch nicht sagen."

Und er übersah wie nachsinnend die Reihe, dann sagte er:

„Einer fehlt mir — ah mein Korinther!

Die Leiche ist gerettet. Denn ich empfahl sie Piso, sie und die beiden Letoiden; setzt ihm als Denkmal eine schwarze Platte von korinthischem Marmor an die Stelle, wo er fiel: stellt die Statue des Apollo über die Aschenurne und schreibt darauf.

„Kallistratos von Korinth ist hier für Rom gestorben; er hat den Gott, der Gott nicht ihn gerettet."

Jetzt geht, bald sehen wir uns wieder — auf den Wällen.

Syphax, nun sende mir Prokop. Und bring einen großen Becher Falernerwein."

„Freund," rief er dem eintretenden Prokopius ent-

gegen, „mir ist, ich habe vor diesem Fieberschlaf noch flüstern hören: „Prokop hat den großen Belisar gerettet.“

Ein unsterblich Verdienst!

Die ganze Nachwelt wird dir's danken — so brauch' ich's nicht zu thun.

Setze dich hieher und erzähle mir das Ganze —

Aber halt: erst schiebe die Kissen zurecht, daß ich meinen Cäsar wieder sehen kann.

Sein Anblick stärkt mehr als Arzneien.

Nun sprich.“

Prokopius sah den Liegenden durchdringend an:

„Cethegus,“ sagte er dann, ernsten Tones, „Belisar weiß Alles.“

„Alles?“ lächelte der Präfect, „das ist viel.“

„Laß den Spott und versage Bewunderung nicht dem Edelsinn: du, der du selber edel bist.“

„Ich? Nicht daß ich wüßte.“

„Sowie er zum Bewußtsein kam, hat ihm Bessas natürlich sofort Alles mitgetheilt: hat ihm haarklein erzählt, wie du befohlen, das Thor gesperrt zu halten, als Belisar in seinem Blute davor lag, den wüthgen Teja auf den Fersen: daß du befohlen, seine Leibwächter nieder zu hauen, welche mit Gewalt öffnen wollten: jedes Wort von dir hat er berichtet, auch deinen Ausruf: „Erst Rom, dann Belisar“: und hat deinen Kopf verlangt im Rath der Feldherrn.

Ich erbebte.

Aber Belisarius sprach: „Er hat recht gethan! hier,

Prokop, bring ihm mein eigen Schwert und die ganze Rüstung, die ich an jenem Tage trug, zum Dank."

Und in dem Bericht an den Kaiser hat er mir die Worte dictirt: „Cethegus hat Rom gerettet und nur Cethegus!

Schick' ihm den Patriciat von Byzanz!"

„Ich danke: ich habe Rom nicht für Byzanz gerettet."

„Das brauchst du mir nicht erst zu sagen, unattischer Römer."

„Ich bin nicht in attischer Laune, Lebensretter!

Was war dein Dank?"

„Still. Er weiß nichts davon.

Und soll es nie erfahren."

„Syphax, Wein. —

So viel Edelsinn kann ich nicht vertragen!

Es macht mich schwach.

Nun, wie war der Reiterspaß?"

„Freund, das war kein Spaß.

Sondern der furchtbarste Ernst, der mir noch begegnet.

Um ein Haar fehlte es, so war Belisar verloren."

„Ja, es ist jenes Eine Haar, um das es immer fehlt bei diesen Gothen!

Dumme Tölpel sind sie sammt und sonders."

„Du sprichst, als wär' es dir sehr leid, daß Belisar nicht umgekommen."

„Recht wär' ihm geschehn.

Ich hab' ihn dreimal gewarnt.

Er sollte endlich wissen, was einem alten Feldherrn ziemt und was einem jungen Raufbold."

„Höre," sagte Prokop, ihn ernsthaft betrachtend, „du hast dir ein Recht erworben, so zu sprechen, vor dem Grabmal Hadrians.

Früher, wenn du des Mannes Heldenthum herabzogst" —

„Dachtest du, ich spräche aus Neid gegen den tapfern Belisar!

Hört es, ihr unsterblichen Götter."

„Ja, zwar deine gepidischen Lorbern" —

„Laß mich mit diesen Knabenstreichen zufrieden!

Freund, wenn es gilt, muß man den Tod verachten, sonst aber vorsichtig das Leben lieben.

Denn nur die Lebendigen herrschen und lachen, nicht die stummen Todten.

Das ist meine Weisheit, und nenn' es meine Feigheit, wenn du willst.

Also — euer Ueberfall — mach's kurz! Wie ging's?"

„Scharf genug.

Als wir die Gegend erkundet hatten — Alles schien frei vom Feind und sicher zum Futter holen — da wandten wir die Rosse allmälig wieder gegen die Stadt, die wenigen Ziegen und die magern Schafe, die wir aufgetrieben, in der Mitte, Belisar voran, der junge Severinus, Johannes und ich an seiner Seite.

Plötzlich, wie wir aus dem Dorf ad aras Bacchi in's Freie kommen, jagen aus den Gehölzen zu beiden

Seiten der valerischen Straße von links und rechts gothische Reiter auf uns zu.

Ich sah, daß sie uns stark überlegen waren und rieth die Flucht mitten durch sie hindurch auf der Straße nach Rom zu versuchen.

Aber Belisar meinte: „Viele sind es, doch nicht allzuviele," und sprengte gegen die Angreifer zur Linken, ihre Reihen zu durchbrechen.

Doch da kamen wir übel an: die Gothen ritten besser und fochten besser als unsre mauretanischen Reiter: und ihre Führer, Totila und Hildebad — jenen erkannte ich an den langflatternden gelben Haaren und diesen an der ungeschlachten Größe — hielten sichtlich scharf auf den Feldherrn selbst.

„Wo ist Belisar und sein Muth?" schrie der lange Hildebad vernehmlich durch das Klirren der Waffen.

„Hier!" antwortete dieser unverzüglich: und ehe wir ihn abhalten konnten, hielt er schon dem Riesen gegenüber.

Der war nicht faul und hieb ihm mit seinem wuchtigen Beil auf den Helm, daß der goldne Kamm mit dem weißen Roßhaar-Büschel zerschmettert zur Erde rollte und Belisar's Haupt bis auf den Kopf des Pferdes nieder fuhr.

Und schon holte jener zum zweiten, dem tödlichen Streiche aus: da war der junge Severinus, des Boëthius Sohn, heran und fing den Hieb mit dem runden Schilde auf.

Aber das Beil des Barbaren drang durch den Schild und flog noch tief in den Hals des edeln Jünglings.

Er stürzte" —

Prokop stockte in schmerzlichen Gedanken.

„Todt?" fragte Cethegus ruhig.

„Ein alter Freigelassner seines Vaters, der ihn begleitete, trug ihn aus dem Gefecht.

Doch starb er schon, so hört' ich, eh' er das Dorf erreichte."

„Ein schöner Tod!" sagte Cethegus.

„Syphax, einen Becher Wein!"

„Belisar hatte sich aber inzischen aufgerafft und stieß nun in großem Zorn mit seinem Speer dem Gothen so gewaltig auf die Brustplatte seines Harnisches, daß er der Länge nach vom Pferde flog.

Laut jubelten wir auf, aber der junge Totila" —

„Nun?"

„Sah kaum seinen Bruder fallen, als er sich grimmig durch die Lanzen der Leibwächter Bahn brach zu Belisar. Aigan, sein Bannerträger, wollte ihn decken, aber des Gothen Schwert traf seinen linken Arm: er riß ihm die Fahne aus der erschlafften Hand und warf sie dem nächsten Gothen zu.

Laut auf schrie Belisar vor Zorn und wandte sich gegen ihn: aber der junge Totila ist rasch wie der Blitz und zwei scharfe Hiebe trafen, eh' er sich's versah, des Feldherrn beide Schultern: der wankte im Sattel und sank langsam vom Pferd, das im selben Augenblick ein Wurfspeer traf und niederwarf.

„Gieb dich gefangen, Belisar!" rief Totila.

Der Feldherr hatte gerade noch die Kraft, das Haupt verneinend zu schütteln, da sank er vollends zur Erde.

Rasch war ich abgesprungen, hatte ihn auf mein eigen Pferd gehoben und der Sorge des Johannes empfohlen, der fünfzig Leibwächter um ihn scharte und ihn schnell aus dem Getümmel flüchtend nach der Stadt hin brachte."

„Und du?"

„Ich focht zu Fuß weiter.

Und es gelang mir, da jetzt unsre Nachhut eintraf, — die Vorräthe in der Mitte hatten wir preisgegeben — das Gefecht gegen Totila zu stellen.

Aber nicht auf lange.

Denn nun war auch die zweite Schar der gothischen Reiter heran; wie der Sturmwind sauste der schwarze Teja herzu, durchbrach unsern rechten Flügel, der ihm zunächst stand, von vorn, durchbrach dann meine eigne gegen Totila gerichtete Front von der Flanke und zersprengte unsern ganzen Schlachthaufen.

Ich gab das Gefecht verloren, ergriff ein ledig Roß und eilte dem Feldherrn nach.

Aber auch Teja hatte die Richtung von dessen Flucht erkannt und jagte uns wüthend nach.

An der fulvischen Brücke holte er die Bedeckung ein; Johannes und ich hatten mehr als die Hälfte der noch übrigen Leibwächter an der Brücke aufgestellt, den Ueber-

gang zu wehren, unter Principius, dem tapfern Pisidier, und Tarmuth, dem riesigen Isaurier.

Dort fielen sie Alle dreißig, zuletzt auch die beiden treuen Führer, von dem Schwerte des Teja allein, wie ich vernahm.

Dort fiel die Blüthe von Belisars Leibwächtern: darunter viele meiner nächsten Waffenfreunde, Alamundarus der Saracene, Artasines der Perser, Zanter der Armenier, Longinus der Isaurier, Bucha und Chorsamantes die Massageten, Kutila der Thrakier, Hildeger der Vandale, Juphrut der Maure, Theodoritos und Georgios die Kappadokier.

Aber ihr Tod erkaufte unsre Rettung.

Wir holten hinter der Brücke unser hier zurückgelassnes Fußvolk ein, welches dann noch die feindlichen Reiter so lang beschäftigte, bis das tiburtinische Thor sich, spät genug, dem wunden Feldherrn öffnete.

Dann eilt' ich, als wir ihn auf einer Sänfte Antoninens Pflege zugesandt, an das Grabmal Hadrians, wo, wie es hieß, die Stadt genommen sei und fand dich dem Tode nah."

„Und was hat jetzt Belisar beschlossen?"

„Seine Wunden sind nicht so schwer wie die Deine und doch die Heilung langsamer.

Er hat den Gothen den Waffenstillstand gewährt, den sie verlangten, ihre vielen Todten zu bestatten."

Cethegus fuhr auf von den Kissen.

„Er hätte ihn verweigern sollen!

Keine unnütze Verzögerung der Entscheidung mehr!

ich kenne diese gothischen Stiere; nun haben sie sich die Hörner stumpf gestürmt: jetzt sind sie müd und mürbe.

Jetzt kam die Zeit für einen letzten Schlag, den ich schon lang ersonnen.

Die Hitze draußen in der glühenden Ebne werden ihre großen Leiber schlecht ertragen: schlechter den Hunger: am schlechtesten den Durst. —

Denn der Germane muß saufen, wenn er nicht schnarcht oder prügelt.

Nun braucht man nur ihren vorsichtigen König noch ein wenig einzuschüchtern.

Sage Belisar meinen Gruß: und mein Dank für sein Schwert sei mein Rath:

Er solle noch heute den gefürchteten Johannes mit acht Tausend Mann durch das Picenum gegen Ravenna schicken: die flaminische Straße ist frei und wird wenig gedeckt sein: denn Witichis hat die Besatzungen aller Festungen hierher gezogen: und leichter gewinnen wir jetzt Ravenna, als die Barbaren Rom.

So wie aber der König Ravenna, seinen allerletzten Hort, bedroht sieht, wird er eilen, ihn um jeden Preis zu retten.

Er wird sein Heer hinwegziehen von diesen uneinnehmbaren Mauern und wieder der Verfolgte statt des Verfolgers sein."

„Cethegus," sprach Prokop aufspringend, „du bist ein großer Feldherr."

„Nur nebenbei, Prokopius! geh jetzt und grüße mir den großen Sieger Belisar."

Fünfzehntes Capitel.

An dem letzten Tage des Waffenstillstands konnte Cethegus bereits wieder auf den Wällen des Grabmals Hadrians erscheinen, wo ihn seine Legionare und Isaurier mit lautem Zuruf begrüßten.

Sein erster Gang war zu dem Grabmal des Kallistratos; er legte auf die schwarze Marmorplatte einen Kranz von Lorbern und von Rosen nieder.

Während er von hier aus die Verstärkung der Befestigungen anordnete, brachte ihm Syphax ein Schreiben von Mataswintha.

Es lautete lakonisch genug:

„Mach' bald ein Ende.

Nicht länger kann ich den Jammer ansehn.

Die Bestattung von vierzig Tausend Männern meines Volks hat mir die Brust zerrissen.

Die Klagelieder schienen alle mich anzuklagen.

Währt das noch länger, so erlieg ich.

Der Hunger wüthet furchtbar in dem Lager.

Ihre letzte Hoffnung ist eine große Zufuhr von Getreide und Vieh, die aus Südgallien unter Segel ist

An den nächsten Calenden wird sie auf der Höhe von Portus erwartet.

Handle danach — aber mach' rasch ein Ende."

„Triumph," sprach der Präfect, „die Belagerung ist aus.

Unsre kleine Flotte lag bisher fast müßig zu Populonium.

Jetzt soll sie Arbeit finden.

Diese Königin ist die Erinys der Barbaren."

Und er ging selbst zu Belisar, der ihn mit edler Großheit empfing. —

In derselben Nacht, der letzten der Waffenruhe, zog Johannes zum pincianischen Thore hinaus, dann links nach der flaminischen Straße schwenkend. Ravenna war sein Ziel.

Und eilende Boten flogen zur See mit raschen Segeln nach Populonium, wo sich ein kleines römisches Geschwader gesammelt hatte.

Der Kampf um die Stadt ruhte, trotz Ablauf des Waffenstillstands, fast ganz.

Eine Woche darauf etwa, machte der König, der sein Schmerzenslager zum ersten Mal verließ, in Begleitung seiner Freunde den ersten Gang durch die Zelte.

Drei von den sieben vormals menschenwimmelnden Lagern waren völlig verödet und aufgegeben: auch die übrigen vier waren nur noch spärlich bevölkert.

Todmüde, ohne Klage, aber auch ohne Hoffnung

lagen die abgemagerten Gestalten, von Hunger und Fieber verzehrt, vor ihren Zelten.

Kein Zuruf, kein Gruß erfreute den wackern König auf seinem schmerzensreichen Gang: kaum daß sie die müden Augen aufschlugen bei dem Schall der nahenden Schritte.

Aus dem Innern der Zelte drang das laute Stöhnen der Kranken, der Sterbenden, die den Wunden, dem Mangel, den Seuchen erlagen.

Kaum fand man die hinlängliche Zahl von Gesunden, die nöthigsten Posten zu beziehen.

Die Wachen schleppten die Speere hinter sich her, zu matt, sie aufrecht oder auf der Schulter zu tragen.

Die Heerführer kamen an die Schanzen vor dem aurelischen Thor; im Wallgraben lag ein junger Schütz und kaute an dem bittern Gras.

Hildebad rief ihm zu: „Beim Hammer! Gunthamund, was ist das? deine Sehne ist ja gesprungen, was ziehst du keine andre auf?"

„Kann nicht, Herr! die Sehne sprang gestern bei meinem letzten Schuß.

Und ich und die drei Bursche neben mir, wir haben die Kraft nicht, eine neue aufzuziehen."

Hildebad gab ihm einen Trunk aus seiner Kürbis-Flasche: „Hast du auf einen Römer geschossen?"

„O nein, Herr," sagte der Mann, „eine Ratte nagte dort an der Leiche.

Ich traf sie glücklich und wir theilten sie zu viert."

„Issaswinth, wo ist dein Oheim Issamer?" fragte der König.

„Todt, Herr.

Er fiel hinter dir, als er dich hinweg trug.

Vor dem verfluchten Marmorgrab."

„Und dein Vater Iffamuth?"

„Auch todt.

Er vertrug's nicht mehr, das giftige Wasser aus den Pfützen.

Der Durst, König, brennt noch heißer als der Hunger.

Und es will ja nicht regnen aus diesem bleiernen Himmel."

„Ihr seid Alle aus dem Athesis-Thal?"

„Ja, Herr König, vom Iffinger-Berg. O welch köstlich Quell-Wasser dort daheim!"

Teja sah in einiger Entfernung einen andern Krieger aus seiner Sturmhaube trinken.

Seine Züge verfinsterten sich noch mehr.

„He du, Arulf!" rief er ihm zu, „du scheinst nicht Durst zu leiden?"

„Nein, ich trinke oft," sprach der Mann.

„Was trinkst du?"

„Das Blut von den Wunden der Frischgefallnen.

Anfangs ekelt's sehr: aber man gewöhnt's in der Verzweiflung."

Schaudernd schritt Witichis weiter.

„Schick' all' meinen Wein in's Lager, Hildebad.

Die Wachen sollen ihn theilen."

„All' deinen Wein?

O König, mein Schenkamt ist gar leicht geworden.

Du hast noch anderthalb Krüge.

Und Hildebrand, dein Arzt, sprach, du sollst dich stärken."

„Und wer stärkt diese, Hildebad?

Die Noth macht sie zu wilden Thieren!"

„Komm mit nach Hause," mahnte Totila, des Königs Mantel ergreifend.

„Hier ist nicht gut sein."

Im Zelt des Königs angelangt, setzten sich die Freunde schweigend um den schönen Marmortisch, der auf goldnen Gefäßen steinhartes verschimmeltes Brod aufwies und wenige Stücke Fleisch.

„Es war das letzte Pferd aus den königlichen Ställen," sagte Hildebad, — „bis auf Boreas."

„Boreas wird nicht geschlachtet! — mein Weib, mein Kind sind auf seinem Rücken gesessen."

Und er stützte das müde Haupt auf die beiden Hände: eine neue schwere Pause trat ein.

„Freunde, hob er endlich an, das geht nicht länger also.

Unser Volk verdirbt vor diesen Mauern.

Mein Entschluß ist schwer und schmerzlich gereift —"

„Sprich's noch nicht aus, o König!" rief Hildebad.

„In wenig Tagen trifft Graf Odoswinth von Cremona ein mit der Flotte: und wir schwelgen in allem Guten."

„Er ist noch nicht da!" sprach Teja.

„Und unser Verlust an Menschen, so schwer er ist," ermuthigte Totila, „wird er nicht durch frische Mannschaft ersetzt, wenn Graf Ulithis von Urbinum eintrifft, mit den Besatzungen, die der König aus den

Besten von Ravenna bis Rom weggezogen hat, unsre leeren Zelte zu füllen?"

„Auch Ulithis ist noch nicht da," sprach Teja.

„Er soll noch in Picenum stehen.

Und kommt er glücklich an, so wird der Mangel im Lager noch größer."

„Doch auch die Römerstadt muß fasten! meinte Hildebad, das harte Brod mit der Faust auf dem Steintisch zerschlagend.

Laß sehn, wer's länger aushält!"

„Oft hab' ich's überdacht in schweren Tagen und schlummerlosen Nächten," fuhr der König langsam fort.

„Warum? warum das Alles so kommen mußte?

Nach bestem Gewissen hab' ich immer wieder Recht und Unrecht abgewogen, zwischen unsern Feinden und uns: und ich kann's nicht anders finden, als daß Recht und Treue auf unsrer Seite stehen.

Und wahrlich, an Kraft und Muth haben wir's nicht fehlen lassen."

„Du am Wenigsten," sagte Totila.

„Und an keinem schwersten Opfer!" seufzte der König.

„Und wenn nun doch, wie wir Alle sagen, ein Gott im Himmel waltet, gerecht und gut und allgewaltig, warum läßt er all' dies ungeheure, unverdiente Elend zu?

Warum müssen wir erliegen vor Byzanz?"

„Wir dürfen aber nicht erliegen," schrie Hildebad.

„Ich habe nie viel gegrübelt über unsern Herrgott.

Aber wenn er das geschehen ließe, müßte man Sturm

laufen gegen den Himmel und ihm seinen Thron mit Keulen zerschlagen."

„Lästre nicht, mein Bruder!" sprach Totila.

„Und du, mein edler König, Muth und Vertrauen.

Ja, es waltet ein gerechter Gott dort über den Sternen.

Drum muß zuletzt die gute Sache siegen.

Muth, mein Witichis, und Hoffnung bis an's Ende."

Aber der Tiefgebeugte schüttelte das Haupt.

„Ich gestehe es euch, ich habe aus diesem Irrsal, aus den schrecklichen Zweifeln an Gottes Gerechtigkeit, nur Einen Ausweg gefunden.

Es kann nicht sein, daß wir all' dies schuldlos leiden.

Und da unsres Volkes Sache zweifellos gerecht, so muß verborgne Schuld an mir, an eurem König haften.

Wiederholt, erzählen unsre Lieder aus der Heidenzeit, hat sich ein König für sein Volk selbst den Göttern geopfert, wenn Unsieg, Seuche, Mißwachs Jahre lang den Stamm verfolgte.

Er hat die verborgne Schuld auf sich genommen, die auf den Volksgenossen zu lasten schien und sie durch Tod gebüßt, oder indem er ohne die Krone in's Elend ging, ein friedloser Landflüchtiger. —

Laßt mich die Krone abthun von diesem Haupt ohne Glück noch Stern.

Wählt einen Andern, dem Gott nicht zürnt: wählt Totila, oder" —

„Das Wundfieber faselt noch aus dir!" unterbrach ihn der alte Waffenmeister.

„Du mit Schuld beladen! du, der Treuste von uns Allen!

Nein, ich will's euch sagen, ihr Kinder allzujunger Tage, die ihr der Väter alte Kraft mit der Väter altem Glauben verloren habt, und nun keinen Trost wißt für eure Herzen.

Mich erbarmt eurer Reden ohne Zuversicht." — Und seine grauen Augen leuchteten in seltnem Glanze über die Freunde hin.

„Alles was hier auf Erden erfreut und schmerzt, ist kaum der Freude noch des Schmerzes werth.

Nur auf Eines kommt es hier unten an: ein treuer Mann gewesen sein, kein Neiding, und den Schlachttodt sterben, nicht den Strohtodt.

Den treuen Helden aber tragen die Walküren aus dem blutigen Feld auf rothen Wolken hinauf in Odhins Sal, wo die Einheriar mit vollen Bechern ihn begrüßen.

Dann reitet er alltäglich mit ihnen hinaus zu Jagd und Waffenspiel beim Morgenlicht und wieder herein zu Trunk und Skaldensang in goldner Halle beim Abendlicht.

Und schöne Schildjungfrauen kosen mit den Jungen: und weise Vorzeitrunen raunen wir Alten mit den alten Helden der Vorzeit.

Und ich werde sie alle wieder finden, die starken Gesellen meiner Jugend, den kühnen Winithar und Herrn Waltharis von Aquitanien und Guntharis den Burgunden.

Und schauen werd' ich auch ihn, dessen Anblick ich

lange begehrt: Herrn Beowulf, den Geaten, und aus grauen Urtagen den Cherusken, der zuerst die Römer schlug, von dem noch die Sänger der Sachsen singen und sagen.

Und wieder trag' ich Schild und Speer meinem Herrn, dem König mit den Adleraugen.

Und so leben wir fort in alle Ewigkeit in Licht und heller Freude, vergessen der Erde hier unten und all' ihres Wehs."

„Ein schön Gedicht, alter Heide," lächelte Totila.

„Wenn uns aber das nicht mehr tröstet für wirkliches, herznagendes Leid?

Sprich du doch auch, Teja, du finstrer Gast.

Was ist dein Gedanke bei diesen unsern Leiden?

Nie fehlt uns dein Schwert: was versagst du dein Wort?

Was schweigt dein tröstender Harfenschlag, du liederkundiger Sänger?"

„Mein Wort," sagte Teja aufstehend, „mein Wort und Gedanke wäre euch vielleicht schwerer zu tragen als all' dies Leid.

Laß mich noch schweigen, mein sonnenheller Totila.

Vielleicht kommt noch der Tag, da ich dir Antwort gebe.

Vielleicht auch zur Harfe spiele, wenn dann noch eine Saite daran hält."

Und er schritt aus dem Zelte.

Denn draußen in dem Lager hatte sich ein wirrer

räthselhafter Lärm von rufenden, fragenden Stimmen erhoben.

Die Freunde sahn ihm schweigend nach.

„Ich weiß wohl, was er denkt," sagte der alte Hildebrand endlich.

„Denn ich kenne ihn vom Knaben auf: Er ist nicht wie Andre.

Auch im Nordland denken manche so, die nicht an Thor und Odhin glauben, sondern nur an die Noth und ihre eigne Kraft und Stärke.

Es ist fast zu schwer für ein Menschenherz.

Und glücklich — glücklich macht es nicht, wie er zu denken.

Mich wundert, daß er singt und Harfe schlägt dabei."

Da riß Teja, wieder eintretend, die Zeltvorhänge auf: sein Antlitz war noch bleicher als zuvor: seine dunkeln Augen blitzten: aber seine Stimme war ruhig wie sonst, da er sprach:

„Brich das Lager ab, König Witichis.

Unsere Schiffe sind bei Ostia in der Feinde Hand gefallen.

Sie haben Graf Odoswinth's Kopf in's Lager geschickt.

Und sie lassen auf den Wällen Roms, vor den Augen unsrer Wachen, von den gefangnen Gothen die erbeuteten Rinder schlachten.

Große Verstärkungen aus Byzanz unter Valerian und

Euthalius: Hunnen, Sclavenen und Anten, hat eine segelreiche Flotte aus Byzanz in den Tiber geführt.

Denn der blutige Johannes hat das Picenum durchzogen —"

„Und Graf Ulithis?"

„Er hat Ulithis geschlagen und getödtet, Ancona und Ariminum genommen.

Und —"

„Ist das noch nicht Alles?" rief der König.

„Nein Witichis! Eile thut noth!

Er bedroht Ravenna: er steht nur noch wenige Meilen vor der Stadt."

Sechzehntes Capitel.

Am Tage nach dem Eintreffen dieser für die Gothen so verhängnißvollen Nachrichten, hatte Witichis die Belagerung Roms aufgegeben und sein tief entmuthigtes Heer aus den vier noch übrigen Lagern herausgezogen.

Ein volles Jahr und neun Tage hatte die Einschließung gewährt.

So viel Muth und Kraft, so viele Anstrengungen und Opfer waren vergeblich gewesen.

Schweigend zogen die Gothen an den stolzen Wällen vorüber, an denen ihr Glück und ihre Macht zerschellt waren.

Schweigend trugen sie die höhnenden Worte, welche Römer und „Romäer“ (Byzantiner) ihnen von den sichern Zinnen herab zuriefen.

Ihr Zorn und ihre Trauer waren zu groß, um durch solchen Spott getroffen zu werden.

Aber als Belisar's Reiterei, aus dem pincianischen Thore brechend, die Abziehenden verfolgen wollte, wurde sie grimmig zurückgewiesen.

Denn Graf Teja führte die gothische Nachhut.

So zog das Heer von Rom auf der flaminischen Straße durch Picenum in raschen Märschen, (obwohl den von den Feinden besetzten Plätzen Narnia, Spoletium und Perusium ausgewichen werden mußte,) nach Ravenna, wo Witichis zur rechten Zeit eintraf, die gefährliche Stimmung der Bevölkerung, welche auf die Kunde von dem Unglück der Barbaren schon mit dem drohenden Johannes in geheime Verhandlungen getreten war, zu unterdrücken.

Johannes zog sich bei der Annäherung der Gothen in seine letzte wichtige Eroberung Ariminum zurück.

In Ancona lag Konon, der Nauarch Belisars, mit den thrakischen Speerträgern und mit Kriegsschiffen.

Der König führte aber keineswegs sein ganzes, von der Belagerung Roms aufgebrochnes Heer nach Ravenna, sondern hatte unterweges viele Mannschaften in Festungen vertheilt.

Eine Tausendschaft ließ er unter Gibimer in Clusium in Tuscien, eine andre in Urbs Vetus unter Albila, eine halbe in Tudertum unter Wulfgis: in Auximum vier Tausendschaften unter Graf Wisand, dem tapfern Bandalarius. in Urbinum zwei unter Morra: in Caesena und Monsferetrus je eine halbe.

Hildebrand entsandte er nach Verona, Totila nach Tarvisium und Teja nach Ticinum, da auch der Nordosten der Halbinsel durch byzantinische, von Istrien aus drohende Truppen gefährdet wurde.

Er that dies übrigens noch aus andern Gründen.

Einmal, um Belisar auf dem Wege nach Ravenna aufzuhalten.

Dann, um im Fall einer Einschließung nicht wieder sobald durch die große Anzahl des Heeres dem Mangel ausgesetzt zu sein.

Und endlich, um für den nämlichen Fall die Belagerer auch vom Rücken und zwar von mehreren Seiten her beunruhigen zu können.

Sein Plan war zunächst, die seinem Hauptstützpunkt Ravenna drohende Gefahr abzuwenden, und sich mit seinen zerrütteten Streitkräften auf die Vertheidigung zu beschränken, bis fremde Hülfstruppen, langobardische und fränkische, die er erwartete, ihn in den Stand setzen würden, wieder das offne Feld zu halten.

Aber die Hoffnung, Belisar auf seinem Wege nach Ravenna durch diese gothischen Burgen hinzuhalten, erfüllte sich nicht.

Er begnügte sich, sie durch beobachtende Truppen einzuschließen und zog ohne Weiters gegen die Hauptstadt und den letzten bedeutenden Waffenplatz der Gothen.

„Habe ich das Herz zum Tode getroffen," sagte er, „werden sich die geballten Fäuste von selbst öffnen."

Und so dehnten sich alsbald um die Königsstadt Theoderichs in weit gestrecktem Bogen die Zelte der Byzantiner, an allen drei Landseiten, von der Hafenstadt

Classis an bis zu den Canälen und Zweigarmen des Padus, welche im Westen besonders die Vertheidigung der Festungslinien bildeten.

Zwar hatte die alte, vornehme Stadt damals schon viel verloren von dem Schimmer, in welchem sie seit zwei Jahrhunderten fast strahlte als Residenz der Imperatoren: und auch das letzte Abendroth, welches die glorreiche Regierung Theoderichs über sie gebreitet, war seit dem Ausbruch des Krieges verschwunden.

Aber gleichwohl. Welch andern Eindruck muß damals die immer noch volkreiche, dem heutigen Venedig gleichende Wasser-Stadt gemacht haben als heute, wo es den Wandrer aus den ausgestorbnen Straßen, den leeren Plätzen, den einsam schweigenden Basiliken nicht minder melancholisch anhaucht als draußen, vor den Mauern der Stadt, wo sich weithin die öde Sumpflandschaft der Padusniederungen dehnt, bis sie in den Schlamm des weit zurückgetretenen Meeres auslaufen.

Wo einst in der Hafenstadt Classis zu Wasser und zu Lande geschäftiges Leben wogte, wo die stolzen Triremen der kaiserlichen Ravenna-Flotte tief schaukelnd sich wiegten, da liegen jetzt sumpfige Wiesen, in deren hohem Schilf und Riedgras verwilderte Büffel grasen; versumpft die Straßen, versandet der Hafen, verschollen das Volk, das hier freudig geherrscht — nur ein riesiger runder Thurm aus der Gothenzeit steht noch neben der allein erhaltnen, einsamen Basilika San Apollinare in Classe fuori, welche, von Witichis begonnen, von Justinian vollendet, nun

eine Stunde fern von aller Menschenwohnung auf der sumpfigen Ebne trauernd ragt.

Die starke Seefestung galt damals für uneinnehmbar: darum hatten sie seit dem Sinken ihrer Macht die Kaiser zur Residenz gewählt.

Die Süd-Ost-Seite deckte das damals noch bis an und in ihre und der Hafenstadt Mauern spülende Meer.

Und um alle drei Landseiten hatten Natur und Kunst ein labyrinthisches Netz von Canälen, Gräben und Sümpfen des vielarmigen Padus gesponnen, in welchem sich der Belagerer rettungslos verstricken mußte.

Und diese Mauern! noch jetzt erfüllen ihre gewaltigen Reste mit Staunen; ihre colossale Dicke und — weniger ihre Höhe als — die Anzahl von starken Rundthürmen, welche von ihren Zinnen noch heute (1863) aufsteigen, trotzten vor der Erfindung der Feuerwaffe jedem Sturm, jedem gewaltsamen Angriff.

Nur durch Aushungerung hatte nach fast vierjährigem Widerstand der große Theoderich diese letzte Zuflucht Odovakars bezwungen.

Vergebens hatte Belisar versucht, gleich nach seiner Ankunft die Stadt mit Sturm zu nehmen.

Kräftig ward sein Angriff abgewiesen und die Belagerer mußten sich begnügen, die Festung enge zu umschließen und, wie einst der Gothenkönig, durch Mangel zur Uebergabe zu nöthigen.

Dem aber konnte Witichis getrost entgegen sehn.

Denn er hatte mit der Vorsicht, die ihm eigen, in diesem seinem Haupt-Bollwerk, schon vor dem Ausbruch

nach Rom, Vorräthe aller Art, namentlich aber Getreide, in außerordentlicher Menge in besonders von ihm (mit Benutzung und in den Räumen des ungeheuren Marmor-Circus des Theodosius) erbauten Korn-Speichern von Holzgezimmer aufgehäuft. Diese ausgedehnten Holzbauten, grade gegenüber dem Palast und der Basilika Sancti Apollinaris, waren des Königs Stolz, Freude und Trost.

Nur Weniges von diesen Nahrungsmitteln hatte man durch das von den Feinden durchstreifte Land nach dem Lager vor Rom führen können: und bei einiger Sparsamkeit reichten diese Magazine ohne Zweifel für die Bevölkerung und das nicht mehr zahlreiche Heer leicht noch zwei und drei Monate aus.

Bis dahin aber war das Eintreffen eines fränkischen Hülfsheeres in Folge der auf's Neue angeknüpften Verhandlungen sicher zu erwarten.

Und dieser Entsatz mußte nothwendig die Aufhebung der Belagerung herbeiführen.

Dies wußten oder ahnten doch Belisar und Cethegus so gut wie Witichis: und rastlos spähten sie nach allen Seiten, ein Mittel zu finden, den Fall der Stadt zu beschleunigen.

Der Präfect suchte natürlich vor Allem seine geheime Verbindung mit der Gothenkönigin zu diesem Zwecke zu benutzen.

Aber einmal war der Verkehr mit derselben jetzt sehr erschwert, da die Gothen alle Ausgänge der Stadt sorgfältig überwachten.

Und dann schien auch Mataswintha wesentlich verändert und keineswegs mehr so bereit und willfährig, sich als Werkzeug gebrauchen zu lassen, wie ehedem.

Sie hatte eine rasche Vernichtung oder Demüthigung des Königs erwartet.

Das lange Hinzögern ermüdete sie: und zugleich hatten die großen Leiden ihres Volkes in Kampf und Hunger und Krankheit angefangen, sie zu erschüttern.

Dazu kam endlich, daß die traurige Verwandlung in dem sonst so kräftigen und gesundfreudigen Wesen des Königs, der stille, aber tiefe und finstre Gram, der über seiner Seele lag, mächtig an ihrem Herzen rüttelte.

Wenn sie auch mit der ganzen Ungerechtigkeit des Schmerzes, mit dem bittern Stolz gekränkter Liebe ihn verklagte, daß er ihr Herz verworfen und doch, um der Krone willen, mit Gewalt ihre Hand erzwungen hatte, und wenn sie ihn dafür auch mit der ganzen leidenschaftlichen Gluth ihres Wesens zu hassen glaubte und zum Theil auch wirklich haßte, so war doch dieser Haß nur umgeschlagne Liebe.

Und als sie ihn nun von dem schweren Unglück der gothischen Waffen, von dem Fehlschlagen all' seiner Pläne — an welchem ihr heimtückischer Verrath so großen Antheil trug, — tief, bis zur krankhaft-schwermüthigen Verfinsterung des Geistes, zu marternder Selbstpeinigung niedergebeugt sah, so wirkte dieser Anblick gewaltig auf ihre aus Härte und Gluth seltsam gemischte Natur.

Sie hätte im Augenblick des schmerzlichen Zornes mit Entzücken sein Blut fließen sehen.

Aber mondenlang ihn mit bohrendem Gram sich selbst zerstören sehen, — das ertrug sie nicht.

Zu dieser weichern Stimmung trug aber endlich wesentlich bei, daß sie seit der Ankunft in Ravenna auch eine Veränderung in des Königs Benehmen gegen sie selbst bemerkt zu haben glaubte.

Spuren von Reue, dachte sie, von Reue über die Gewaltsamkeit, mit welcher er in ihr Leben eingegriffen hatte.

Und weil sich in diesem Glauben ihr hartes, schroffes Auftreten bei den selten und immer nur vor Dritten erfolgenden Begegnungen unwillkürlich gemildert hatte, erblickte Witichis hierin einen erfreulichen Schritt des Entgegenkommens, den er stillschweigend ebenfalls mit freundlicheren Formen anerkannte und lohnte.

Grund genug für Mataswinthens beweglich fluthende Gedanken, die Anträge des Präfecten, selbst wenn diese manchmal noch durch des klugen Mauren Vermittlung an sie gelangten, abzuweisen.

Doch hatte der Präfect aus dieser Quelle schon während des Marsches gegen Ravenna erfahren, was später auch sonst bekannt wurde, daß die Gothen Hülfe von den Franken erwarteten.

Unverzüglich hatte er deßhalb seine alten Verbindungen mit den Vornehmen und Großen, welche an den Höfen zu Mettis (Metz), Aurelianum (Orleans), und Suessianum (Soissons) im Namen der merowin-

gischen Schattenkönige herrschten, wieder angeknüpft, um die Franken, deren damals sprichwörtlich gewordne Falschheit gute Aussicht auf Gelingen solcher Versuche gewährte, von dem gothischen Bündniß wieder abzuziehen.

Und als die Sache durch diese Freunde gehörig vorbereitet war, hatte er an den König Theudebald, der zu Mettis Hof hielt, selbst geschrieben und ihn dringend gewarnt, bei einer so verlornen Sache, wie die gothische seit dem Scheitern der Belagerung Roms offenbar geworden, sich zu betheiligen.

Diesen Brief hatten reiche Geschenke an seinen alten Freund, den Major Domus des schwachen Königs, begleitet: und sehnlich erwartete der Präfect von Tag zu Tag die Antwort auf denselben: um so sehnlicher, als das veränderte Benehmen Mataswinthens die Hoffnung auf raschere Ueberwältigung der Gothen abgeschnitten hatte.

Die Antwort kam, gleichzeitig mit einem kaiserlichen Schreiben aus Byzanz, an einem für die Helden in und außer Ravenna gleich verhängnißvollen Tage. —

Siebzehntes Capitel.

Hildebad, ungeduldig über das lange Müßigliegen, hatte aus der ihm zu besonderer Obhut anvertrauten Porta Faventina mit Tagesanbruch einen heftigen Ausfall auf das byzantinische Lager gemacht, anfangs in ungestümem Anlauf rasche Vortheile errungen, einen Theil der Belagerungswerkzeuge verbrannt und ringsum Schrecken verbreitet.

Er hätte unfehlbar noch viel größern Schaden angerichtet, wenn nicht der rasch herbei eilende Belisar an diesem Tage all seine Feldherrnschaft und all sein Heldenthum zugleich entfaltet hätte.

Ohne Helm und Harnisch, wie er vom Lager aufgesprungen, hatte er sich zuerst seinen eignen fliehenden Vorposten, dann den gothischen Verfolgern entgegengeworfen und durch äußerste persönliche Anstrengung und Aufopferung das Gefecht zum Stehen gebracht.

Darauf aber hatte er mit seinen beiden Flanken so geschickt manövrirt, daß Hildebads Rückzug ernstlich bedroht war und die Gothen, um nicht abgeschnitten zu werden, all'

ihre errungenen Vortheile aufgeben und schleunigst in die Stadt zurück eilen mußten.

Cethegus, der mit seinen Isauriern vor der Porta Honoriana lag und zur Hülfe herbeikam, fand das Treffen schon beendet und konnte nicht umhin, nachher Belisar in seinem Zelte aufzusuchen und ihm, als Feldherrn wie als Krieger, seine Anerkennung auszusprechen, ein Lob, das Antonina begierig einsog.

„Wirklich, Belisarius," schloß der Präfect, „Kaiser Justinian kann dir das nicht vergelten."

„Da sprichst du wahr," antwortete Belisar stolz: „er vergilt mir nur durch seine Freundschaft.

Für seinen Feldherrnstab könnte ich nicht thun, was ich für ihn schon gethan habe und noch immer thue.

Ich thu's, weil ich ihn wirklich liebe.

Denn er ist ein großer Mann mit allen seinen Schwächen.

Wenn er nur Eins noch lernte: mir vertrau'n. Aber getrost — er wird's noch lernen."

Da kam Prokop und brachte einen Brief von Byzanz, der so eben von einem kaiserlichen Gesandten überbracht worden.

Mit freudestrahlendem Antlitz sprang Belisar, aller Müdigkeit vergessen, vom Polster auf, küßte die purpurnen Schnüre, durchschnitt sie dann mit dem Dolch und öffnete das Schreiben mit den Worten:

„Von meinem Herrn und Kaiser selbst! Ah, nun wird er mir die Leibwächter senden und den lang geschuldeten Sold, den ich erwarte, und das vorgeschossne Gold."

Und er begann zu lesen.

Aufmerksam beobachteten ihn Antonina, Prokop und Cethegus: seine Züge verfinsterten sich mehr und mehr: seine breite Brust fing an sich wie in schwerem Kampf zu heben: die beiden Hände, mit welchen er das Schreiben hielt, zitterten.

Besorgt trat Antonina heran: aber ehe sie fragen konnte, stieß Belisar einen dumpfen Schrei der Wuth aus, schleuderte das kaiserliche Schreiben auf die Erde und stürzte außer sich aus dem Gezelt; eilend folgte ihm seine Gattin.

„Jetzt darf ihm nur Antonina vor die Augen," sagte Prokop, den Brief aufhebend.

„Laß sehn: wohl wieder ein Stücklein kaiserlichen Dankes," — und er las:

„Der Eingang ist Phrase, wie gewöhnlich — aha, jetzt kommt es besser:

„Wir können gleichwohl nicht verhehlen, daß wir, nach deinen eignen früheren Berühmungen, eine raschere Beendigung des Krieges gegen diese Barbaren erwartet hätten und glauben auch, daß eine solche bei größrer Anstrengung nicht unmöglich gewesen wäre. Deßhalb können wir auch deinem wiederholt geäußerten Wunsche nicht entsprechen, dir deine übrigen fünftausend Mann Leibwächter, die noch in Persien stehn, sowie die vier Centenare Goldes nachzusenden, welche in deinem Palaste in Byzanz liegen.

Allerdings sind beide, wie du in deinem Briefe ziemlich überflüssigermaßen bemerkst, dein Eigenthum: und

dein in demselben Brief geäußerter Entschluß, du wollest diesen Gothenkrieg bei dermaliger Erschöpftheit des kaiserlichen Seckels aus eignen Mitteln zu Ende führen, verdient, daß wir ihn als pflichtgetreu bezeichnen.

Da aber, wie du in gleichem Briefe richtiger hinzugefügt, all dein Hab' und Gut deines Kaisers Majestät zu Diensten steht und kaiserliche Majestät die erbetne Verwendung deiner Garden und deines Goldes in Italien für überflüssig halten muß, so haben wir, deiner Zustimmung gewiß. anderweitig darüber verfügt und bereits Truppen und Schätze, zur Beendung des Perserkriegs, deinem Collegen Narses übergeben." —

„Ha, unerhört!" unterbrach sich Prokop.

Cethegus lächelte: „Das ist Herrendank für Sklavendienst."

„Auch das Ende scheint hübsch," fuhr Prokopius fort. —

„Eine Vermehrung deiner Macht in Italien aber scheint uns um so minder wünschbar, als man uns wieder täglich vor deinem ungemessenen Ehrgeiz warnt.

Erst neulich sollst du beim Weine gesagt haben: das Scepter sei aus dem Feldherrnstab und dieser aus dem Stock entstanden — gefährliche Gedanken und ungeziemende Worte.

Du siehst, wir sind von deinen ehrgeizigen Träumen unterrichtet.

Diesmal wollen wir warnen, ohne zu strafen: aber wir haben nicht Lust, dir noch mehr Holz zu deinem Feldherrnstab zu liefern: und wir erinnern dich, daß die

stolzest ragenden Wipfel dem kaiserlichen Blitz am Näch-
sten stehn."

„Das ist schändlich!" rief Prokop.

„Nein, das ist schlimmer: es ist dumm!" sagte Cethegus. „Das heißt, die Treue selbst zum Aufruhr peitschen."

„Recht hast du," schrie Belisar, der, wieder hereinstürmend, diese Worte noch gehört hatte.

„Oh, er verdient Aufruhr und Empörung, der undankbare, boshafte, schändliche Tyrann."

„Schweig! Um aller Heilgen willen, du richtest dich zu Grunde!" beschwor ihn Antonina, die mit ihm wieder eingetreten war und suchte, seine Hand zu fassen.

„Nein, ich will nicht schweigen," rief der Zornige, an der offnen Zeltthür auf und niederrennend, vor welcher Bessas, Acacius, Demetrius und viele andre Heerführer mit Staunen lauschend standen.

„Alle Welt soll's hören.

Er ist ein undankbarer, heimtückischer Tyrann!

Ja du verdientest, daß ich dich stürzte!

Daß ich dir thäte, nach dem Argwohn deiner falschen Seele, Justinianus!"

Cethegus warf einen Blick auf die draußen Stehenden: sie hatten offenbar Alles vernommen: jetzt, eifrig Antoninen winkend, trat er an den Eingang und zog die Vorhänge zu.

Antonina dankte ihm mit einem Blicke.

Sie trat wieder zu ihrem Gatten: aber dieser hatte sich jetzt neben dem Zeltbett auf die Erde geworfen,

schlug die geballten Fäuste gegen seine Brust und stammelte:

„O Justinianus, hab' ich das um dich verdient?

O zu viel, zu viel!"

Und plötzlich brach der gewalt'ge Mann in einen Strom von hellen Thränen aus.

Da wandte sich Cethegus verächtlich ab: „Leb wohl," sagte er leise zu Prokopius, „mich ekelt es, wenn Männer heulen."

Achtzehntes Capitel.

In schweren Gedanken schritt der Präfect aus dem Zelt und ging, das Lager umwandelnd, nach der ziemlich entlegnen Verschanzung, wo er mit seinen Isauriern sich eingegraben hatte vor dem Thor des Honorius.

Es war auf der Süd-Seite der Stadt, nahe dem Hafenwall von Classis, und der Weg führte zum Theil am Meeresstrand entlang.

So sehr den einsamen Wanderer in diesem Augenblick der große Gedanke, der der Pulsschlag seines Lebens geworden war, beschäftigte, so schwer die Unberechenbarkeit Belisars, dieses gefühlsüberschwänglichen Gemüthsmenschen, und die Spannung wegen der Antwort der Franken gerade jetzt auf ihm lastete — doch ward seine Aufmerksamkeit, wenn auch nur vorübergehend, auf den außergewöhnlichen Character der Landschaft, des Himmels, der See, der ganzen Natur abgezogen.

Es war October — aber die Jahreszeit schien seit langen Wochen ihr Gesetz geändert zu haben.

Seit zwei Monden fast hatte es nicht geregnet: ja

kein Gewölk, kein Streif von Nebel hatte sich in dieser sonst so dünstereichen Sumpflandschaft gezeigt.

Jetzt plötzlich — es war gegen Sonnenuntergang — bemerkte Cethegus im Osten, über dem Meere, am fernsten Horizont, eine einzelne rundgeballte, rabenschwarze Wolke, die seit kurzem aufgestiegen sein mußte.

Die untertauchende Sonnenscheibe, obwohl frei von Nebeln, zeigte keine Strahlen.

Kein Lufthauch kräuselte die bleierne Fluth des Meeres.

Keine noch so leise Welle spielte an den Strand.

In der weitgestreckten Ebene regte sich kein Blatt an den Olivenbäumen.

Ja nicht einmal das schwankende Schilf in den Sumpfgräben bebte.

Kein Laut eines Thieres, kein Vogelflug war vernehmbar: und ein fremdartiger, erstickender Qualm, wie Schwefel, schien drückend über Land und Meer zu liegen und hemmte das Athmen.

Maulthiere und Pferde schlugen unruhig gegen die Bretter der Planken, an welchen sie im Lager angebunden waren. —

Einige Kamele und Dromedare, welche Belisar aus Afrika mitgebracht, wühlten den Kopf in den Sand. —

Schwer beklommen athmete der Wanderer mehrmals auf und blickte befremdet um sich.

„Das ist schwül: wie vor dem „Wind des Todes" in den Wüsten Aegyptens," sagte er zu sich selber. —

„Schwül überall — außen und innen —

Auf wen wird sich der lang versparte Groll der Natur und Leidenschaft entladen?"

Damit trat er in sein Zelt.

Syphax sprach zu ihm: „Herr, wär' ich daheim, ich glaubte heute: der Gifthauch des Wüstengottes sei im Anzug," und er reichte ihm einen Brief.

Es war die Antwort des Frankenkönigs!

Hastig riß Cethegus das große, prunkende Siegel auf.

„Wer hat ihn gebracht?"

„Ein Gesandter, der, nachdem er den Präfecten nicht getroffen, sich zu Belisar hatte führen lassen.

Er hatte den nächsten Weg — den durch's Lager — verlangt."

Deßhalb hatte ihn Cethegus verfehlt.

Er las begierig:

„Theudebald, der König der Franken, Cethegus dem Präfecten Roms.

Kluge Worte hast du uns geschrieben.

Noch klügere nicht der Schrift vertraut, sondern uns durch unsern Major Domus kund gethan.

Wir sind nicht übel geneigt, danach zu thun.

Wir nehmen deinen Rath und die Geschenke, die ihn begleiten, an.

Den Bund mit den Gothen hat ihr Unglück gelöst.

Dies, nicht unsern Rücktritt, mögen sie verklagen.

Wen der Himmel verläßt, von dem sollen auch die Menschen lassen, wenn sie fromm und klug.

Zwar haben sie uns den Sold für das Hilfsheer in mehreren Centenaren Goldes vorausbezahlt.

Allein das bildet in unsern Augen kein Hinderniß.

Wir behalten diese Schätze als Pfand, bis sie uns die Städte in Südgallien abgetreten, welche in die von Gott und der Natur dem Reich der Franken vorgezeichnete Gebietsgrenze fallen.

Da wir aber den Feldzug bereits vorbereitet und unser tapferes Heer, das schon den Kampf erwartet, nur mit gefährlichem Murren die Langeweile des Friedens tragen würde, sind wir gewillt, unsere siegreichen Scharen gleichwohl über die Alpen zu schicken.

Nur anstatt für: gegen die Gothen.

Aber freilich, auch nicht für den Kaiser Justinianus, der uns fortwährend den Königstitel vorenthält, sich auf seinen Münzen Herrn von Gallien nennt, uns keine Goldmünzen mit eignem Brustbild prägen lassen will und uns noch andere höchst unerträgliche Kränkungen unserer Ehre angethan.

Wir gedenken vielmehr, unsere eigne Macht nach Italien auszudehnen.

Da wir nun wohl wissen, daß des Kaisers ganze Stärke in diesem Lande auf seinem Feldherrn Belisar beruht, dieser aber eine große Zahl alter und neuer Beschwerden gegen seinen undankbaren Herrn zu führen hat: so werden wir diesem Helden antragen, sich zum Kaiser des Abendlandes aufzuwerfen, wobei wir ihm ein Heer von hunderttausend Franken-Helden zu Hilfe senden und uns dafür nur einen kleinen Theil Italiens vom Meere hin bis Genua abtreten lassen werden.

Wir halten für unmöglich, daß ein Sterblicher dieses Anerbieten ablehne.

Falls du zu diesem Plane mitwirken willst, verheißen wir dir eine Summe von zwölf Centenaren Goldes und werden, gegen eine Rückzahlung von zwei Centenaren, deinen Namen in die Liste unserer Tischgenossen aufnehmen.

Der Gesandte, der dir diesen Brief gebracht, Herzog Liutharis, hat unsern Antrag Belisar mitzutheilen."

Mit Anstrengung hatte Cethegus zu Ende gelesen.

Jetzt fuhr er auf.

„Ein solcher Antrag zu dieser Stunde: — in dieser Stimmung: — er nimmt ihn an!

Kaiser des Abendlandes mit hunderttausend Franken-Kriegern!

Er darf nicht leben." —

Und er eilte an den Eingang seines Zeltes.

Dort aber blieb er plötzlich stehen:

„Thor, der ich war!" lächelte er kalt.

„Heißblütig noch immer? Er ist ja Belisar und nicht Cethegus!

Er nimmt nicht an.

Das wäre, wie wenn der Mond sich gegen die Erde empören wollte, als ob der zahme Haushund plötzlich zum grimmigen Wolfe würde.

Er nimmt nicht an!

Aber nun laß sehen, wie wir die Niedertracht und Gier dieses Merowingen nutzen.

Nein, Frankenkönig," und er lächelte bitter auf den

zusammengeknitterten Brief, „so lang Cethegus lebt, — nicht einen Fuß breit von Italiens Boden."

Und einen raschen, heftigen Gang durch's Zelt.

Einen zweiten langsamern.

Und einen dritten —: nun blieb er stehen —: und über seine mächtige Stirn zuckt' es hin.

„Ich hab' es!" frohlockte er.

„Auf Syphax," rief er, „geh' und rufe mir Prokop." —

Und bei einem neuen Durchschreiten des Gemachs fiel sein Blick auf den zur Erde gefallenen Brief des Merowingen.

„Nein," lächelte er triumphirend, ihn aufhebend, „nein, Frankenkönig, nicht soviel Raum als dieser Brief bedeckt, sollst du haben von Italiens heiliger Erde."

Bald erschien Prokop.

Die beiden Männer pflogen über Nacht ernste, schwere Berathung.

Prokop erschrak vor den schwindelkühnen Plänen des Präfecten und weigerte sich lange, darauf einzugehn.

Aber mit überlegner Geistesmacht hatte ihn der gewaltige Mann umklammert und hielt ihn eisern fest mit zwingenden Gedanken, schlug jeden Einwand, noch eh' er ausgesprochen, mit siegender Ueberredung nieder und ließ nicht eher ab, seine unzerreißbaren und dichten Fäden um den Widerstrebenden zu ziehen, bis dem Eingesponnenen die Kraft des Widerstandes versagte. —

Die Sterne erblichen und das erste Tagesgrauen erhellte den Osten mit blassem Streif, als Prokopius von dem Freunde Abschied nahm.

„Cethegus," sagte er aufstehend, „ich bewundere dich. Wär' ich nicht Belisars, — ich möchte dein Geschichtsschreiber sein."

„Interessanter wäre es," sagte der Präfect ruhig, „aber schwerer."

„Doch graut mir vor der ätzenden Schärfe deines Geistes.

Sie ist ein Zeichen der Zeit, in der wir leben.

Sie ist wie eine blendendfarbige Giftblume auf einem Sumpfe.

Wenn ich denke wie du den Gothenkönig durch sein eigen Weib zu Grunde gerichtet — —"

„Ich mußte dir das jetzt sagen. Leider hab' ich in letzter Zeit wenig von meiner schönen Verbündeten gehört."

„Deine Verbündete!

Deine Mittel sind" —

„Immer zweckmäßig."

„Aber nicht immer —

Gleichviel, ich gehe mit dir: — noch eine Strecke Weges, weil ich meinen Helden aus Italien fort haben will, sobald als möglich.

Er soll in Persien Lorbern sammeln, statt hier Dornen.

Aber ich gehe nicht weiter mit dir als bis —"

„Zu deinem Ziel, das versteht sich."

„Genug. Ich spreche sofort mit Antoninen: ich zweifle nicht am Erfolg.

Sie langweilt sich hier auf's Tödtlichste.

Sie brennt vor Begierde, in Byzanz nicht nur so manchen Freund wieder zu finden, auch die Feinde ihres Gatten zu verderben."

„Eine gute schlechte Frau."

„Aber Witichis?

Meinst du, er wird eine Empörung Belisars für möglich halten?"

„König Witichis ist ein guter Soldat und schlechter Psychologe.

Ich kenne einen viel schärfern Kopf, der's doch einen Augenblick für möglich hielt.

Und du zeigst ihm ja Alles schriftlich.

Und jetzt gerade, da er von den Franken im Stich gelassen ist, geht ihm das Wasser an den Hals — er greift nach jedem Strohhalm.

Daran also zweifle ich nicht — versichre dich nur Antoninens" —

„Das laß meine Sorge sein.

Bis Mittag hoff' ich als Gesandter in Ravenna einzuziehn."

„Wohl — dann vergiß mir nicht, die schöne Königin zu sprechen."

Neunzehntes Capitel.

Und Mittags ritt Prokop in Ravenna ein.

Er trug vier Briefe bei sich: den Brief Justinians an Belisar, die Briefe des Frankenkönigs an Cethegus und an Belisar und einen Brief Belisars an Witichis.

Diesen letztern hatte Prokop geschrieben und Cethegus hatte ihn dictirt.

Der Gesandte hatte keine Ahnung, in welcher Seelenverfassung er den König der Gothen und seine schöne Königin antraf.

Der gesunde, aber einfache Sinn des Königs hatte schon seit geraumer Zeit begonnen, unter dem Druck unausgesetzten Unglücks zwar nicht zu verzagen, aber sich zu verdüstern.

Die Ermordung seines einzigen Kindes, das herzzerfleischende Losreißen von seinem Weibe hatten ihn schwer erschüttert — aber er hatte es getragen für den Sieg der Gothen.

Und nun war dieser Sieg hartnäckig ausgeblieben.

Trotz allen Anstrengungen war die Sache seines Volkes mit jedem Monat seiner Regierung tiefer ge-

fallen: mit einziger Ausnahme des Gefechts bei dem Zug nach Rom hatte ihm nie das Glück gelächelt.

Die mit so stolzen Hoffnungen unternommene Belagerung von Rom hatte mit dem Verlust von drei Vierteln seines Heers und traurigem Rückzug geendet.

Neue Unglücksschläge, Nachrichten, die betäubend wie Keulenschläge auf den Helm in dichter Folge sich drängten, mehrten seine Niedergeschlagenheit und steigerten sie zu dumpfer Hoffnungslosigkeit.

Fast ganz Italien, außerhalb Ravenna, schien Tag für Tag verloren zu gehen.

Schon von Rom aus hatte Belisar eine Flotte gegen Genua gesendet, unter Mundila, dem Heruler und Ennes, dem Isaurier: ohne Schwertstreich gewannen deren gelandete Truppen den seebeherrschenden Hafen und von da aus fast ganz Ligurien.

Nach dem wichtigen Mediolanum lud sie Datius, der Bischof dieser Stadt, selbst: von dort aus gewannen sie Bergomum, Comum, Novaria.

Andrerseits ergaben sich die entmuthigten Gothen in Clusium und dem halbverfallnen Dertona den Belagerern und wurden gefangen aus Italien geführt.

Urbinum ward nach tapferm Widerstand von den Byzantinern erobert, ebenso Forum Cornelii und die ganze Landschaft Aemilia durch Johannes den Blutigen: die Versuche der Gothen, Ancona, Ariminum und Mediolanum wieder zu nehmen, scheiterten.

Noch schlimmere Botschaften aber trafen bald des Königs weiches Gemüth.

Denn inzwischen wüthete der Hunger in den weiten Landschaften Aemilia, Picenum, Tuscien.

Dem Pfluge fehlten Männer, Rinder und Rosse.

Die Leute flüchteten in die Berge und Wälder, buken Brod aus Eicheln und verschlangen das Gras und Unkraut.

Verheerende Krankheiten entstanden aus der mangelnden oder ungesunden Nahrung.

In Picenum allein erlagen fünfzig Tausend Menschen, noch mehr jenseits des jonischen Meerbusens in Dalmatien, dem Hunger und den Seuchen.

Bleich und abgemagert wankten die noch Lebenden dem Grabe zu: wie Leder ward die Haut und schwarz, die glühenden Augen traten aus dem Kopf, die Eingeweide brannten.

Die As-Vögel verschmähten die Leichen dieser Pest-Opfer: aber von Menschen ward das Menschenfleisch gierig gegessen.

Mütter tödteten und verzehrten ihre neugebornen Kinder.

In einem Gehöft bei Ariminum waren nur noch zwei römische Weiber übrig.

Diese ermordeten und verzehrten nach einander siebzehn Menschen, welche vereinzelt bei ihnen Unterkunft gesucht.

Erst der Achtzehnte erwachte, bevor sie ihn im Schlaf zu erwürgen vermochten, tödtete die werwölfischen Unholdinnen und brachte das Schicksal der früheren Opfer an's Licht.

Endlich scheiterte auch die auf Langobarden und Franken gesetzte Hoffnung.

Die Letzteren, welche große Summen für das zugesagte Hülfsheer empfangen hatten, verharrten in schweigender Ruhe.

Die ungestüm zur Eile, zur Erfüllung der versprochnen und vorausbezahlten Leistungen mahnenden Boten des Königs wurden zu Mettis, Aurelianum und Paris festgehalten: keinerlei Antwort kam von diesen Höfen.

Der Langobardenkönig Audoin aber ließ sagen: er wolle nichts entscheiden ohne seinen kriegsgewaltigen Sohn Alboin.

Dieser jedoch sei mit großem Gefolge auf Abenteuer ausgezogen.

Vielleicht komme derselbe selbst einmal nach Italien — er sei mit Narses eng befreundet.

Dann werde er das Land sich ansehn und seinem Vater und Volke rathen, welche Beschlüsse sie über dies Land Italia fassen sollten.

Tapfer widerstand zwar noch das wichtige Auximum monatelang allen Anstrengungen des starken Belagerungsheeres, welches Belisar selbst, begleitet von Prokop, vor die Mauern geführt hatte und während der Einschließung befehligte.

Aber es zerriß dem König das Herz, als ihm durch einen Boten (der nur mit Mühe und verwundet sich durch die Reihen beider einschließenden Heere in das drei Tagreisen entfernte Ravenna schlich) der heldenmüthige

Graf Wisand der Bandalarius die folgenden Worte sandte:

„Als du mir Auximum anvertrautest, sagtest du: ich sollte damit die Schlüssel Ravennas, ja des Gothenreiches hüten.

Ich sollte männlich widerstehen, dann würdest du bald mit all' deinem Heer zu unsrem Entsatz heranziehen.

Wir haben männlich widerstanden Belisar und dem Hunger.

Wo bleibt dein Entsatz?

Wehe, wenn du recht gesprochen und mit unsrer Veste jene Schlüssel in der Feinde Hände fallen.

Deßhalb komm und hilf — mehr um des Reichs, als unsrer willen."

Diesem Boten folgte bald ein zweiter, ein mit vielem Golde bestochner Soldat der Belagerer, Burcentius: sein Auftrag lautete — mit Blut war der kurze Brief geschrieben. —

„Wir haben nur mehr das Unkraut zu essen, das aus den Steinen wächst. Länger als fünf Tage können wir uns nicht mehr halten."

Der Bote fiel auf der Rückkehr mit der Antwort des Königs in die Hand der Belagerer, welche ihn im Angesicht der Gothen vor den Wällen von Auximum lebendig verbrannten.

Ach und der König konnte nicht helfen!

Noch immer widerstand das Häuflein Gothen in Auximum, obwohl ihnen Belisar durch Zerstörung der

Wasserleitung das Wasser abschnitt und den letzten Brunnen, der ihnen geblieben und nicht abzugraben war, durch Leichen von Menschen und Thieren und Kalklösungen vergiftete.

Sturmangriffe schlug Wisand immer noch blutig ab: nur durch Aufopferung eines Leibwächters entging einmal Belisar hiebei dem ganz nahen Tode.

Endlich fiel zuerst Cäsena, die letzte gothische Stadt in der Aemilia, und dann Fäsulä, welches Cyprianus und Justinus belagerten.

„Mein Fäsulä!" rief der König, als er es erfuhr — denn er war Graf dieser Stadt gewesen und dicht dabei lag das Haus, das er mit Rauthgundis bewohnt hatte. „Die Hunnen hausen wohl an meinem zerstörten Herd!"

Als aber die gefangne Besatzung von Fäsulä den Belagerten in Auximum in Ketten vor Augen geführt und von diesen Gefangnen selbst jeder Entsatz von Ravenna her als hoffnungslos bezeichnet wurde, da nöthigten den Vandalarius seine verhungerten Scharen zur Uebergabe.

Er selbst bedang sich freies Geleit nach Ravenna aus.

Seine Tausendschaften wurden gefangen aus Italien geführt.

Ja, so tief gesunken war Muth und Volksgefühl der endlich Bezwungnen, daß sie unter Graf Sisifrid von Sarsina gegen die eignen Volksgenossen Dienste nahmen unter Belisars Fahnen.

Der Sieger hatte Auximum stark besetzt und alsbald die bisherigen Belagerer dieser Veste zurückgeführt in das

Lager vor Ravenna, wo er Cethegus den bisher anvertrauten Oberbefehl wieder abnahm.

Es war, als ob ein Fluch an dem Haupte des Gothenkönigs hafte, auf dem so schwer die Krone lastete.

Da er nun den Grund seines Mißlingens keiner Schwäche, keinem Versehn auf seiner Seite zuschreiben, da er ebenso wenig an dem guten Recht der Gothen gegen die Byzantiner zweifeln und da seine einfache Gottesfurcht in diesem Ausgang nichts andres als das Walten des Himmels erblicken konnte, so kam er auf den quälenden Gedanken, es sei um seiner unvergebnen Sündenschuld willen, daß Gott die Gothen züchtige: eine Vorstellung, welche die Anschauungen des die Zeit beherrschenden alten Testaments ihm nicht minder nahe legten als viele Züge der alten germanischen Königssage.

Diese Gedanken verfolgten unablässig den tüchtigen Mann und nagten Tag und Nacht an der Kraft seiner Seele.

Bald suchte er im selbstquälerischen Grübeln jene seine geheime Schuld zu entdecken.

Bald sann er nach, wie er den ihn verfolgenden Fluch wenigstens von seinem Volke wenden könne.

Längst hätte er die Krone einem Andern abgetreten, wenn ein solcher Schritt in diesem Augenblick nicht ihm und Andern als Feigheit hätte erscheinen müssen.

So war ihm auch dieser Ausweg — der nächste und liebste — aus seinen quälenden Gedanken verschlossen.

Gebeugt saß jetzt oft der sonst so stattliche Mann, blickte lange starr und schweigend vor sich hin, nur manchmal das Haupt schüttelnd oder tief aufseufzend.

Der tägliche Anblick dieses stillen, stolzen Leidens, dieses stummen und hülflosen Erduldens eines niederdrückenden Geschickes blieb, wie wir gesehen, nicht ohne Eindruck auf Mataswintha.

Auch glaubte sie sich nicht darin getäuscht zu haben, daß seit geraumer Zeit sein Auge milder als sonst, mit Wehmuth, ja mit Wohlwollen auf ihr geruht habe.

Und so drängte sie theils uneingestandne Hoffnung, welche so schwer erlischt im liebenden Herzen, theils Reue und Mitleid mächtiger als je zu dem leidenden König.

Oft wurden sie jetzt auch durch ein gemeinsames Werk der Barmherzigkeit vereint.

Die Bevölkerung von Ravenna hatte in den letzten Wochen angefangen, während die Belagerer von Ancona aus das Meer beherrschten und aus Calabrien und Sicilien reiche Vorräthe bezogen, Mangel zu leiden.

Nur die Reichen vermochten noch die hohen Preise des Getreides zu bezahlen.

Des Königs mildes Herz nahm keinen Anstand, aus dem Ueberfluß seiner Magazine, welche, wie gesagt, die doppelte Zeit bis zu dem Eintreffen der Franken auszureichen versprachen, auch an die Armen der Stadt wohlthätige Vertheilungen zu machen, wenn er seine gothischen Tausendschaften versorgte: auch hoffte er auf eine große Menge von Getreideschiffen, welche die Gothen

in den oberen Padus-Gegenden auf diesem Flusse zusammen gebracht hatten und in die Stadt zu schaffen trachteten.

Um aber jeden Mißbrauch und alles Uebermaß bei jenen Spenden fernzuhalten, überwachte der König selbst diese Austheilungen: und Mataswintha, welche ihn einmal mitten unter den bettelnden und dankenden Haufen angetroffen, hatte sich neben ihn auf die Marmorstufen der Basilika von Sanct Apollinaris gestellt und ihm geholfen, die Körbe mit Brod vertheilen.

Es war ein schöner Anblick, wie das Paar, er zur Rechten, die Königin zur Linken, vor der Kirchenpforte standen und über die Stufen hinab dem segenrufenden Volk die Spende reichten.

Während sie so standen, bemerkte Mataswintha unter der drängenden, fluthenden Volksmasse, — denn es war viel Landvolk ja auch von allen Seiten vor den Schrecken des Krieges in die rettenden Mauern zusammengeströmt, — auf der untersten Stufe der Basilika seitwärts ein Weib in schlichtem, braunem, halb über den Kopf gezognem Mantel.

Dies Weib drängte nicht mit den Andern die Stufen hinan, um auch Brod für sich zu fordern: sondern lehnte, vorgebeugt, den Kopf auf die linke Hand und diesen Arm auf einen hohen Sarkophag gestützt, hinter der Ecksäule der Basilika und blickte scharf und unverwandt auf die Königin.

Mataswintha glaubte, das Weib sei etwa von Furcht oder Scham oder Stolz abgehalten, sich unter die keckern

Bettler zu drängen, welche auf den Stufen sich stießen und drängten: und sie reichte Aspa einen besondern Korb mit Brod, hinabzugehn und ihn der Frau zu reichen.

Sorglich bemüht häufte sie mit mildem Blick und mit den beiden weißen Händen thätig das duftende Gebäck. —

Als sie aufsah, begegnete sie dem Auge des Königs, welches, sanft und freundlich gerührt, wie noch nie, auf ihr geruht hatte. —

Heiß schoß ihr das Blut in die Wangen und sie zuckte leise und senkte die schönen Wimpern.

Als sie wieder aufsah und nach dem Weib im braunen Mantel blickte, war diese verschwunden.

Der Platz am Sarkophag war leer.

Sie hatte, während sie den Korb füllte, nicht bemerkt, wie ein Mann mit einem Büffelfell und einer Sturmhaube, der hinter der Frau stand, sie beim Arme gefaßt und mit sanfter Gewalt hinweggeführt hatte.

„Komm," hatte er gesagt, „hier ist kein guter Ort für dich."

Und wie im wachen Traum hatte das Weib geantwortet:

„Bei Gott, sie ist wunderschön."

„Ich danke dir, Mataswintha!" sprach der König freundlich, als die für heute bestimmten Spenden vertheilt waren.

Der Blick, der Ton, das Wort drangen tief in ihr Herz.

Nie hatte er sie bisher bei ihrem Namen genannt, immer nur die Königin in ihr gesehn und angesprochen.

Wie beglückte sie das Wort aus seinem Munde — und wie schwer lastete doch zugleich diese Milde auf ihrer schuldbewußten Seele!

Offenbar hatte sie sich zum Theil seine wärmere Stimmung durch ihr werkthätiges Mitleid mit den Armen erworben.

„O er ist gut," sagte sie, halb weinend vor Erregung, „ich will auch gut sein."

Als sie mit diesem Gedanken in den Vorhof des ihr angewiesenen linken Flügels des Palastes trat — Witichis bewohnte den rechten — eilte ihr Aspa geschäftig entgegen.

„Ein Gesandter aus dem Lager," flüsterte sie der Herrin eifrig zu.

„Er bringt geheime Botschaft vom Präfecten — einen Brief, von Syphax Hand, in unsrer Sprache — er harrt auf Antwort" —

„Laß," rief Mataswintha, die Stirne furchend, „ich will nichts hören, nichts lesen.

Aber wer sind diese?"

Und sie deutete auf die Treppe, die aus der Vor-Halle in ihre Gemächer führte.

Da kauerten auf den rothen Steinplatten Weiber, Kinder, Kranke, Gothen und Italier durcheinander, in Lumpen gehüllt — eine Gruppe des Elends.

„Bettler, Arme, sie liegen hier schon den ganzen Morgen. Sie sind nicht zu verscheuchen."

„Man soll sie nicht verscheuchen!" sprach Mataswintha, näher tretend.

„Brod, Königin! Brod, Tochter der Amelungen!" riefen mehrere Stimmen ihr entgegen.

„Gieb ihnen Gold, Aspa, Alles, was du bei dir trägst und hole —"

„Brod! Brod! Königin, nicht Gold! um Gold ist kein Brod mehr zu haben in der Stadt."

„Vor des Königs Speichern wird es umsonst vertheilt.

Ich komme gerade davon her, warum wart ihr nicht dort?"

„Ach Königin, wir können nicht durchdringen," jammerte eine hagre Frau.

„Ich bin alt und meine Tochter hier ist krank und jener Greis dort ist blind.

Die Gesunden, die Jungen stoßen uns zurück.

Drei Tage haben wir's umsonst versucht: wir dringen nicht durch."

„Nein, wir hungern," grollte der Alte.

„O Theoderich, mein Herr und König, wo bist du?
Unter deinem Scepter hatten wir vollauf —
Da kamen die Armen und Siechen nicht zu kurz.
Aber dieser Unglückskönig —"

„Schweig," sprach Mataswintha, „der König, mein Gemahl" — und hier flog ein wunderschönes Roth über ihre Wangen — „thut mehr als ihr verdient.

Wartet hier, ich schaffe euch Brod.

Folge mir, Aspa."

Und rasch schritt sie hinweg.

„Wohin eilst du?" fragte die Sklavin staunend.

Und Mataswintha schlug den Schleier über ihr Antlitz, als sie antwortete:

„Zum König!"

Als sie das Vorgemach des Witichis erreicht, bat sie der Thürsteher, der sie mit Befremden erkannte, zu verweilen.

„Ein Abgesandter Belisars habe geheime Audienz; er sei schon lange im Gemach und werde es bald verlassen."

Da öffnete sich die Thüre — und Prokop stand zögernd auf der Schwelle.

„König der Gothen," sprach er, sich nochmals wendend, „ist das dein letztes Wort?"

„Mein letztes, wie's mein erstes war," sprach der König voller Würde.

„Ich gönne dir noch Zeit — ich bleibe noch bis morgen in Ravenna." —

„Von jetzt an bist du mir als Gast willkommen, nicht mehr als Gesandter."

„Ich wiederhole; fällt die Stadt mit Sturm, so werden alle Gothen, die höher als Belisars Schwert, getödtet — er hat's geschworen — Weiber und Kinder als Sklaven verkauft —

Du begreifst: Belisar kann keine Barbaren brauchen in *seinem* Italien —

Dich mag der Tod des Helden locken: aber bedenke die Hülflosen — ihr Blut wird vor Gottes Thron —"

„Gesandter Belisars, ihr steht in Gottes Hand wie wir; lebewohl."

Und so mächtig wurden diese Worte gesprochen, daß der Byzantiner gehen mußte, so ungern er es that.

Die schlichte Würde dieses Mannes wirkte stark auf ihn.

Aber auch auf die Lauscherin.

Als Prokop die Thüre schloß, sah er Mataswintha vor sich stehn und trat bewundernd einen Schritt zurück, geblendet von soviel Schönheit.

Ehrerbietig begrüßte er sie.

„Du bist die Königin der Gothen!" sagte er, sich fassend, „du mußt es sein."

„Ich bin's!" sagte Mataswintha, „hätt' ich das nie vergessen."

Und stolz rauschte sie an ihm vorüber.

„Augen haben diese Germanen, Männer und Weiber," sagte Prokop im Hinausgehen, „wie ich sie nie gesehn."

Zwanzigstes Capitel.

Mataswintha war inzwischen ungemeldet bei ihrem Gatten eingetreten.

Witichis hatte alle Gemächer, welche die Amelungen, Theoderich, Athalarich, Amalaswintha bewohnt, (sie lagen im Mittelbau des weitläufigen Palastes) unberührt gelassen und einige auch früher schon von ihm, wenn er die Wache am Hofe hatte, bewohnte Räume im rechten Flügel bezogen.

Er hatte die Gold- und Purpurinsignien der Amaler nie angelegt und aus seinen Zimmern allen königlichen Pomp entfernt.

Ein Feldbett auf niedern Eisenfüßen, auf welchem sein Helm, sein Schwert und mehrere Urkunden lagen, ein langer Eichentisch und wenig Holzgeräth standen in dem einfachen Gelaß.

Er hatte sich nach des Gesandten Entfernung, erschöpft, mit dem Rücken gegen die Thür in einen Stuhl geworfen und stützte das müde Haupt in beiden Händen auf den Tisch.

So hatte er den leicht schwebenden Schritt der Eintretenden nicht bemerkt.

Mataswintha blieb, wie gebannt, an der Schwelle stehn.

Sie hatte ihn noch niemals aufgesucht.

Ihr Herz pochte mächtig.

Sie konnte ihn nicht ansprechen: sie konnte nicht näher treten.

Endlich stand Witichis mit Seufzen auf.

Da sah er die regungslose Gestalt an der Thüre stehn.

„Du hier Königin?“ sprach er staunend und trat ihr einen Schritt entgegen.

„Was kann dich zu mich führen?

„Die Pflicht — das Mitleid“ — sagte Mataswintha rasch.

„Sonst hätte ich nicht — — ich habe eine Bitte an dich.“

„Es ist die erste,“ sagte Witichis.

„Sie betrifft nicht mich“ — fiel sie schnell ein —

„Ich bitte dich um Brod für Arme, Kranke, welche“ —

Da reichte ihr der König schweigend die Rechte hin. —

Es war das erste Mal: sie wagte nicht, sie zu fassen: und hätte es doch, o wie gerne, gethan.

So faßte er selbst ihre Hand und drückte sie leicht.

„Ich danke dir, Mataswintha, und bitte dir ein Unrecht ab.

Du hast dennoch ein Herz für dein Volk und seine Leiden.

Ich hätte das nie geglaubt: ich habe hart von dir gedacht."

„Hättest du von jeher anders von mir gedacht — es wäre vielleicht Manches besser."

„Schwerlich!

Das Unglück heftet sich an meine Fersen.

Eben jetzt — du hast ein Recht, es zu wissen — brach meine letzte Hoffnung:

Die Franken, auf deren Hülfe ich hoffte, haben uns verrathen.

Entsatz ist unmöglich: die Uebermacht der Feinde durch den Abfall der Italier allzugroß.

Es bleibt nur noch ein letztes: ein freier Tod."

„Laß mich ihn mit dir theilen," rief Mataswintha, und ihre Augen leuchteten.

„Du? nein; die Tochter Theoderichs wird ehrenvolle Aufnahme finden am Hofe von Byzanz.

Man weiß, daß du gegen deinen Willen meine Königin geworden —

Du kannst dich laut darauf berufen."

„Nimmermehr!" sprach Mataswintha begeistert.

Witichis fuhr, ohne ihrer zu achten, in seinen Gedanken fort:

„Aber die Andern!

Die Tausende! die Hunderttausende von Weibern, von Kindern!

Belisar hält, was er geschworen!

Es ist nur Eine Hoffnung noch für sie — eine einzige!

Denn — alle Mächte der Natur verschwören sich gegen mich.

Der Padus ist plötzlich so seicht geworden, daß zweihundert Getreideschiffe, die ich erwartete, nicht rasch genug den Fluß herab gebracht werden konnten: die Byzantiner haben sie aufgefangen.

Ich habe nun um Hülfe an den Westgothenkönig geschrieben: er soll seine Flotte senden.

Die unsre ist ja in Feindes Hand!

Dringt sie in den Hafen, so kann darauf entfliehn, was nicht fechten kann und nicht sterben soll.

Auch du kannst dann, wenn du es vorziehst, nach Spanien entfliehn."

„Ich will mit dir —, mit euch sterben."

„In wenig Wochen können die westgothischen Segel vor der Stadt erscheinen.

Bis dahin reichen meine Magazine — der letzte Trost.

Doch, das mahnt mich an deinen Wunsch. —

Hier ist der Schlüssel zu dem Hauptthor der Speicher.

Ich trag' ihn Tag und Nacht auf meiner Brust.

Bewahre ihn wohl: — er verwahrt meine letzte Hoffnung.

Er schließt das Leben von vielen Tausenden ein.

Es war meine einzige Mühewaltung, die nicht fruchtlos blieb.

Mich wundert," fügte er schmerzlich hinzu, „daß nicht die Erde sich aufgethan hat oder Feuer vom Himmel gefallen ist, diese meine Bauten zu verschlingen."

Und er nahm den schweren Schlüssel aus dem Brustlatz seines Wammses.

„Hüt' ihn wohl, es ist mein letzter Schatz, Mataswintha."

„Ich danke dir, Witichis — König Witichis —" sagte sie, verbessernd, und griff nach dem Schlüssel, aber ihre Hand zitterte.

Er fiel.

„Was ist dir," fragte der König, den Schlüssel ihr in die Rechte drückend, — sie steckte ihn in den Gürtel ihres weißseidnen Unterkleides — „du zitterst?

Bist du krank?" setzte er besorgt hinzu.

„Nein, — es ist nichts. —

Aber sieh mich nicht an so — so wie jetzt und wie heute morgen —"

„Vergieb mir, Königin," sagte Witichis, sich abwendend.

„Meine Blicke sollten dich nicht kränken.

Ich hatte viel, recht viel Gram in diesen Tagen.

Und wenn ich nachsann, mit welcher Schuld ich all dies Unglück verdient haben könnte" — seine Stimme wurde weich.

„Dann? o rede! bat Mataswintha hingerissen.

Denn sie zweifelte nicht mehr an dem Sinn seines unausgesprochnen Gedankens.

„Dann hab' ich, unter all' den ringenden Zweifeln, oft auch gedacht, ob es nicht Strafe sei für eine harte, harte That, die ich an einem herrlichen Geschöpf begangen.

An einem Weibe, das ich meinem Volk geopfert —"

Und unwillkürlich sah er im Eifer seiner Rede auf die Hörerin.

Mataswinthens Wangen erglühten: sie faßte, sich aufrecht zu halten, nach der Lehne des Stuhles neben ihr.

„Endlich — endlich erweicht sein Herz und ich — was habe ich ihm gethan! dachte sie „und Er bereut. —"

„Ein Weib," fuhr er fort, „das unsäglich um mich gelitten, mehr als Worte sagen können." —

„Halt ein!" flüsterte sie so leise, daß er es nicht vernahm.

„Und wenn ich dich in diesen Tagen um mich walten sah, weicher, milder, weiblicher als je zuvor —

Dann rührtest du mein Herz mit Macht: und Thränen drangen in meine Augen." —

„O Witichis!" hauchte Mataswintha.

„Jeder Ton deiner Stimme sogar drang tief in meine Seele.

Denn du mahnst mich dann so ganz, so herzerschütternd an —"

„An wen?" fragte Mataswintha und wurde leichenblaß.

„Ach an sie, die ich geopfert!

Die Alles um mich gelitten, an mein Weib Rauthgundis, die Seele meiner Seele."

Wie lange hatte er den geliebten Namen nicht mehr laut gesprochen!

Jetzt überwältigte ihn bei diesem Klang die Macht des Schmerzes und der Sehnsucht: und in den Stuhl sinkend bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen.

Es war gut.

Denn so bemerkte er nicht, wie es blitzähnlich durch die Gestalt der Königin zuckte, ihr schönes Antlitz sich medusenhaft verzerrte.

Doch hörte er einen dumpfen Schlag und wandte sich.

Mataswintha war zu Boden gesunken.

Ihre linke Hand klammerte sich in die durchbrochne Rücklehne des Stuhls, an dem sie niedergeglitten war, während die Rechte sich fest auf den Mosaikboden stemmte.

Ihr bleiches Haupt war vorgebeugt, das prachtvoll rothe Haar fluthete, losgerissen aus dem Scheitelband, über ihre Schultern: ihre scharf geschnittnen Nüstern flogen.

„Königin!" rief er hinzueilend, sie aufzuheben, „was hat dich befallen?"

Aber ehe er sie berühren konnte, schnellte sie wie eine Schlange empor und richtete sich hoch auf:

„Es war eine Schwäche," sagte sie, „die jetzt vorbei: — leb wohl!"

Wankend erreichte sie die Thür und fiel draußen bewußtlos in Aspa's Arme.

Unterdessen hatte sich das unheimliche drohende Ansehen der ganzen Natur noch gesteigert.

Die kleine, rundgeballte Wolke, welche Cethegus am Tage zuvor bemerkt, war der Vorbote einer unge-

heuren schwarzen Wolkenwand gewesen, welche die Nacht über aus dem Osten aufgestiegen war, aber seit dem Morgen unbeweglich, wie Verderben brütend, über dem Meere stand und die Hälfte des Horizonts bedeckte.

Aber im Süden brannte die Sonne mit unerträglich stechenden Strahlen aus dem unbewölkten Himmel.

Die gothischen Wachen hatten Helm und Harnisch abgelegt: sie setzten sich lieber den Pfeilen der Feinde als dieser unleidlichen Hitze aus.

Kein Lüftchen regte sich mehr.

Der Ostwind, der jene Wolkenschicht heraufgeführt, war plötzlich gefallen.

Unbeweglich, bleigrau lag das Meer: die Zitterpappeln im Schloßgarten standen regungslos.

Aber in die Tags zuvor ebenfalls verstummte Thierwelt war Angst und Unruhe gerathen.

An dem heißen Sand der Küste hin flatterten Schwalben, Möven und Sumpfvögel unsicher, ziellos, hin und her, ganz nieder an der Erde hinstreichend und manchmal schrille Rufe gellend.

In der Stadt aber liefen die Hunde winselnd aus den Häusern: die Pferde rissen sich in den Ställen los und schlugen, ungeduldig schnaubend, dröhnenden Hufes um sich; kläglich schrieen Katzen, Esel und Maulthiere und von den Dromedaren Belisars rasten und schäumten sich drei zu Tode in wüthenden Anstrengungen, zu entkommen. —

Es neigte jetzt gegen Abend.

Die Sonne drohte, alsbald unter den Horizont zu sinken.

Auf dem Forum des Hercules saß ein Bürger von Ravenna auf der Marmorstufe vor seinem Hause.

Er war ein Winzer und schenkte, wie der verdorrte Rebenzweig über seiner Thür zeigte, in seinem Hause selbst von seinem Gewächs.

Er blickte nach dem drohenden Wettergewölk.

„Ich wollte, es käme Regen," seufzte er.

„Kömmt nicht Regen, so kömmt Hagel und zerschlägt vollends, was an Wachsthum draußen die Rosse der Feinde noch nicht zerstampft haben."

„Nennst du die Truppen unsres Kaisers Feinde?" flüsterte sein Sohn, ein römischer Patriot.

Aber leise.

Denn eben bog um die Ecke eine gothische Runde.

„Ich wollte, der Orcus verschlänge sie alle miteinander, Griechen und Barbaren!

Die Gothen haben wenigstens immer Durst.

Siehst du, da kömmt der lange Hildebadus, der ist der Durstigsten Einer.

Sollte mich wundern, wenn er heute nicht trinken wollte, da die Steine bersten möchten vor Trockenheit."

Hildebad hatte die nächste Wache abgelöst und schlenderte nun langsam heran, den Helm im linken Arm, die lange Lanze lässig über der Schulter.

Er schritt an der Weinschenke vorbei, zu großem Befremden ihres Herrn, bog in die nächste Seitengasse und stand bald vor einem hohen und dicken Rundthurm,

— er hieß der Thurm des Aëtius —, in dessen Schatten oben auf dem Walle ein schöner junger Gothe auf und niederschritt.

Lange, hellblonde Locken rieselten auf seine Schultern: und das zarte Weiß und Roth seines Gesichts, wie die milden blauen Augen gaben ihm ein fast mädchenhaftes Ansehn.

„He, Fridugern," rief ihm Hildebad hinauf, „huiweh!

Blitzjunge, hältst du's noch immer aus auf diesem Bratrost da oben?

Und mit Schild und Panzer — uf!"

„Ich habe die Wache, Hildebad!" sagte der Jüngling sanft.

„Ach, was Wache!

Glaubst du, bei dieser Schmelzofenhitze wird Belisar stürmen?

Ich sage dir, der ist froh, wenn er Luft hat und verlangt heute kein Blut.

Komm mit: ich kam dich zu holen — der dicke Ravennate auf dem Herculesplatz hat alten Wein und junge Töchter — laß uns beide zu Munde führen."

Der junge Gothe schüttelte die langen Locken und seine Stirn faltete sich.

„Ich habe Dienst und keinen Sinn für Mädchen.

Durst habe ich freilich — schicke mir einen Becher Wein herauf."

„Ach, richtig, bei Freia, Venus und Maria! du hast ja eine Braut über den Bergen am Danubius!

Und du glaubst, die merkt es gleich und die Treue

sei gebrochen, wenn du hier einer Römerdirne in die Kohlenaugen guckst.

O lieber Freund, bist du noch jung!

Nein, nein, nichts für ungut.

Mir kann's ja recht sein.

Bist sonst ein guter Gesell und wirst schon noch älter werden.

Ich schicke dir vom rothen Massiker heraus — da kannst du dann allein Allgunthens Minne trinken."

Und er wandte sich und war rasch in der Schenke verschwunden.

Bald brachte ein Sklave dem jungen Gothen einen Becher Wein; dieser flüsterte: „All Heil, Allgunthis!" und leerte ihn auf einen Zug.

Dann nahm er die Lanze wieder auf die Schulter und ging auf der Mauer auf und nieder, langsamen Schrittes.

„Von ihr sinnen und träumen darf ich wenigstens," sagte er, „das wehrt kein Dienst.

Wann werd' ich sie wohl wieder sehn?"

Und er schritt weiter: und blieb dann gedankenvoll im Schatten des mächtigen Thurmes stehn, der schwarz und drohend auf ihn nieder sah.

Bald nach Hildebad zog eine andre Schar Gothen vorbei.

Sie führten in der Mitte einen Mann mit verbundenen Augen und ließen ihn zur Porta Honorii hinaus.

Es war Prokop, der vergeblich noch die festgestellten drei Stunden gewartet hatte.

Es war umsonst: keine Botschaft vom König kam: und mißmuthig verließ der Gesandte die Stadt.

Des Präfecten feiner Plan war, so schien es, an der schlichten Würde des Gothenkönigs gescheitert. —

Und noch eine Stunde verging.

Es war dunkler, aber nicht kühler geworden.

Da erhob sich vom Meere plötzlich ein starker Windstoß aus Süden: er schob die schwarzen Wolkenballen mit rasender Eile nach Norden.

Sie lagerten jetzt dicht und schwer über der Stadt.

Aber auch das Meer, der Südosten, ward dadurch nicht frei.

Denn eine zweite, gleiche Wolkenmauer war dort emporgestiegen und hatte sich unmittelbar an die erste geschlossen.

Der ganze Himmel über Meer und Land war jetzt Ein schwarzes Gewölbe.

Hildebad ging, weinmüde, nach seinem Nachtposten an der porta Honorii:

„Noch immer auf Wache Fridugern?“ rief er dem jungen Gothen hinauf.

„Und immer noch kein Regen!

Die arme Erde!

Wie sie dürsten muß! sie dauert mich!

Gute Wache!“

In den Häusern war es unleidlich schwül: denn der Wind kam aus den heißen Sandwüsten Afrikas.

Die Leute drängten sich, geängstigt von dem drohenden Aussehen des Himmels, hinaus in's Freie, zogen in dichten Haufen durch die Straßen oder lagerten sich in Gruppen in den Vorhallen und Säulengängen der Basiliken.

Auf den Stufen von Sanct Apollinaris drängte sich viel Volk zusammen.

Und es ward, obwohl erst Sonnenuntergangszeit, doch völlig dunkle Nacht. —

Auf dem Ruhebett in ihrem Schlafgemach lag Mataswintha, die Königin, mit todesbleichen Wangen, in schwerer Betäubung.

Aber ohne Schlaf.

Die weitgeöffneten Augen starrten in die Dunkelheit.

Nicht eine Silbe hatte sie auf Aspa's ängstliche Fragen gesprochen und zuletzt die Weinende mit einer Handbewegung entlassen.

Unwillkürlich kehrten in ihrem monotonen Denken die Worte wieder:

Witichis — Rauthgundis — Mataswintha!

Mataswintha — Rauthgundis — Witichis!

Lange, lange lag sie so und nichts schien den unaufhörlichen Kreislauf dieser Worte unterbrechen zu können.

Da plötzlich fuhr ein rother Strahl grell und blendend durch das Gemach und im selben Augenblick schmetterte ein furchtbarer Donnerschlag, ein Donner, wie sie ihn nie vernommen, grollend, knatternd, prasselnd, krachend über die bebende Stadt.

Der Angstschrei ihrer Frauen schlug an ihr Ohr: sie fuhr empor.

Sie setzte sich aufrecht auf dem Ruhebett.

Aspa hatte ihr das Obergewand abgenommen.

Sie trug nur noch das weißseidne Unterkleid: sie warf die wallenden Wogen ihres prachtvollen Haares über die Schultern und lauschte.

Es war eine bange Stille.

Und noch ein Blitz und noch ein Donnerschlag.

Ein Windstoß riß heulend das Fenster von Milchglas auf, das nach dem Hofe führte.

Mataswintha starrte in die Finsterniß hinaus, die jetzt jeden Augenblick von grellen Blitzen unterbrochen wurde.

Unaufhörlich rollte der Donner, selbst das furchtbare Geheul des Sturmes überdröhnend.

Der Kampf der Elemente that ihr wohl.

Sie lauschte begierig, auf die Linke gestützt und mit der Rechten langsam über die Stirne streichend.

Da eilte Aspa herein mit Licht.

Es war eine Fackel, deren Flamme in einer geschloßnen Glaskugel brannte.

„Königin, du —

Aber, bei allen Göttern, wie siehst du aus.

Wie eine Lemure.

Wie die Rachegöttin!“

„Ich wollte, ich wäre es,“ sagte Mataswintha — es war das erste Wort seit langen Stunden, — ohne den Blick vom Fenster zu wenden.

Und Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag.

Aspa schloß das Fenster.

„O Königin, die Christinnen unter deinen Mägden sagen: das sei das Ende der Welt, das da komme, und der Sohn Gottes steige nieder auf feurigen Wolken, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Huh, welch' ein Blitz!

Und noch kein Tropfen Regen.

Nie hab' ich solch ein Unwetter gesehn.

Die Götter zürnen schwer."

„Wehe, wem sie zürnen.

Oh, ich beneide sie, die Götter.

Sie können hassen und lieben, wie's ihnen gefällt.

Und zermalmen den, der sie nicht wieder liebt."

„Ach Herrin, ich war auf der Straße: ich komme grade zurück.

Alles Volk strömt in die Kirchen mit Beten und Singen, den Himmel zu versöhnen.

Ich bete zu Kairu und Astarte —

Herrin, betest du nicht auch?"

„Ich fluche!

Das ist auch gebetet."

„Oh, welch ein Donnerschlag!" schrie die Sklavin und stürzte zitternd in die Knie.

Der dunkelblaue Mantel, den sie trug, glitt von ihren Schultern.

Der Blitz und Donner war so stark gewesen, daß Mataswintha aus den Kissen gesprungen und an's Fenster geeilt war.

„Gnade, Gnade, ihr großen Götter! erbarmt euch der Menschen!“ flehte die Afrikanerin.

„Nein, keine Gnade!

Fluch und Verderben über die elende Menschheit!

Ha, das war schön!

Hörst du, wie sie unten heulen vor Angst auf der Straße?

Noch Einer, und noch ein Strahl!

Ha, ihr Götter, wenn ein Himmelsgott oder Himmelsgötter sind — nur um eins beneid' ich euch —: um die Macht eures Hasses, um euren raschen, geflügelten, tödtlichen Blitz!

Ihr schwingt ihn mit der ganzen Wuth und Lust eures Herzens und eure Feinde vergehn: und ihr lacht dazu — der Donner ist euer Gelächter!

Ha, was war das?“

Ein Blitz und ein Donner, der alle frühern übertraf, zuckte und krachte.

Aspa fuhr vom Boden auf.

„Was ist das für ein großes Haus, Aspa? die dunkle Masse uns gegenüber?

Der Blitz hat wohl gezündet — brennt es?“

„Nein, Dank den Göttern! es brennt nicht!

Der Blitz hat sie nur beleuchtet.

Es sind die Kornspeicher des Königs.“

„Ha, habt ihr fehl geblitzt, ihr Götter?“

So schrie die Königin.

„Auch die Sterblichen führen den Blitz der Rache.“

Und sie sprang vom Fenster hinweg, — und das Gemach war plötzlich dunkel.

„Königin — Herrin — wo bist — wohin bist du verschwunden?“ rief Aspa.

Und sie tastete an den Wänden.

Aber das Gemach war leer: und Aspa rief umsonst nach ihrer Herrin. — —

Unten auf der Straße wogte nach der Basilika von Sanct Apollinaris hin ein frommer Zug.

Ravennaten und Gothen, Kinder und Greise, sehr viele Frauen: Knaben mit Fackeln schritten voran, hinter ihnen Priester mit Kreuzstangen und Fahnen.

Und durch das Brüllen des Donners und durch das Pfeifen des Sturmes scholl die alte, feierlich ergreifende Weise:

dulce mihi cruciari,
  parva vis doloris est:
malo mori quam foedari:
  major vis amoris est.

Die Antwort aber des zweiten Halbchors lautete:

parce, judex, contristatis
  parce pecatoribus,
qui descendis perflammatis
  ultor jam in nubibus.

Und der Bittgang verschwand in der Kirche.

Auch die nächsten Aufseher der Kornspeicher schlossen sich dem Zuge an.

Auf den Stufen der Basilika, gerade der Thür der

Speicher gegenüber, saß das Weib im braunen Mantel: still und furchtlos im Aufruhr der Elemente, die Hände nicht gefaltet, aber ruhig im Schos liegend.

Der Mann in der Sturmhaube stand neben ihr.

Eine gothische Frau, die in die Kirche eilte, erkannte sie im Schein eines Blitzes.

„Du wieder hier, Landsmännin?

Ohne Obdach?

Ich habe dir doch oft genug mein Haus angeboten!

Du scheinst fremd hier in Ravenna?"

„Ich bin fremd.

Doch hab' ich Obdach."

„Komm mit in die Kirche und bete mit uns."

„Ich bete hier."

„Du betest?

Du singst nicht und sprichst nicht?"

„Gott hört mich doch."

„Bete doch für die Stadt.

Sie fürchten, es komme das Ende der Welt."

„Ich fürchte es nicht, wenn es kommt."

„Und bete für unsern guten König, der uns Brod giebt alle Tage."

„Ich bete für ihn."

Da tönte der waffenklirrende Schritt von zwei gothischen Runden die sich an der Basilika kreuzten.

„Ei so donnre, bis du springst," schalt der Führer der einen Schar, „aber brumme mir nicht in meinen Befehl.

Haltet an.

Wisand, du bist's?

Wo ist der König?
Auch in der Kirche?"
„Nein, Hildebad, auf den Wällen."
„Recht so, da gehört er hin!
Vorwärts, Heil dem König."
Und die Schritte verhallten.

Da kam ein römischer Lehrer mit einigen seiner Schüler vorbei.

„Aber, Magister," mahnte der jüngste, „ich dachte, du wolltest in die Kirche?

Warum führst du uns sonst aus dem Hause in's Freie bei diesem Unwetter?"

„Das sagte ich nur, um euch und mich aus dem Hause zu bringen.

Was Kirche!

Ich sage dir, je weniger ich Dächer und Mauern um mich weiß, desto wohler ist mir.

Ich führ' euch auf die große, freie Wiese in der Vorstadt.

Ich wollte, wir hätten Regen.

Wäre der Vesuvius nahe genug, wie in meiner Heimat, ich dächte, Ravenna werde heut' ein zweites Herculaneum.

Ich kenne solche Luft, wie sie heute weht — ich traue nicht!"

Und sie gingen vorüber.

„Willst du nicht mit mir gehn, Frau?" sprach der Mann in der Sturmhaube zu der Gothin.

„Ich muß sehen, Dromon, unsern Gastfreund, jetzt zu treffen: sonst kommen wir diese Nacht wieder nicht unter Obdach.

Ich kann dich nicht allein lassen im Dunkeln.

Du hast kein Licht bei dir."

„Siehst du nicht, wie mir die Blitze leuchten?

Geh' nur, ich komme nach.

Ich muß noch was zu Ende denken —, zu Ende beten."

Und die Frau blieb allein.

Sie preßte beide Hände fest gegen die Brust und sah gegen den schwarzen Himmel: leise nur bewegten sich ihre Lippen.

Da war es ihr, als sähe sie in den Hoch-Gängen, Gallerien und Ober-Hallen des gewaltigen Holzbaues der Speicher, die in dunkeln Massen ihr gegenüber lagen, aus dem steinernen Rundbau des Circus ragend, ein Licht auftauchen und hin und wieder, auf und abwärts wandeln.

Es mußte wohl eine Täuschung durch die Blitze sein.

Denn jedes frei getragne Licht hätte der Wind in den nach Außen offnen Gallerien verlöscht.

Aber nein: es war doch ein Licht.

Denn in regelmäßigen Zwischenräumen wechselte sein Aufleuchten und sein Verschwinden, wie wenn es hastigen Schrittes entlang den Gängen mit ihren verdeckenden Pfeilern und Halbmauern getragen würde.

Scharf sah die Frau nach dem wechselnden Licht und Schatten — —

Aber plötzlich — o Entsetzen — fuhr sie empor.

Es war ihr: als sei die Marmorstufe, auf der sie gesessen, ein schlafend Thier gewesen, das, plötzlich erwachend, sich leise regte, lebendig wurde — und schwankte, — stark, — von der Linken zur Rechten. —

Blitz und Donner und Sturm ruhten auf einmal.—

Da scholl aus den Speichern ein schriller Schrei.

Hell aufflammte das Licht und verschwand plötzlich. —

Aber auch die Frau auf der Straße stieß einen leisen Angstruf aus.

Denn jetzt konnte sie nicht mehr zweifeln: die Erde bebte unter ihr! —

Ein leises Zucken: und plötzlich zwei, drei starke Stöße: als hebe sich wellenförmig der Boden von der Linken zur Rechten.

Aus der Stadt her tönte Angstgeschrei.

Aus den Thüren der Basilika stürzte in Todesangst die laut kreischende Schar der Beter. —

Noch ein Stoß! —

Die Frau hielt sich mit Mühe aufrecht. —

Und fernher, von der Außenseite der Stadt, scholl ein gewaltiges dumpfes Krachen, wie von massenhaft stürzenden, schweren Lasten.

Ein furchtbares Erdbeben hatte Ravenna heimgesucht.

Einundzwanzigstes Capitel.

Während die Frau sich in der Richtung jenes dumpfen Schlags wandte, drehte sie einen Augenblick den Speichern den Rücken.

Aber rasch wandte sie sich diesen wieder zu.

Denn es war ihr, als sei eine schwere Thüre zugefallen.

Scharf blickte sie hin.

Doch in der tiefen Finsterniß konnte ihr Auge nichts wahrnehmen.

Nur ihr Ohr hörte etwas sacht an der Außenmauer des Gebäudes dahin rascheln.

Und sie glaubte, ein leises Seufzen zu vernehmen.

„Halt," schrie die Frau, „wer jammert da?"

„Still, still," flüsterte eine seltsame Stimme, „die Erde hat darüber — vor Abscheu — sich geschüttelt, gebebt.

Die Erde bebt — die Todten stehen auf. —

Es kommt der jüngste Tag, — der deckt Alles auf. —

Bald wird er's wissen. —

Oh. —"

Und ein tief gezogner Klagelaut — und ein Rauschen von Gewändern — und Stille.

„Wo bist du? bist du wund?" rief die Frau tastend.

Da zuckte ein heller Blitz, — der erste seit dem Erdstoß — und zeigte, vor ihren Füßen liegend, eine verhüllte Gestalt.

Weiße und dunkelblaue Frauenkleider. —

Das Weib langte nach dem Arm der Liegenden.

Aber rasch sprang diese bei der Berührung auf und war mit einem Schrei im Dunkel verschwunden.

Das Ganze war so rasch und ungeheuerlich wie ein Traumgesicht: nur eine breite goldne Armspange, mit einer grünen Schlange von Smaragden, die in ihrer Hand zurückgeblieben, war ein Pfand der Wirklichkeit dieser unheimlichen Erscheinung.

Und wieder tönten die ehrnen Schritte der gothischen Wachen.

„Hildebad, Hildebad, zu Hülfe!" rief Wisand.

„Hier bin ich — was ist? wohin soll ich?" fragte dieser mit seiner Schaar entgegen kommend.

„An das Thor des Honorius!

Dort ist die Mauer eingestürzt und der dicke Thurm des Aëtius liegt in Trümmern. —

Zu Hülfe, in die Lücke!"

„Ich komme — — armer Fridugern."

In dem gleichen Augenblick stürmte draußen im Lager der Byzantiner Cethegus der Präfect in das Feldherrnzelt Belisar's.

Er war in voller Rüstung, der purpurdunkle Roßschweif flatterte um seinen Helm.

Seine Gestalt war hoch aufgerichtet.

Feuer leuchtete in seinen Augen.

„Auf! was säumst du, Feldherr Justinians?

Die Mauern deiner Feinde stürzen von selber ein.

Offen liegt vor dir des letzten Gothenkönigs letzte Burg. —

„Und du? was thust du in deinem Zelt? — —"

„Ich verehre die Größe des Allmächtigen!" sagte Belisar mit edler Ruhe.

Antonia stand neben ihm, den Arm um seinen Nacken geschlungen. —

Ein Betschemel und ein hohes Kreuz zeigte, in welchem Thun die wilde Gluth des Präfecten das Paar gestört.

„Das thu' morgen. — Nach dem Sieg.

Jetzt aber: stürme!"

„Jetzt stürmen!" sprach Antonina, „welcher Frevel!

Die Erde bebt in ihren Grundvesten, erschüttert und erschreckt.

Denn Gott der Herr spricht in diesen Wettern!"

„Laß ihn sprechen!

Wir wollen handeln.

Belisar, der Thurm des Aëtius und ein gutes Stück Mauer ist eingestürzt.

Ich frage dich, willst du stürmen?"

„Er hat nicht Unrecht," meinte Belisar, in dem die Kampfslust erwachte. —

„Aber es ist finstre Nacht. — · —"

„Im Finstern find' ich den Weg zum Sieg und in das Herz von Ravenna.

Auch leuchten die Blitze."

„Du bist ja plötzlich sehr kampfeseifrig," zögerte Belisar.

„Ja, denn jetzt hat's Vernunft zu kämpfen.

Die Barbaren sind verblüfft.

Sie fürchten Gott und vergessen ihrer Feinde."

Im gleichen Augenblick eilten Prokop und Marcus Licinius in das Zelt.

„Belisar," meldete der erste, „der Erdstoß hat deine Zelte am Nordgraben umgestürzt und eine halbe Cohorte Illyrier darunter begraben!"

„Hülfe, Hülfe! meine armen Leute!" rief Belisar und eilte aus dem Zelte.

„Cethegus," berichtete Marcus, „auch eine Cohorte deiner Isaurier liegt unter ihren Zelten verschüttet."

Aber ungeduldig, den Helm schüttelnd, frug der Präfect: „Was ist mit dem Wasser in dem gothischen Graben vor dem Aëtiusthurm? hat der Erdspalt es nicht verringert?"

„Ja, das Wasser ist verschwunden — der Graben ist ganz trocken.

Horch, das Wehegeschrei! Deine Isaurier sind's: sie

stöhnen und wimmern unter der Verschüttung und schreien um Hülfe."

„Laß sie schreien!" sprach Cethegus. „Der Graben ist wirklich trocken?

So laß zum Sturm blasen.

Folge mir mit allen Söldnern, die noch leben."

Und unter Blitz und Donner, die jetzt wieder unaufhörlich rasten, eilte der Präfect zu seinen Schanzen, wo seine römischen Legionare und der Rest der Isaurier unter Waffen standen.

Rasch übersah er sie: es waren viel zu wenige, um mit ihnen allein die Stadt zu nehmen.

Aber er wußte, daß ein günstiger Erfolg alsbald Belisar mit fortreißen würde.

„Lichter, Fackeln her!" rief er und trat mit einer Pechfackel in der Linken vor die Fronte seiner römischen Legionare.

„Vorwärts," befahl er, „die Schwerter heraus!"

Aber kein Arm rührte sich.

Sprachlos vor Staunen und mit Grauen blickten Alle, auch die Führer, auch die Licinier, auf den dämonischen Mann, der im Aufruhr der ganzen Natur nur an sein Ziel dachte und die Elemente, die Schrecken Gottes, nur als Mittel ansah zu seinem Zweck.

„Nun, habt ihr auf mich zu hören, oder auf den Donner?" rief er.

„Feldherr," mahnte ein Centurio vortretend, „sie beten.

Denn die Erde bebt."

„Glaubt ihr, Italia wird ihre Kinder verschlingen?

Nein, ihr Römer, seht: der Boden selbst von Italien erhebt sich gegen die Barbaren.

Er bäumt sich, sprengt ihr Joch und ihre Mauern fallen.

Roma! Roma aeterna!"

Das zündete.

Es war eines jener cäsarischen Worte, welche die Männer und die Waffen fortreißen.

„Roma! Roma aeterna!" riefen zuerst die Licinier, dann die Tausende der römischen Jünglinge: und durch Nacht und durch Grauen, durch Blitz und Donner und Sturm, folgten sie dem Präfecten, dessen dämonischer Schwung sie mit fortriß.

Die Begeisterung lieh ihnen Flügel.

Rasch waren sie über den breiten Graben hinweg, dem sie sonst kaum zu nahen gewagt. —

Cethegus der erste am jenseitigen Rand. —

Die Fackeln hatte der Sturm gelöscht. —

Im Finstern fand er den Weg.

„Hieher, Licinius," rief er, „mir nach! hier muß die Lücke sein."

Und er sprang vorwärts, rannte aber gegen einen harten Körper und taumelte zurück.

„Was ist das?" fragte Lucius Licinius hinter ihm, „eine zweite Mauer?"

„Nein," sprach eine ruhige Stimme von drüben, „aber gothische Schilde."

„Das ist der König Witichis," sagte der Präfect grimmig und maß mit bittrem Haß die dunkeln Gestalten.

Er hatte auf Ueberraschung gezählt.

Seine Hoffnung war getäuscht.

„Hätt' ich ihn," sprach er grimmig in sich hinein, „er sollte nicht mehr schaden."

Da wurden von rückwärts viele Fackeln sichtbar und die Trompeten schmetterten.

Belisar führte sein Heer zum Sturm gegen den Mauersturz.

Prokop erreichte den Präfecten: „Nun, was stockt ihr? Halten euch neue Wälle auf?"

„Ja, lebendige Wälle.

Da stehen sie," und der Präfect deutete mit dem Schwert.

„Unter den noch fallenden Trümmern, diese Gothen! — Nun wahrlich!" rief Prokop:

»si fractus illabatur orbis,
impavidos ferient ruinae!«

Das sind muthige Männer."

Aber jetzt war Belisar mit seinen dichten, zum Angriff bereiten Scharen heran.

Einen Augenblick noch, — nur die Führer eilten noch, Befehle ertheilend hin und wieder, — einen Augenblick noch und ein furchtbares Morden mußte beginnen.

Da erglühte plötzlich der ganze Horizont über der Stadt.

Eine Flammensäule schoß hoch empor, und zahllose Funken stoben nieder.

Es schien Feuer vom Himmel zu regnen.

Im rothen Licht glänzte ganz Ravenna.

Es war ein furchtbar herrlicher Anblick.

Die beiden Heere, im Begriff handgemein zu werden, hielten inne.

„Feuer! Feuer! Witichis! König Witichis," schrie jetzt ein Reiter, der von der Stadt her jagte, „es brennt."

Das sehen wir. Laß brennen, Markja! Erst fechten, dann löschen."

„Nein, nein, Herr! alle deine Speicher brennen! Dein Getreide fliegt in Myriaden Funken durch die Luft!"

„Die Speicher brennen!" schrien Gothen und Byzantiner.

Witichis versagte die Stimme, zu fragen.

„Der Blitz muß schon lange im Innern gezündet haben. Es hat von Innen heraus Alles zusammengebrannt. Da sieh, sieh hin. —"

Ein stärkerer Stoß des Sturmwinds fuhr in die Lohe und entfachte sie riesengroß.

Die Flammen flogen auf die nächsten Dächer.

Zugleich schien der hölzerne Dachfirst des hohen Gebäudes jetzt hinabzustürzen.

Denn nach einem schweren Schlag schossen abermals viele, viele tausende von Funken empor.

Es war ein Flammenmeer.

Witichis wollte das Schwert erheben zum Befehl — matt sank sein Arm herunter.

Cethegus sah's: „Jetzt," rief er, „jetzt zum Sturm!"

„Nein, haltet ein!" rief mit einer Löwenstimme Belisarius.

„Der ist ein Feind des Kaisers, der ist des Todes, der das Schwert erhebt.

Zurück in's Lager — Alle: jetzt ist Ravenna mein — und morgen fällt's von selbst."

Und seine Tausenden folgten ihm und zogen zurück.

Cethegus knirschte. Er allein war zu schwach.

Er mußte nachgeben.

Sein Plan war gescheitert.

Er hatte die Stadt mit Sturm nehmen wollen, um, wie in Rom, sich in ihren Hauptwerken festzusetzen.

Und er sah voraus, daß sie nun ganz in Belisar's Hand werde geliefert werden.

Grollend führte er die Seinen zurück.

Aber es sollte anders kommen, als Belisar und Cethegus dachten.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der König hatte den Schutz der Mauerlücke am Thurm des Aëtius Hildebad übertragen und war sofort auf die Brandstätte geeilt.

Als er dort eintraf, fand er das Feuer im Erlöschen — aber nur aus Mangel an Nahrung.

Der ganze Inhalt der Speicher, sammt deren Brettergerüsten, und dem Dach, Alles was durch Feuer zerstörbar, war bis auf den letzten Splitter und das letzte Korn verbrannt.

Nur die nackten, ruß- und rauchgeschwärzten Steinmauern des ursprünglichen Marmorbaus, des Circus des Theodosius, starrten noch gen Himmel.

Ein Mal des Blitzstrahls war an ihnen nicht wahrzunehmen.

Das Feuer mußte sehr lange Zeit von Innen heraus, wo der Blitz den Holzbau entzündet haben mochte, unvermerkt fortgeglimmt sein und sich über alle Innenräume des Holzbaus schleichend verbreitet haben.

Als Flammen und Rauch aber zu den Dachlücken herausschlugen, war alle Hülfe zu spät.

Krachend war bald darauf der Rest des Holzbaues zusammengestürzt: die Einwohner hatten vollauf zu thun, die nächsten, theilweise schon vom Feuer ergriffenen Häuser zu retten.

Dies gelang mit Hülfe des Regens, welcher kurz vor Tagesanbruch endlich einfiel und dem Sturm, sowie dem Blitz und Donner ein Ende machte.

Aber statt der Speicher beleuchtete die aufgehende Sonne, als sie das Gewölk zerstreute, nur einen trostlosen Haufen Schutt und Asche in der Mitte des Marmor-Rundbaus.

Schweigend, mit tief gesenktem Haupt, lehnte der König lange Zeit diesen Ruinen gegenüber an einer Säule der Basilika.

Ohne Regung, nur manchmal den Mantel auf der mächtig arbeitenden Brust zusammen drückend.

Im Anblick dieser Trümmer war ein schwerer Entschluß in ihm gereift.

Jetzt ward es grabesstill in seinem Innern.

Aber um ihn her auf dem Platze wogte das Elend der verzweifelnden Armen von Ravenna betend, fluchend, weinend, scheltend.

„O, was wird jetzt aus uns!"

„O, wie war das Brod so weiß, so gut, so duftend, das ich noch gestern hier erhielt."

„O, was werden wir jetzt essen."

„Bah, der König muß aushelfen."

„Ja, der König muß Rath schaffen."

„Der König?"

„Ach, der arme Mann, woher soll er's nehmen?"
„Hat er doch selbst nichts mehr."
„Das ist seine Sache."
„Er allein hat uns in all' die Noth gebracht."
„Er ist an allem Schuld."
„Was hat er die Stadt nicht lang dem Kaiser übergeben."
„Ja wohl, ihrem rechtmäßigen Herrn!"
„Fluch den Barbaren!"
„Sie sind an Allem Schuld."
„Nicht alle, nein, der König allein.
Seht ihr's denn nicht?
Es ist die Strafe Gottes!"
„Strafe? wofür?
Was hat er verbrochen?
Er gab dem Volke von Ravenna Brod!"
„So wißt ihr's nicht? Wie kann der Ehe-Schänder die Gnade Gottes haben?
Der sündige Mann hat ja zwei Weiber zugleich!
Der schönen Mataswintha hat ihn gelüstet.
Und er ruhte nicht, bis sie sein eigen war. —
Sein ehlich Weib hat er verstoßen."
Da schritt Witichis unwillig die Stufen herab.
Ihn ekelte des Volkes.
Aber sie erkannten seinen Schritt.
„Da ist der König!
Wie finster er blickt," riefen sie durcheinander und wichen zur Seite.
„O, ich fürchte ihn nicht.

Ich fürchte den Hunger mehr als seinen Zorn.

Schaff' uns Brod, König Witichis.

Hörst du's, wir hungern!" sprach ein zerlumpter Alter und faßte ihn am Mantel.

„Brod, König!"

„Guter König, Brod!"

„Wir verzweifeln!"

„Hilf uns!"

Und wild drängte sich die Menge um ihn.

Ruhig, aber kräftig machte sich Witichis frei.

„Geduldet euch," sprach er ernst.

„Bis die Sonne sinkt, ist euch geholfen."

Und er eilte nach seinem Gemach.

Dort warteten auf ihn mehrere Diener Mataswinthens und ein römischer Arzt.

„Herr," sprach dieser mit besorgter Miene, „die Königin, deine Gemahlin ist sehr krank.

Die Schrecken dieser Nacht haben ihren Geist verwirrt.

Sie spricht wirre Fieberreden.

Willst du sie nicht sehen?"

„Nicht jetzt, sorgt für sie."

„Sie reichte mir," fuhr der Arzt fort, „mit größter Angst und Sorge diesen Schlüssel.

Er schien sie in ihren Wahnreden am Meisten zu beschäftigen.

Sie holte ihn unter ihrem Kopfkissen hervor.

Und sie ließ mich schwören, ihn nur in deine Hand zu geben, er sei von höchster Wichtigkeit."

Mit einem bittern Lächeln nahm der König den Schlüssel und warf ihn zur Seite.

„Er ist es nicht mehr.

Geht, verlaßt mich und sendet meinen Schreiber."

Eine Stunde später ließ Prokop den Präfecten in das Zelt des Feldherrn eintreten.

Als er eintrat, rief ihm Belisar, der mit hast'gen Schritten auf und nieder ging, entgegen: „Das kömmt von deinen Plänen, Präfect!

Von deinen Künsten! von deinen Lügen!

Ich hab' es immer gesagt: vom Lügen kömmt Verderben; und ich verstehe mich nicht d'rauf!

O, warum bin ich dir gefolgt!

Jetzt steck' ich in Noth und Schande!"

„Was bedeuten diese Tugendreden?" fragte Cethegus seinen Freund.

Dieser reichte ihm einen Brief. „Lies. Diese Barbaren sind unergründlich in ihrer großartigen Einfalt.

Sie schlagen den Teufel durch Kindessinn; lies."

Und Cethegus las mit Staunen.

„Du hast mir gestern drei Dinge zu wissen gethan:

Daß die Franken mich verrathen haben.

Daß du im Bund mit den Franken das Westreich deinem undankbaren Kaiser entreißen willst.

Daß du uns Gothen freien Abzug über die Alpen ohne Waffen anbietest.

Darauf habe ich dir gestern geantwortet, die Gothen

geben nie ihre Waffen ab und räumen nicht Italien, die Eroberung und Erbschaft ihres großen Königs: eher fall' ich hier mit meinem ganzen Heer.

So habe ich gestern gesprochen.

So spreche ich heute noch, obwohl sich Feuer, Wasser, Luft und Erde gegen uns empörten.

Aber was ich immer dunkel gefühlt, hab' ich heut' Nacht unter den Flammen meiner Vorräthe klar erkannt: es liegt ein Fluch auf mir.

Um meinetwillen erliegen die Gothen

Ich bin das Unglück meines Volks.

Das soll nicht länger also sein.

Nur meine Krone versperrte einen ehrenvollen Ausweg: sie soll's nicht mehr.

Du erhebst dich mit Recht gegen Justinian, den treulosen und undankbaren Mann.

Er ist unser Feind wie deiner.

Wohlan: stütze dich, statt auf ein Heer der falschen Franken: auf das ganze Volk der Gothen, deren Kraft und Treue dir bekannt.

Mit jenen sollst du Italien theilen: mit uns kannst du es ganz behalten.

Laß mich den Ersten sein, der dich begrüßt wie als Kaiser des Abendlands so als König der Gothen.

Alle Rechte bleiben meinem Volk, du trittst einfach an meine Stelle.

Ich selber setze dir meine Krone auf das Haupt und wahrlich: kein Justinian soll sie dir entreißen.

Verwirfst du diesen Antrag: so mache dich gefaßt auf einen Kampf, wie du noch keinen gekämpft.

Ich breche dann mit fünfzigtausend Gothen in dein Lager.

Wir werden fallen.

Aber auch dein ganzes Heer.

Eins oder das Andre.

Ich hab's geschworen.

Wähle.

Witichis."

Einen Augenblick war der Präfect auf's Furchtbarste erschrocken.

Rasch hatte er einen forschenden Blick auf Belisar geworfen.

Aber dieser Eine Blick beruhigte ihn wieder ganz.

„Er ist ja Belisar," sagte er sich abermals.

„Aber gefährlich ist es immer, mit dem Teufel spielen.

Welche Versuchung! —"

Er gab den Brief zurück und sagte lächelnd:

„Welch ein Einfall!

Wozu doch die Verzweiflung führt."

„Der Einfall," meinte Prokop, „wäre gar so übel nicht, wenn —."

„Wenn Belisar nicht Belisar wäre," lächelte Cethegus.

„Spart euer Lachen," schalt dieser.

„Ich bewundre den Mann.

Und es darf mich nicht mehr beleidigen, daß er mich der Empörung fähig hält.

Hab' ich es ihm doch selber vorgelogen."

Und er stampfte mit dem Fuß.

„Rathet jetzt und helft!

Denn ihr habt mich in diese leidige Wahl geführt.

Ja sagen kann ich nicht.

Und sag' ich nein: — darf ich des Kaisers Heer als vernichtet anseh'n.

Und muß obenein bekennen, daß ich die Empörung nur erlogen."

Cethegus sann schweigend nach, das Kinn mit der Linken langsam streichend.

Plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke.

Ein Strahl der Freude flog verschönend über sein Gesicht: „so kann ich sie beide verderben!"

Er war in diesem Augenblick sehr mit sich zufrieden.

Aber erst wollte er Belisar ganz sicher machen.

„Du kannst vernünftigerweise nur zwei Dinge thun," sagte er zaudernd.

„Rede: ich sehe weder eins noch das Andre."

„Entweder wirklich annehmen —"

„Präfect," rief Belisar grimmig und fuhr an's Schwert.

Prokop hemmte erschrocken seinen Arm. —

„Keinen solchen Scherz mehr, Cethegus, so lieb dir dein Leben."

„Oder," fuhr dieser ruhig fort, „zum Schein annehmen.

Ohne Schwertstreich einziehn in Ravenna.

Und — — die Gothenkrone sammt dem Gothenkönig nach Byzanz schicken."

„Das ist glänzend!" rief Prokop.

„Das ist Verrath!“ rief Belisar.

„Es ist beides,“ sagte Cethegus ruhig.

„Ich könnte dem Gothenvolk nicht mehr in die Augen sehn.“

„Das ist auch nicht nöthig.

Du führst den gefangnen König nach Byzanz.

Das entwaffnete Volk hört auf ein Volk zu sein.“

„Nein, nein, das thu' ich nicht.“

„Gut. So laß dein ganzes Heer Testamente machen.

Leb wohl, Belisar.

Ich gehe nach Rom.

Ich habe durchaus nicht Lust, fünfzigtausend Gothen in Verzweiflung kämpfen zu sehen.

Und wie wird Kaiser Justinianus den Verderber seines besten Heeres loben!“

„Es ist eine furchtbare Wahl,“ zürnte Belisar.

Da trat Cethegus langsam auf den Feldherrn zu.

„Belisar,“ sprach er mit gemüthvoller, tief aus der Brust geschöpfter Stimme: „du hast mich oft für deinen Feind gehalten.

Und ich bin zum Theil dein Gegner.

Aber wer kann neben Belisar im Feld gestanden sein, ohne den Helden zu bewundern?“

Und seine Weise war so feierlich und salbungsvoll, wie man sie nie an dem sarkastischen Präfecten sah.

Belisar war ergriffen und selbst Prokop erstaunte.

„Ich bin dein Freund, wo ich es sein kann.

Und will dir diese Freundschaft in diesem Augenblick durch meinen Rath bewähren.

Glaubst du mir, Belisarius?"

Und er legte die linke Hand auf des Helden Schulter, bot ihm treuherzig die Rechte, und sah ihm tief in's Auge.

„Ja," sagte Belisar, „wer könnte solchem Blick mißtrauen."

„Siehe, Belisar, nie hat ein edler Mann einen mißtrauischern Herrn gehabt als Du. —

Der letzte Brief des Kaisers ist die schwerste Kränkung deiner Treue."

„Das weiß der Himmel."

„Und nie hat ein Mann," — hier faßte er ihn an beiden Händen — „herrlichere Gelegenheit gehabt, das schnödste Mißtrauen zu beschämen, sich auf's Glorreichste zu rächen, seine Treue sonnenklar zu zeigen.

Du bist verläumdet, du trachtetest nach der Herrschaft des Abendlandes.

Wohlan, bei Gott: du hast sie jetzt in Händen.

Zieh' in Ravenna ein, laß dir von Gothen und Italiern huldigen und zwei Kronen auf dein Haupt setzen.

Ravenna dein, dein blindergebnes Heer, die Gothen, die Italier — wahrlich, du bist unantastbar.

Justinian muß zittern zu Byzanz und sein stolzer Narses ist ein Strohhalm gegen deine Macht.

Du aber, der du all' dies in Händen hast, — du legst all' die Macht und all' die Herrlichkeit deinem Herrn zu Füßen und sprichst:

Siehe, Justinianus, Belisar ist lieber dein Knecht als der Herr des Abendlands.

So glorreich, Belisar, ward Treue noch nie auf Erden erprobt."

Cethegus hatte das Herz seines Herzens getroffen.

Sein Auge leuchtete.

„Recht hast du, Cethegus, komm an mein Herz, hab' Dank.

Das ist groß gedacht.

O, Justinian, du sollst vor Scham vergehn!"

Cethegus entzog sich der Umarmung und schritt zur Thüre.

„Armer Witichis," flüsterte Prokop ihm zu; „er wird diesem Musterstück von Treue aufgeopfert. —

Jetzt ist er verloren."

„Ja," sagte Cethegus, „er ist verloren, gewiß."

Und draußen vor dem Zelt warf er den Mantel über die linke Schulter und sprach:

„Aber gewisser noch du selber, Belisar."

In seinem Quartier trat ihm Lucius Licinius gerüstet entgegen.

„Nun, Feldherr," fragte er, „die Stadt ist noch nicht übergeben. Wann geht's zum Kampf?"

„Der Kampf ist aus, mein Lucius.

Leg' deine Waffen ab und gürte dich, zu reisen.

Du gehst noch heute mit geheimen Briefen von mir ab."

„An wen?"

„An den Kaiser und die Kaiserin."

„Nach Byzanz?"

„Nein, zum Glück sind sie ganz nah, in den Bädern von Epidaurus.

Eile dich.

In fünfzehn Tagen mußt du zurück sein, nicht einen halben später.

Italiens Schicksal harrt auf deine Wiederkunft."

Sowie Prokop mündlich die Antwort Belisar's dem Gothenkönig überbracht, berief dieser in seinen Palast die Führer des Heeres, die vornehmsten Gothen und eine Anzahl von vertrauten einfach Freien, theilte ihnen das Geschehene mit und forderte ihre Zustimmung.

Wohl waren sie anfangs mächtig überrascht: und ein Schweigen des Staunens folgte auf seine Worte.

Endlich sprach Herzog Guntharis, mit Rührung auf den König blickend:

„Die letzte deiner Königsthaten, Witichis, ist so edel, ja edler als alle deine früheren.

Dich bekämpft zu haben werd' ich ewig bereuen.

Ich habe mir lange geschworen, es zu sühnen, indem ich dir blindlings folge.

Und wahrlich: in diesem Fall hast du zu entscheiden: denn du opferst das Höchste: eine Krone.

Soll aber ein Andrer als du König sein, — leichter

mögen die Wölsungen einem Fremden, einem Belisar als einem Gothen nachstehn.

Und so folg' ich dir und sage: ja, du hast gut und groß gehandelt."

„Und ich sage nein! und tausendmal nein!" rief Hildebad.

„Bedenkt, was ihr thut!

Ein Fremder an der Spitze der Gothen!"

„Was ist das Andres, als was andre Germanen vor uns gethan, Quaden und Heruler und Markomannen?" sagte Witichis ruhig, „ja was Andres, als was unsre glorreichsten Könige und selbst Theoderich gethan?

Sie leisteten dem Kaiser Waffendienst und erhielten dafür Land.

So lautet der Vertrag, nach dem Theoderich Italien von Kaiser Zeno nahm.

Ich erachte Belisar nicht geringer als Zeno und mich wahrlich nicht besser als Theoderich."

„Ja, wenn es Justinian wäre," fügte Gunthaģris bei.

„Nie unterwerf' ich mich dem feigen und falschen Tyrannen.

Aber Belisarius ist ein Held. —

Kannst du das leugnen, Hildebad?

Hast du vergessen, wie er dich vom Gaul gerannt?"

„Schlag mich der Donner, wenn ich's ihm vergesse.

Es ist das Einzige, was mir an ihm gefallen hat."

„Und das Glück ist mit ihm, wie mit mir das Unglück war.

Und wir bleiben frei wie bisher und schlagen nur seine Schlachten gegen Byzanz.

Er wird uns Rache schaffen an dem gemeinsamen Feind."

Und fast alle Versammelten stimmten bei.

„Nun, ich kann euch nicht in Worten widerlegen," rief Hildebad. —

„Von je hab' ich die Zunge ungefüger, als die Axt geführt. —

Aber ich fühl' es deutlich: ihr habt Unrecht. —

Hätten wir nur den schwarzen Grafen hier: der würde sagen können, was ich nur spüre.

Mögt ihr's nie bereuen!

Mir aber sei's vergönnt, aus diesem ungeheuerlichen Mischreich davon zu gehn.

Ich will nicht leben unter Belisar.

Ich zieh' auf Abenteuer in die Welt: mit Schild und Speer und groben Hieben kömmt man weit."

Witichis hoffte den treuen Gesellen in vertrautem Gespräch wohl noch umzustimmen.

Er fuhr jetzt in der Sache fort, die ihm so sehr am Herzen lag.

„Vor Allem hat sich Belisar Schweigen ausbedungen, bis er Ravenna besetzt hat.

Es steht zu fürchten, daß einige seiner Heerführer mit ihren Truppen von einer Empörung gegen Justinian nichts wissen wollen.

Diese, sowie die verdächtigen Quartiere von Ravenna,

müssen von den Gothen und den verlässigen Anhängern Belisar's umstellt sein, ehe die Entscheidung fällt."

„Hütet euch," warnte Hildebad, „daß ihr nicht selbst in diese Grube fallt!

Wir Gothen sollen uns nicht auf's Fein-Spinnen verlegen.

'S ist, wie wenn der Waldbär auf das Seil steigt — er fällt doch über kurz oder lang.

Lebt wohl — mög' es besser ausfallen als ich ahne.

Ich gehe, von meinem Bruder Abschied zu nehmen.

Der, wie ich ihn kenne, wird wohl mit diesem Römer-Gothen-Staate sich versöhnen.

Der schwarze Teja aber, denk' ich, zieht mit mir davon." —

Am Abend durchlief die Stadt das Gerücht von einer Capitulation.

Die Bedingungen waren ungewiß.

Aber gewiß war, daß Belisar auf Verlangen des Königs große Vorräthe von Brod, Fleisch und Wein in die Stadt schickte, welche an die Armen vertheilt wurden.

„Er hat Wort gehalten!" sagten diese und segneten den König.

Dieser erkundigte sich nun nach dem Befinden der Königin und erfuhr, daß sie sich langsam wieder beruhige und erhole.

„Geduld:" — sprach Witichis aufathmend — „auch sie wird bald frei und meiner ledig."

Es dunkelte bereits, als eine starke Schar berittner Gothen sich aus der innern Stadt nach der Mauerlücke am Thurm des Aëtius wandte. —

Ein langer Reiter voran: dann eine Gruppe, welche auf quergelegten Lanzen eine mit Tüchern und Mänteln verhüllte Last in schweren Kisten trug.

Dann der Rest der stark gerüsteten Männer.

„Auf mit dem Nothriegel!" rief der Führer, „wir wollen hinaus."

„Du bist es, Hildebad?" rief der Wache haltende Graf Wisand, und gab Befehl zu öffnen.

„Weißt du schon, die Stadt wird morgen übergeben. Wo willst du hin?"

„In die Freiheit!" rief Hildebad und gab seinem Roß die Sporen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Mehrere Tage waren vergangen, bis die Königin Mataswintha sich aus den wirren Fieberphantasien und aus dem von wilden Träumen gequälten Schlummer, der auf dieselben gefolgt war, erhoben hatte.

Theilnahmslos und 'stumpf stand sie der ganzen Außenwelt und den gewaltigen Entscheidungen gegenüber, welche sich damals vorbereiteten.

Sie schien keine Empfindung mehr zu haben, als das eine Gefühl ihrer ungeheuern frevelhaften Thaten.

Und rasch hatte sich der wild frohlockende Triumph des Hasses, mit welchem sie die Fackel in der Hand durch die Nacht gestürmt war, in zerstörende Reue, in Grauen und Entsetzen verwandelt.

In dem Augenblick, da sie die arge That gethan, hatte sie der Erdstoß in die Kniee geworfen: und ihr von allen Leidenschaften erregter Sinn, ihr im Moment des vollendeten Frevels erwachendes Gewissen glaubte, die Erde wolle sich über ihre Unthat empören: und sie sah die Rache des Himmels hereinbrechen über ihr schuldiges Haupt.

Und als sie nun, in ihrem Gemache wieder angelangt,

alsbald die Lohe, welche ihre Hand entzündet, riesengroß emporsteigen sah, als sie das tausendstimmige Wehegeschrei der Ravennaten und Gothen vernahm, da schien jede Flamme an ihrem Herzen zu nagen und jede der klagenden Stimmen sie zu verfluchen.

Sie verlor das Bewußtsein: sie brach zusammen unter den Folgen ihrer That.

Als sie die Besinnung wieder gefunden und sich allmälig des Geschehenen wieder erinnert hatte, war die Kraft ihres Hasses gegen den König völlig gebrochen.

Ihre Seele war geknickt.

Tiefste Reue über ihre That, zitternde Scheu, je wieder vor sein Antlitz treten zu sollen, erfüllte sie ganz.

Um so mehr, als sie selbst wußte und von allen Seiten vernahm, wie der Untergang der Magazine den König zur Ergebung an seine Feinde zwingen werde.

Ihn selber sah sie nicht.

Auch als er einmal einen Augenblick Zeit fand, persönlich nach ihrem Zustand in ihren Gemächern sich zu erkundigen, beschwor sie die staunende Aspa, um keinen Preis den König vor ihr Antlitz treten zu lassen: obwohl sie wieder seit mehreren Tagen das Lager verlassen und häufig arme Leute aus der Stadt empfangen hatte, ja die Darbenden auffordern ließ, sich bei ihr zu melden.

Sie pflegte dann eigenhändig die für sie und ihren Hof bestimmten Speisen und mit maßloser Freigebigkeit Schmuck, Gold und Kostbarkeiten an sie zu vertheilen.

Solchen Besuch eines Bettlers erwartete sie, als ein

Mann in braunem Mantel und einer Sturmhaube wiederholt und dringend sie um die Gnade gebeten hatte, sie möchte nicht ihm, sondern einer armen Frau ihres Volkes die Gunst einer Unterredung ohne Zeugen gewähren.

Es gelte des Königs Heil: es gelte zu warnen vor thätigem überführbarem Verrath, der seine Krone, vielleicht sein Leben, bedrohe.

Mataswintha gewährte eifrig die Bitte. —

Mochte es ein Irrthum, ein Vorwand sein: sie durfte nicht mehr abweisen, was auch nur mit dem Vorwand seiner Rettung an sie trat.

Auf Sonnenuntergang bestellte sie das Weib. —

Die Sonne war gesunken.

Der Süden kennt fast keine Dämmerung.

Es war finster beinahe, als der schon lange im Vorsal harrenden Frau eine Sklavin winkte.

Die Königin, krank und schlaflos des Nachts, habe erst zur achten Stunde Schlummer gefunden.

Eben erst erwacht sei sie sehr schwach.

Gleichwohl solle die Bittende vorgelassen werden, da es dem König gelte.

„Ist das aber auch gewiß wahr?“ forschte die Sklavin.

„Nicht unnütz möcht' ich meine Herrin mühen:“ — es war Aspa — „wenn ihr nur Gold damit erlisten wolltet, sagt es mir frei.

Ihr sollt mehr haben als ihr begehrt — nur schont meine Herrin.

Gilt es dem König wirklich?“

„Es gilt dem König!"

Seufzend führte Aspa die Frau in das Gemach Mataswinthen's.

Diese erhob sich, das Haupt und Haar von dichtem Tuch umwunden, ganz in leichtes, weißes Krankengewand gekleidet, im Hintergrund des großen Gemaches von dem Lager, an welchem ein runder Mosaiktisch stand.

Die goldne Ampel, welche über demselben in die Wand eingelassen war, brannte bereits mit mattem Licht.

Aber sie blieb auf dem Rand des Lagers müde sitzen.

„Tritt näher," sprach sie.

„Es gilt dem König? warum zögerst du?

Rede."

Das Weib deutete auf Aspa.

„Sie ist verschwiegen und treu."

„Sie ist ein Weib."

Auf einen Wink Mataswinthen's entfernte sich ungern das Mädchen.

„Amelungentochter — ich weiß: nur des Reiches Noth, nicht Liebe, hat dich zu ihm geführt. —

(Wie wunderschön sie ist, obzwar todesblaß!)

Doch, Gothenkönigin bist du: seine Königin — ob du ihn auch nicht liebst: — sein Reich, sein Sieg muß dir das Höchste sein."

Mataswintha griff nach der Goldlehne des Lagers.

„So denkt jede Bettlerin im Gothenvolk!" seufzte sie.

„Zu ihm kann ich nicht sprechen.

Aus eignen Gründen.

So sprech' ich denn zu dir, der es am Meisten zusteht, ihn vor Verrath zu warnen. Höre mich."

Und sie trat näher, scharf auf die Königih blickend.

„Wie seltsam," sprach sie zu sich selbst. „Welche Aehnlichkeit der Gestalt."

„Verrath! Noch mehr Verrath?"

„So ahnst auch du Verrath?"

„Gleichviel. Von wem?

Von Byzanz?

Von Außen?

Von dem Präfecten?"

„Nein," sprach das Weib kopfschüttelnd.

„Nicht von Außen.

Von Innen.

Nicht von einem Mann.

Von einem Weib."

„Was redest du?" sprech Mataswintha, noch bleicher werdend.

„Wie kann ein Weib —"

„Dem Helden schaden?

Durch höllische Bosheit des Herzens!

Nicht mit Gewalt.

Mit List und Verrath.

Vielleicht bald mit heimtückischem Gift, wie schon geschehn — mit heimtückischem Feuer."

„Halt ein!"

Mataswintha, die sich erhoben hatte, wankte zurück an den Mosaiktisch, sich daran lehnend.

Aber das Weib folgte ihr, leise flüsternd:

„Wisse das Unglaubliche, das Schändliche!

Der König glaubt und das Volk: der Blitz des Himmels habe sein Korn verbrannt.

Ich aber weiß es besser.

Und auch Er soll es wissen.

Wissen, gewarnt durch deinen Mund, zu erforschen und zu entwaffnen die Bosheit.

Ich sah in jener Nacht eine Fackel durch die Speichergänge eilen und ein Weib hat sie hineingeschleudert.

Du schauderst?

Ja, ein Weib.

Du willst hinweg?

Nein, höre nur noch ein Wort.

Dann will ich dich lassen.

Den Namen?

Ich weiß ihn nicht.

Aber sie brach vor mir zusammen und entkam mir: doch verlor sie als Wahrzeichen, als Erkennungszeichen — diese Schlange von Smaragd."

Und die Frau trat hart an den Tisch, dicht unter den Schein der Ampel, den Armreif erhebend.

Da fuhr die Gepeinigte hoch empor.

Vor das Antlitz hob sie die beiden nackten Arme. —

Von der hastigen Bewegung fiel die Kopfhülle.

Ihr rothes Haar fluthete nieder und durch das Haar hindurch schimmerte an ihrem linken Arm eine Goldspange mit smaragdner Schlange.

„Ha!" schrie das Weib laut auf. „Bei'm Gott der Treue!

„Du! Du selber bist's!
Seine Königin!
Sein Weib hat ihn verrathen!
Fluch über dich! Das soll er wissen!"

Mit gellendem Aufschrei fiel Mataswintha auf ihr Antlitz in die Kissen zurück.

Der Schrei brachte Aspa aus dem Nebengemach zur Stelle.

Aber als sie eintrat, war die Königin schon allein.

Der Vorhang des Eingangs rauschte.

Die Bettlerin war verschwunden.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Am andern Morgen schon sahn die Ravennaten mit Staunen Prokop, Johannes, Demetrius, Bessas, Acacius, Vitalius und eine Reihe andrer belisarischer Heerführer in den Palast des Königs ziehn.

Sie beriethen dort mit ihm die näheren Bedingungen und die Formen der Uebergabe.

Unter den Gothen verlautete einstweilen nur: der Friede sei geschlossen.

Die beiden Hauptwünsche, um deren willen das Volk den ganzen schweren Kampf getragen, würden erreicht: sie würden frei sein und im ungetheilten Besitz des schönen Südlands bleiben, das ihnen so theuer geworden war.

Das war weitaus Mehr als nach dem schlimmen Stand der gothischen Sache seit dem Abzug von Rom und dem unvermeidlich gewordnen Verlust von Ravenna zu erwarten war.

Und die Häupter der Sippen und sonst die einflußreichsten Männer im Heere, welche jetzt von dem bevorstehenden Schritt Belisar's verständigt wurden, billigten vollständig die beschlossnen Bedingungen.

Die Wenigen, welche die Zustimmung weigerten, erhielten freien Abzug aus Ravenna und Italien.

Aber auch abgesehen hiervon, wurde das in Ravenna stehende Gothenheer nach allen Richtungen zerstreut.

Witichis sah die Unmöglichkeit ein, in der ausgesognen Landschaft außer den Truppen Belisar's mit dessen Vorräthen auch noch das gothische Heer und die Bevölkerung zu versorgen: und so bewilligte er die Forderung Belisar's, daß die Gothen, in Gruppen von Hunderten und Tausenden, zu allen Thoren der Stadt hinaus geführt und in allen Richtungen nach ihren Heimstätten entlassen würden.

Belisar fürchtete den Ausbruch gothischer Verzweiflung, wenn der arge Verrath, den man gegen sie vor hatte, ruchbar würde: und er wünschte deßhalb die Vertheilung des aufgelösten Heeres.

War er einmal im sichern Besitz von Ravenna, so hoffte er etwaige Erhebungen auf dem flachen Lande leicht zu dämpfen.

Und Tarvisium, Verona und Ticinum, die letzten festen Plätze der Gothen in ganz Italien, konnten dann nicht lange mehr seiner gesammten gegen sie gewendeten Macht widerstehen.

Die Ausführung dieser Maßregeln erforderte mehrere Tage Zeit.

Erst als nur mehr wenige Mann Gothen in Ravenna versammelt waren, beschloß Belisar seinen Einzug.

Und auch von diesem geringen Rest wurde die Hälfte in das byzantinische Lager verlegt, die andre Hälfte in den Quartieren der Stadt vertheilt unter dem Vorwand

den etwaigen Widerstand von hartnäckigen Anhängern Justinian's zu brechen.

Was aber die Ravennaten und die in den Plan nicht eingeweihten Gothen am Meisten wunderte, war, daß nach wie vor die blaue gothische Fahne auf den Zinnen des Palastes wehte.

Freilich stand ein Lanzenträger Belisar's dort oben bei ihr Wache.

Denn auch der Palast war schon voll von Byzantinern.

Gegen einen etwaigen Versuch des Präfecten, sich wie in Rom durch Besetzung der wichtigsten Punkte zum Herrn der Stadt zu machen, hatte Belisar vorsichtige Maßregeln getroffen.

Cethegus durchschaute sie und lächelte.

Er that nichts dagegen.

Am Morgen des zum Einzug bestimmten Tags trat Cethegus in glänzender Rüstung in das Zelt Belisars.

Er traf nur Prokop.

„Seid ihr bereit?" fragte er.

„Vollständig."

„Welches ist der Moment?"

„Der Augenblick, in dem der König im Schloßhof zu Pferde steigt, uns entgegenzureiten.

Wir haben Alles bedacht."

„Wieder einmal Alles?" lächelte der Präfect.

„Eins habt ihr mir doch noch übrig gelassen.

Es wird nicht ausbleiben, daß die Barbaren, sowie

unser Plan gelungen und bekannt ist, im ganzen Land in heller Wuth auflodern werden.

Mitleid und Rachedurst für ihren König könnten sie zu sehr wilden Thaten führen.

Die ganze Begeisterung für Witichis und die Entrüstung gegen uns würde nun im Keim erstickt, und die Gothen sähen sich nicht von uns, sondern von ihrem König verrathen, wenn dieser selbst schriftlich bezeugen würde, er habe die Stadt nicht an Belisar als Gothenkönig und Rebellen gegen Justinian, sondern einfach an den Feldherrn Justinian's übergeben.

Jene Empörung Belisar's, die ja auch wirklich ausbleibt, erscheint dann den Gothen als eine bloße von ihrem König ersonnene Lüge, die Schande der Ergebung ihnen zu verhüllen."

„Das wäre vortrefflich; aber Witichis wird das nicht thun."

„Wissentlich schwerlich.

Aber vielleicht unwissentlich.

Ihr habt ihn den Vertrag doch nur im Original unterschreiben lassen?"

„Er hat nur einmal unterschrieben."

„Diese Urkunde ist in seinem Besitz?

Gut, ich werde ihn hier dies von mir aufgesetzte Duplicat unterzeichnen lassen, auf daß auch Belisar," lächelte er, „das werthvolle Schriftstück besitze."

Prokop blickte hinein. —

„Wenn er das unterzeichnet, hebt sich freilich kein gothisch Schwert mehr für ihn.

Aber —"

„Laß die Aber mich besiegen.

Entweder unterschreibt er heute freiwillig, im Drang des Augenblicks, ohne zu lesen" —

„Oder?"

„Oder," vollendete Cethegus finster, „er unterschreibt später.

Unfreiwillig.

Ich eile voraus.

Entschuldige, wenn ich euern Triumphzug nicht begleite.

Meinen Glückwunsch an Belisar."

Aber da trat Belisar in das Zelt.

Antonina folgte ihm.

Er war nicht gerüstet und blickte düster vor sich hin.

„Eile, Feldherr." mahnte Prokop, „Ravenna harrt ihres Besiegers. Der Einzug —"

„Nichts von Einzug," sprach Belisar grimmig.

„Ruf' die Soldaten ab.

Mich reut der ganze Handel." —

Cethegus blieb an dem Ausgang des Zeltes stehn.

„Belisar!" rief Prokop entsetzt, „welcher Dämon hat dir das eingeblasen?"

„Ich!" sagte Antonina stolz, „was sagst du nun?"

„Ich sage, daß große Staatsmänner keine Frauen haben sollten!" rief Prokop ärgerlich.

„Belisar entdeckte mir erst in dieser Nacht euer Vorhaben.

Und ich hab' ihn unter Thränen —"

„Versteht sich," brummte Prokop, „die kommen stets zu rechter Zeit."

„Unter Thränen beschworen, abzustehn.

Ich kann meinen Helden nicht von so schwarzem Verrath befleckt sehn."

„Und ich will's nicht sein.

Lieber reit' ich besiegt im Orcus ein, denn also als ein Sieger in Ravenna.

Meine Briefe an den Kaiser sind noch nicht abgegangen —

Also ist's noch Zeit."

„Nein," sagte Cethegus herrisch, von der Thür in's Zelt schreitend.

„Zum Glück für dich ist's nicht mehr Zeit.

Wisse: ich habe schon vor acht Tagen an den Kaiser geschrieben, ihm Alles mitgetheilt und Glück gewünscht, daß sein Feldherr ohne mindesten Verlust Ravenna gewonnen hat und der Krieg beendet."

„Ha, Präfect," rief Belisar.

„Du bist ja sehr dienstfertig.

Woher dieser Eifer?"

„Weil ich Belisarius kenne und seinen Wankelmuth.

Weil man dich zu deinem Glücke zwingen muß.

Und weil ich ein Ende dieses Krieges will, der mein Italien zerfleischt."

Und drohend trat er gegen die Frau heran, welche auch jetzt der dämonischen beherrschenden Gewalt seines Blickes nicht zu entgehen vermochte.

„Wag' es, versuch es jetzt!

Tritt zurück, enttäusche Witichis und opfre einer Grille deines Weibes Ravenna, Italien und dein Heer.

Siehe zu, ob dir das Justinianus je vergeben kann.

Auf Antonina's Seele diese Schuld!

Horch, die Trompeten rufen: rüste dich!

Es bleibt dir keine Wahl!"

Und er eilte hinaus.

Bestürzt sah ihm Antonina nach.

„Prokop," fragte sie dann, „weiß es der Kaiser wirklich schon?"

„Und wenn er es noch nicht wüßte, zu Viele sind schon in das Geheimniß eingeweiht.

Nachträglich erfährt er jedesfalls, daß Ravenna und Italien sein war, und — daß Belisar um die Gothenkrone, die Kaiserkrone warb.

Nur daß er sie erlangt und — abliefert, kann ihn rechtfertigen vor Justinian."

„Ja," sagte Belisar seufzend, „er hat Recht.

Es bleibt mir keine Wahl."

„So geh," sprach Antonina eingeschüchtert.

„Mir aber sei's erlassen, bei diesem Einzug dich zu begleiten: — es ist ein Schlingen-Legen, kein Triumph!"

Die Bevölkerung von Ravenna, wenn auch im Unklaren über die näheren Bestimmungen, war doch gewiß, daß der Friede geschlossen und den langen und schweren Leiden des verheerenden Kampfes ein Ende gemacht sei.

Und die Bürger hatten in aufathmender Freude über diese Erlösung die Trümmer, welche das Erdbeben auf sehr viele Straßen geworfen, hinweggeräumt und ihre befreite Stadt festlich geschmückt.

Laubgewinde, Fahnen und Teppiche zierten die Straßen, das Volk drängte sich auf den großen Fora, in den Lagunen-Canälen und in den Bädern und Basiliken in freudiger Bewegung, begierig, den Helden Belisar und das Heer zu sehen, welche so lange ihre Mauern bedroht und endlich die Barbaren überwunden hatten.

Schon zogen starke Abtheilungen von Byzantinern stolz und triumphirend ein, während die in schwachen Zahlen überall zerstreuten gothischen Posten mit Schweigen und mit Widerwillen die verhaßten Feinde in die Residenz Theoderichs einrücken sahen.

In dem ebenfalls reich geschmückten Königs-Palast versammelten sich die vornehmsten Gothen in einer Halle neben den Gemächern der Königs.

Dieser bereitete sich, als die für den Einzug Belisars anberaumte Stunde nahte, die königlichen Kleider anzulegen — mit Befriedigung, denn es war ja das letzte Mal, daß er die Abzeichen einer Würde tragen sollte, die ihm nur Schmerz und Unheil gebracht.

„Geh, Herzog Guntharis," sprach er zu dem Wölsung, „Hildebad, mein ungetreuer Kämmerer hat mich verlassen. Vertritt du dies eine Mal seine Stelle: die Diener werden dir im Königsschatz die goldne Truhe zeigen, welche Krone, Helm und Purpurmantel, Schwert und Schild Theoderichs verwahren.

Ich werde sie heute zum ersten und letzten Mal anlegen, sie dem Helden abzuliefern, der sie nicht unwürdig tragen wird.

Was giebt es dort für Lärm!"

„Herr, ein Weib," antwortete Graf Wisand, „eine gothische Bettlerin.

Sie hat sich schon dreimal herangedrängt.

Sie will ihren Namen dir nur nennen!

Weist sie hinaus! —"

„Nein, sagt ihr, ich will sie hören — heute Abend soll sie im Palast nach mir fragen."

Als Guntharis das Gemach verlassen, trat Bessas ein mit Cethegus.

Der Präfect hatte diesem, ohne ihn einzuweihen, das Duplicat der Capitulation übergeben, welches der Gothenkönig noch unterschreiben sollte.

Aus dieser unverdächtigen Hand, glaubte er, würde jener die Urkunde argloser nehmen.

Witichis begrüßte die Eintretenden.

Bei dem Anblick des Präfecten flog über sein Antlitz, das heute heller als seit langen Monden glänzte, ein dunkler Schatte.

Doch bezwang er sich und sprach:

„Du hier, Präfect von Rom?

Anders hat dieser Kampf geendet als wir meinten!

Jedoch, du kannst auch damit zufrieden sein.

Wenigstens kein Griechenkaiser, kein Justinianus wird dein Rom beherrschen."

„Und soll es nicht, so lange ich lebe."

„Ich komme, König der Gothen," fiel Bessas ein, „dir den Vertrag mit Belisar zur Unterschrift vorzulegen."

„Ich hab' ihn schon unterschrieben."

„Es ist die für meinen Herrn bestimmte Doppelschrift."

„So gieb," sprach Witichis und wollte das Pergament aus des Byzantiners Hand nehmen.

Da trat Herzog Guntharis mit den Dienern eilfertig in's Gemach:

„Witichis," rief er, „der Königsschmuck ist verschwunden."

„Was ist das?" fragte Witichis.

„Hildebad allein führte die Schlüssel davon."

„Die ganze Gold-Truhe, auch noch andre Truhen sind fort.

In der leeren Nische, da sie sonst standen, lag dieser Streif Pergament.

Es sind die Schriftzüge von Hildebad's Schreiber."

Der König nahm und las.

„Krone, Helm und Schwert, Purpur und Schild Theoderich's sind in meinem Gewahrsam.

Wenn Belisar sie will, soll er sie von mir holen."

„Die Rune H — für Hildebad."

„Man muß ihn verfolgen," sagte Cethegus finster, „bis er sich fügt."

Da eilten Johannes und Demetrius herein.

„Eile dich, König Witichis," drängten sie.

„Hörst du die Tubatöne?

Belisar hat schon die Porta des Stilicho erreicht."

„So laßt uns gehn," sprach Witichis, ließ sich von

den Dienern den Purpurmantel, welchen sie statt des verschwundenen mitgebracht, um die Schultern werfen und drückte einen goldnen Reif auf das Haupt.

Statt des Schwertes reichte man ihm ein Scepter.

Und so wandte er sich zur Thür.

„Du hast nicht unterschrieben, Herr," mahnte Bessas.

„So gieb," und er nahm die Schrift jetzt aus der Hand des Byzantiners.

„Die Urkunde ist sehr lang," sagte er hineinblickend und hob an zu lesen.

„Eile, König," mahnte Johannes.

„Zum Lesen ist nicht mehr Zeit," sagte Cethegus gleichgültig, und reichte ihm die Schilffeder von dem Tisch.

„Dann auch nicht mehr zum Schreiben," antwortete der König.

„Du weißt: ich war ein König nach Bauernart, wie die Leute sagten.

Bauern unterschreiben keine Zeile, ehe sie genau gelesen: gehen wir."

Und lächelnd gab er die Urkunde an den Präfecten und schritt hinaus.

Die Byzantiner und alle Anwesenden folgten.

Cethegus drückte das Pergament zusammen:

„Warte nur," flüsterte er grimmig, „du sollst doch noch unterschreiben."

Langsam folgte er den Andern.

Die Halle vor dem Gemach des Königs war bereits leer.

Der Präfect schritt hinaus auf den gewölbten Bogengang, der im Viereck den ersten Stock des Palastes umgab und dessen byzantinisch-romanische Rundbogen den freien Blick in den weiten Hofraum gewährten.

Derselbe war von Bewaffneten dicht gefüllt.

An allen vier Thoren standen die Lanzenträger Belisars.

Cethegus lehnte hinter einem Bogenpfeiler und sprach dem Gang der Ereignisse folgend, mit sich selbst:

„Nun, Byzantiner genug, um ein kleines Heer gefangen zu nehmen!

Freund Prokop ist vorsichtig —

Da! — Witichis erscheint im Portal —

Seine Gothen sind noch weit hinter ihm auf der Treppe.

Des Königs Pferd wird vorgeführt. —

Bessas hält dem König den Bügel. —

Witichis tritt heran, er hebt den Fuß. —

Jetzt ein Trompetenstoß —

Die Treppenthüre des Palastes fällt zu und schließt die Gothen in den Treppenbau.

Auf dem Dache reißt Prokop das Gothenbanner nieder. —

Johannes faßt seinen rechten Arm, brav Johannes. —

Der König ruft: „Verrath, Verrath!“

Er wehrt sich mächtig. —

Aber der lange Mantel hemmt ihn. —

Da, da, er strauchelt. —

Er stürzt zu Boden. —
Da liegt das Reich der Gothen.“ — — —

„Da liegt das Reich der Gothen!“

Mit diesen Worten begann auch Prokop die Sätze, welche er an diesem Abend in sein Tagebuch eintrug:

„Ein wichtig Stück Weltgeschichte hab' ich heut bei Tage machen helfen und zeichne ich nun Nachts hier ein.

Als ich heute das römische Heer seinen Einzug halten sah in die Thore und Königsburg von Ravenna, kam mir abermals der Gedanke: nicht Tugend oder Zahl oder Verdienst entscheidet den Erfolg in der Geschichte.

Es giebt eine höhere Gewalt, die unentrinnbare Nothwendigkeit.

An Zahl und an Heldenthum waren uns die Gothen überlegen: und sie haben es nicht fehlen lassen an irgend denkbarer Anstrengung.

Die gothischen Frauen in Ravenna schmähten ihren Männern laut in's Angesicht, als sie die kleinen Gestalten, die nicht zahlreichen Scharen unserer einziehenden Truppen sahen.

Summa: in gerechtester Sache, in heldenmüthigster Anstrengung kann ein Mann, kann ein Volk doch erliegen, wenn übermächtige Gewalten entgegen treten, welche durchaus nicht immer das bessere Recht für sich haben.

Mir schlug das Herz im Bewußtsein des Unrechts, als ich das Gothenbanner heute niederriß und den Golddrachen Justinians an seine Stelle setzte, die Fahne des Unrechts erhob über dem Banner des Rechts.

Nicht die Gerechtigkeit, eine unsrem Denken undurchdringbare Nothwendigkeit beherrscht die Geschicke der Menschen und der Völker.

Aber den rechten Mann macht das nicht irre.

Denn nicht was wir ertragen, erleben und erleiden — wie wir es tragen, das macht den Mann zum Helden.

Ehrenvoller ist der Gothen Untergang denn unser Sieg.

Und diese Hand, die sein Banner herabriß, wird den Ruhm dieses Volkes aufzeichnen für die kommenden Geschlechter.

Jedoch, wie immer dem sei: — da liegt das Reich der Gothen." —

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Und so schien es.

Auf das Glücklichste war, Dank den Maßregeln Prokops, der Streich gelungen.

Im Augenblick, da auf dem Thurme des Palastes die Fahne der Gothen fiel und der König ergriffen ward, sahen sich die überraschten Gothen überall im Schloßhof, in den Straßen und Lagunen der Stadt, im Lager von weit überlegenen Kräften umstellt: ein Rechen von Lanzen starrte ihnen überall entgegen: fast ausnahmslos legten die Betäubten die Waffen nieder: — die Wenigen, welche Widerstand versuchten, — so die nächste Umgebung des Königs — wurden niedergestoßen.

Witichis selbst, Herzog Guntharis, Graf Wisand, Graf Markja und die mit ihnen gefangenen Großen des Heeres wurden in getrennten Gewahrsam gebracht, der König in den „Zwinger Theoderichs": einen tiefen, starken Thurm des Palastes selbst.

Belisars Zug von dem Thore Stilicho's nach dem Forum des Honorius wurde nicht gestört.

Im Palast angelangt, berief er den Senat, die De=

curionen der Stadt, und nahm sie in Eid und Pflicht für Kaiser Justinianus.

Prokopius wurde mit den goldenen Schlüsseln von Neapolis, Rom und Ravenna nach Byzanz gesendet.

Er sollte ausführlichen Bericht erstatten und für Belisar Verlängerung des Amtes erbitten bis zur demnächst zu erwartenden völligen Beruhigung Italiens und hierauf, wie nach dem Vandalenkrieg, die Ehre des Triumphes, unter Aufführung des gefangenen Königs der Gothen im Hippodrom.

Denn Belisar sah den Krieg für beendet an.

Cethegus theilte beinah diesen Glauben.

Doch fürchtete er in den Provinzen den Ausbruch gothischen Zornes über den geübten Verrath.

Er sorgte daher dafür, daß über die Art des Falles der Stadt vorläufig keine Kunde durch die Thore drang: und er suchte eifrig im Geiste nach einem Mittel, den gefangenen König selbst als ein Werkzeug zur Dämpfung des etwa neu auflodernden Nationalgefühls zu verwerthen. —

Auch bewog er Belisar, Hildebad, der in der Richtung nach Tarvisium entkommen war, durch Akacius mit den persischen Reitern verfolgen zu lassen.

Vergebens versuchte er, die Königin zu sprechen.

Sie hatte sich seit jener Nacht der Schrecken noch immer nicht ganz erholt und ließ Niemand vor.

Auch die Nachricht von dem Falle der Stadt hatte sie mit dumpfem Schweigen hingenommen.

Der Präfect bestellte ihr eine Ehrenwache — um sich ihrer zu versichern.

Denn er hatte noch große Pläne mit ihr vor.

Dann sandte er ihr das Schwert des gefangenen Königs und schrieb ihr dabei:

„Mein Wort ist gelöst.

König Witichis ist vernichtet.

Du bist gerächt und befreit. —

Nun erfülle auch du meine Wünsche."

Einige Tage darauf beschied Belisar, seines treuen Berathers Prokop beraubt, den Präfecten zu sich in den rechten Flügel des Palastes, wo er sein Quartier aufgeschlagen.

„Unerhörte Meuterei!" rief er dem Eintretenden entgegen.

„Was ist geschehen?"

„Du weißt, ich habe Bessas mit den lazischen Söldnern in die Schanze des Honorius gelegt, einen der wichtigsten Punkte der Stadt.

Ich vernehme, daß der Geist dieser Truppen unbotmäßig — ich rufe sie ab und Bessas —"

„Nun?"

„Weigert den Gehorsam."

„Ohne Grund? Unmöglich!"

„Lächerlicher Grund!

Gestern ist der letzte Tag meiner Amtsgewalt abgelaufen."

„Nun?"

„Bessas erklärt, seit letzter Mitternacht hätt' ich ihm nichts mehr zu befehlen."

„Schändlich. Aber er ist im Recht."

„Im Recht?

In ein paar Tagen trifft des Kaisers Antwort ein, auf mein Gesuch.

Natürlich ernennt er mich, nach dem Gewinn von Ravenna, auf's Neue zum Feldherrn, bis zur Beendigung des Krieges.

Uebermorgen kann die Nachricht da sein."

„Vielleicht schon früher, Belisar.

Die Leuchtthurmwächter von Classis haben schon bei Sonnenaufgang ein Schiff angemeldet, das von Ariminum her naht.

Es soll eine kaiserliche Trireme sein.

Jede Stunde kann sie einlaufen.

Dann löst sich der Knoten von selbst."

„Ich will ihn aber zuvor durchhauen.

Meine Leibwächter sollen die Schanze stürmen und Bessas den halsstarrigen Kopf —"

Da eilte Johannes athemlos herein.

„Feldherr," meldete er, „der Kaiser!

Der Kaiser Justinianus selbst ankert so eben im Hafen von Classis."

Unmerklich zuckte Cethegus zusammen.

Sollte ein solcher Blitzstrahl aus heiterer Luft, eine Laune des unberechenbaren Despoten, nach solchen Mühen, das fast vollendete Gebäude seiner Pläne gerade vor der Bekrönung niederwerfen?

Aber Belisar fragte mit leuchtenden Augen: „der Kaiser?

Woher weißt du?" —

„Er selbst kommt, dir für deine Siege zu danken. —

Solche Ehre ward noch keinem Sterblichen zu Theil.

Das Schiff von Ariminum trägt die kaiserliche Präsenzflagge.

Purpur und Silber.

Du weißt, das bedeutet, daß der Kaiser an Bord."

„Oder ein Glied seines Hauses!" verbesserte Cethegus in Gedanken, aufathmend.

„Eilt in den Hafen, unsern Herrn zu empfangen," mahnte Belisar. —

Sein Stolz und seine Freude wurde enttäuscht, als ihnen auf dem Wege nach Classis die ersten ausgeschifften Höflinge begegneten und im Palast Quartier forderten, nicht für den Kaiser selbst, sondern für dessen Neffen, den Prinzen Germanus.

„So sendet er doch den Ersten nach ihm selbst," sprach Belisar, sich selber tröstend im Weitergehen zu Cethegus.

„Germanus ist der edelste Mann am Hof.

Unbestechlich, gerecht und unverführbar rein.

Sie nennen ihn: „die Lilie im Sumpf".

Aber du hörst mich nicht!"

„Vergieb, ich bemerke dort im Gedränge, unter den eben Gelandeten, meinen jungen Freund Licinius."

„Salve Cethege!" rief dieser, sich Weg zum Präfecten bahnend.

„Willkommen im befreiten Italien!

Was bringst du von der Kaiserin"? fragte er flüsternd.

„Das Abschiedswort: Nike (Victoria)! und diesen Brief," flüsterte der Bote ebenso leise. —

„Aber," und seine Stirne furchte sich — „schicke mich nie mehr zu diesem Weibe."

„Nein, nein, junger Hippolytos, ich denke, es wird nie mehr nöthig sein."

Damit hatten sie die Steindämme des Hafens erreicht, dessen Stufen so eben der kaiserliche Prinz hinanstieg.

Die edle Erscheinung, von einem reich geschmückten Gefolg umgeben, ward von den Truppen und dem rasch zusammenströmenden Volk mit Jubelruf und kaiserlichen Ehren empfangen.

Cethegus faßte ihn scharf in's Auge.

„Das bleiche Antlitz ist noch bleicher geworden," sagte er zu Licinius.

„Ja, man sagt: die Kaiserin hat ihn vergiftet, weil sie ihn nicht verführen konnte."

Der Prinz, nach allen Seiten dankend, hatte jetzt Belisarius erreicht, der ihn ehrfurchtsvoll begrüßte.

„Gegrüßt auch du, Belisarius," erwiderte er ernst.

„Folge mir sogleich in den Palast.

Wo ist Cethegus der Präfect?

Wo Bessas?

„Ah Cethegus," sagte er dessen Hand ergreifend, „ich freue mich, den größten Mann Italiens wieder zu sehen.

Du wirst mich alsbald zu der Enkelin Theoderichs begleiten.

Ihr gebührt mein erster Gang.

Ich bringe ihr Geschenke Justinians und meine Huldigung.

Sie war eine Gefangene in ihrem eigenen Reich.

Sie soll eine Königin sein am Hofe zu Byzanz."

„Das soll sie," dachte Cethegus.

Er verneigte sich tief und sprach:

„Ich weiß: du kennst die Fürstin seit lange: ihre Hand war dir bestimmt."

Eine rasche Gluth flog über des Prinzen Wange. „Leider nicht ihr Herz.

Ich sah sie hier, vor Jahren, am Hofe ihrer Mutter: und seitdem hat mein inneres Auge nichts mehr als ihr Bild gesehen."

„Ja, sie ist das schönste Weib der Erde," sagte der Präfect, ruhig vor sich hin sehend.

„Nimm diesen Chrysopas zum Dank für dieses Wort," sagte Germanus und steckte einen Ring an des Präfecten Finger.

Damit traten sie in das Portal des Palastes.

„Jetzt, Mataswintha," sprach Cethegus zu sich selbst, „jetzt hebt dein zweites Leben an.

Ich kenne kein römisch Weib — Ein Mädchen vielleicht

ausgenommen, das ich kannte, — welches solcher Versuchung widerstehen könnte.

Soll diese rohe Germanin widerstehen?" —

Sowie sich der Prinz von den Mühen der Seefahrt einigermaßen erholt und die Reisekleider mit einem Staatsgewand vertauscht hatte, erschien er an der Seite des Präfecten in dem Thronsal des großen Theoderich im Mittelbau des Palastes.

An den Wänden der stolz gewölbten Halle hingen noch die Trophäen gothischer Siege.

Ein Säulengang lief an drei Seiten des Sales hin: in der Mitte der vierten erhob sich der Thron Theoderichs.

Mit edlem Anstand stieg der Prinz die Stufen hinan. Cethegus blieb mit Belisar, Bessas, Demetrius, Johannes und zahlreichen andern Heerführern im Mittelgrund.

„Im Namen meines kaiserlichen Herrn und Ohms nehme ich Besitz von dieser Stadt Ravenna und von dem abendländischen Römerreich.

An dich, Magister Militum, dies Schreiben unseres Herrn, des Kaisers.

Erbrich und lies es selbst der Versammlung vor.

So befahl Justinianus."

Belisar trat vor, empfing knieend den kaiserlichen Brief, küßte das Siegel, erhob sich wieder, öffnete und las:

„Justinianus, der Imperator der Römer, Herr des Morgen- und des Abendreichs, Besieger der Perser und Saracenen, der Vandalen und Alanen, der Lazer und Sabiren, der Hunnen und Bulgaren, der Avaren und

Sklavenen und zuletzt der Gothen, an Belisar den Consularen, ehemals Magister Militum.

Wir sind durch Cethegus den Präfecten von den Vorgängen unterrichtet, die zum Fall von Ravenna geführt.

Sein Bericht wird, auf seinen Wunsch, dir mitgetheilt werden.

Wir aber können seine darin ausgesprochene gute Meinung von dir und deinen Erfolgen wie von deinen Mitteln mit nichten theilen: und wir entheben dich deiner Stelle als Befehlshaber unseres Heeres.

Und wir befehlen dir angesichts dieses Briefes sofort nach Byzanz zurückzukehren, um dich vor unserem Throne zu verantworten.

Einen Triumph wie nach dem Vandalenkrieg können wir dir um so weniger gewähren, als weder Rom noch Ravenna durch deine Tapferkeit gefallen: sondern Rom durch Uebergabe, Ravenna durch Erdbeben, den Zorn Gottes über die Ketzer und höchst verdächtige Verhandlungen, deren Unschuld du, des Hochverraths angeklagt, vor unserem Thron erweisen wirst.

Da wir, eingedenk früherer Verdienste, nicht ohne Gehör dich verurtheilen wollen, — denn Morgenland und Abendland sollen uns für ferne Zeiten feiern als den Kaiser der Gerechtigkeit — sehen wir von der Verhaftung ab, die deine Ankläger beantragt.

Ohne Ketten — nur in den Fesseln deines dich selbst anklagenden Gewissens — wirst du vor unser kaiserliches Antlitz treten."

Da wankte Belisar.

Er konnte nicht weiter lesen: er bedeckte das Gesicht mit den Händen: das Schreiben entfiel ihm.

Bessas hob es auf, küßte es und las weiter.

„Zu deinem Nachfolger im Heerbefehl ernennen wir den Strategen Bessas.

Ravenna übertragen wir dem Archon Johannes.

Die Steuerverwaltung bleibt, trotz der wider ihn von den Italiern erhobnen höchst ungerechten Klagen, dem in unsrem Dienst so eifrigen Logotheten Alexandros.

Zu unsrem Statthalter aber in Italien ernennen wir den hochverdienten Präfecten von Rom, Cornelius Cethegus Cäsarius.

Unser Neffe, Germanus, mit kaiserlicher Vollmacht ausgerüstet, haftet mit seinem Haupt dafür, dich unverweilt nach unsrer Flotte auf der Höhe von Ariminum zu bringen, auf welcher dich Areobindos nach Byzanz führen wird."

Germanus erhob sich und befahl Allen, bis auf Belisar und Cethegus, den Sal zu verlassen.

Darauf stieg er die Stufen des Thrones herab und schritt auf Belisar zu, der nicht mehr wahrnahm, was um ihn her geschah.

Er stand unbeweglich, das Haupt und den linken Arm an eine Säule gelehnt und starrte zur Erde.

Der Prinz faßte seine Rechte.

„Es schmerzt mich, Belisarius, der Träger solcher Botschaft zu sein.

Ich übernahm den Auftrag, weil ihn ein Freund

milder als einer der vielen Feinde, die sich dazu drängten, ausführen kann.

Aber ich verhehle dir nicht: dieser dein letzter Sieg hebt die Ehre deiner frühern auf.

Nie hätte ich von dem Helden Belisar solch Lügenspiel erwartet.

Cethegus hat sich ausgebeten, daß sein Bericht an den Kaiser dir vorgelegt werde.

Er ist deines Lobes voll: hier ist er.

Ich glaube, es war die Kaiserin, welche Justinians Ungnade gegen dich entzündet hat.

Aber du hörst mich nicht —"

Und er legte die Hand auf seine Schulter.

Belisar schüttelte die Berührung ab.

„Laß mich, Knabe — du bringst mir — du bringst mir den echten Dank der Kronen."

Vornehm richtete sich Germanus auf.

„Belisar, du vergissest wer ich bin und wer du bist."

„Oh nein, ich bin ein Gefangner und du bist mein Wächter.

Ich gehe sofort auf dein Schiff — erspare mir nur Ketten und Bande."

Erst spät konnte sich der Präfect von dem Prinzen losmachen, der in vollstem Vertrauen die Angelegenheiten des Staates und seine persönlichen Wünsche mit ihm besprach.

Er eilte, so wie er in seinen Gemächern, die er ebenfalls im Palaste bezogen, allein war, den ihm von Lucius Licinius mitgetheilten Brief der Kaiserin zu lesen.

Er lautete:

„Du hast gesiegt, Cethegus.

Als ich dein Schreiben empfing, gedacht' ich alter Zeiten, da deine Brieflein in dieser Chiffreschrift an Theodora nicht von Staaten und Kriegen handelten, sondern von Küssen und Rosen —"

„Daran müssen sie immer erinnern," unterbrach sich der Präfect.

„Aber auch in diesem trocknen Briefe erkannte ich die Unwiderstehlichkeit jenes Geistes, der einst die Frauen von Byzanz noch mehr als deine Jugendschönheit zwang.

So gab ich denn auch diesmal den Wünschen des alten Freundes nach, wie einst denen des jungen.

Ach, ich dachte gern unsrer Jugend, der süßen.

Und ich erkannte wohl, daß Antoninens Gemahl allzufest in Zukunft stehn würde, wenn er diesmal nicht fiel.

So raunte ich denn — wie du geschrieben — dem Kaiser in die Ohren:

„Allzugefährlich sei ein Unterthan, der ein solches Spiel mit Kronen und mit Aufruhr treiben könne.

Keinen Feldherrn dürfe man lange solcher Versuchung aussetzen.

Was er diesmal gegaukelt, könne er ein andermal im Ernst versuchen.

Diese Worte wogen schwerer als alle Siege Belisars, und alle meine, d. h. deine Forderungen, gingen durch.

Denn Mißtraun ist die Seele Justinians.

Er traut nur einer Treue auf Erden — der Theodora's.

Dein Bote Licinius ist hübsch — aber unliebenswürdig: er hat nur Rom und Waffen in Gedanken.

Ach Cethegus, mein Freund es lebt keine Jugend mehr wie die unsre war.

„Du hast gesiegt Cethegus" — weißt du noch den Abend, da ich dir diese Worte flüsterte? — Aber vergiß nicht, wem du den Sieg verdankst.

Und merke dir: Theodora läßt sich nur solang sie selber will als Werkzeug brauchen.

Vergiß das nie."

„Gewiß nicht," sagte Cethegus, das Schreiben sorgfältig zerstörend, „du bist eine zu gefährliche Verbündete, Theodora, — nein, Dämonodora! — laß sehn, ob du unersetzbar bist. —

Geduld — in wenig Wochen ist Mataswintha in Byzanz." —

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Der Rundthurm, in dessen tiefen Gewölben Witichis gefangen saß, lag an dem rechten Eckflügel des Palastes, desselben Querbaues, in welchem er als König gewohnt und geherrscht hatte.

Der Thurm bildete mit seiner Eisenthür den Abschluß eines langen Ganges, welcher von einem Hof aus zur Rechten lief und von diesem Hof wieder durch eine schwere Eisenpforte abgeschlossen war.

Gerade dieser eisernen Hofpforte gegenüber lag im Erdgeschoß auf der linken Seite des Hofes die kleine Wohnung Dromons, des Carcerarius oder Kerkermeisters des Palastes.

Sie bestand aus zwei kleinen Gemächern: das erste, von dem zweiten durch einen Vorhang getrennt, war ein bloßes Vorzimmer.

Das zweite Gemach gewährte durch ein logenartiges Fenster den Ausblick auf den Hof und den Rundthurm. Beide waren von einfachster Einrichtung: ein Strohlager im Innengemach und zwei Stühle und Tische im

Aeußern nebst den Schlüsseln an den Wänden waren ihr ganzes Geräth.

Und auf der Holzbank an jenem Fenster saß Tag und Nacht, unverwandt den Blick auf die Mauerlücke heftend, aus welcher allein Luft und Licht in des Königs Kerker fiel, schweigend und sinnend ein Weib. —

Es war Rauthgundis.

Niemals ließ ihr Auge von jenem kleinen Spalt im Thurm.

„Denn dort," sagte sie sich, „dort hängt auch sein Blick, dorthin schwebt seine Sehnsucht."

Auch wenn sie mit Wachis, ihrem Begleiter, oder mit dem Kerkermeister, der sie beherbergte, sprach, wandte sie das Auge nicht von dem Thurm.

Es war, als ob der Bann ihres Blickes Unheil von dem Gefangnen abhalten könne.

Lange, lange war sie heute wieder so gesessen.

Es war dunkler Abend geworden.

Drohend und finster ragte der gewaltge Thurm und warf einen breiten Schatten über den Hof und diesen linken Flügel des Palastes.

„Dank dir, gütiger Himmelsherr," sprach sie.

„Auch deine schweren Schläge treiben zum Heil.

Wär' ich in die Felsen der Skaranzia, auf den hohen Arn, zum Vater, wie ich mir ausgesonnen, — nie hätte ich von dem Gang des Elends hier vernommen.

Oder doch viel zu spät.

Aber mich zog die Sehnsucht nach der Todesstätte

des Kindes, in die Nähe unsres Ehehauses, — das zwar räumte ich —: wußte ich denn, ob sie nicht, seine Königin, dort einsprechen würde?

So hausten wir in der Waldhütte nahe bei Fäsulä.

Und als das Schreckliche kam und eine Nachricht des Mißlingens die andre jagte, und als die Saracenen unser Haus verbrannten und ich die Flammen leuchten sah bis in mein Versteck, da war's zu spät nach Norden zum Vater zu entrinnen; die Wälschen sperrten alle Wege und lieferten, was flüchtete mit gelbem Haar, den Massageten aus.

Kein Weg blieb offen als der Weg hierher — nach der Rabenstadt — wohin ich als sein Weib nie hatte kommen wollen.

Als flüchtige Bettlerin kam ich hier an, nur sein Roß Wallada und sein Knecht, nun sein Freigelassner, Wachis, noch mir eigen und treu.

Aber ihm zum Heil — von Gott hierher gezwungen — ob ich schon nicht wollte — ihn zu retten, zu befreien von scheußlichem Verrath des eignen Weibes! Und aus seiner Feinde Bosheit.

Dank dir treuer Gott!

Ich durfte nicht mehr mit ihm leben — aber — aber ich, — Rauthgundis! — darf ihn retten." —

Da rasselte ihr gegenüber die eiserne Hofpforte.

Ein Mann mit Licht trat heraus, ging über den Hof und trat alsbald in das Vorzimmer.

Es war der alte Kerkerwart

„Nun? sprich!" rief Rauthgundis, ihren Sitz verlassend und ihm in das erste Gemach entgegen eilend.

„Geduld — Geduld — laß mich erst die Lampe nieder stellen.

So! — Nun, also: er hat getrunken.

Und es hat ihm wohl gethan."

Rauthgundis legte die Hand auf die pochende Brust.

„Was thut er?" fragte sie dann.

„Er sitzt immer schweigend in der nämlichen Stellung.

Auf dem Holzschemel, den Rücken gegen die Thür gewandt, das Haupt in beide Hände gestützt.

Er giebt mir keine Antwort, so oft ich ihn anspreche.

Er pflegte sich sonst gar nicht zu regen.

Ich glaube, der Gram und Schmerz hat ihm was angethan.

Aber heute, wie ich ihm den Wein im Holzbecher hinreichte und sprach:

„Trink, lieber Herr, es kommt von treuen Freunden:" — da blickte er auf.

So traurig, so zum sterben traurig war der Blick und das ganze Antlitz.

Und that einen tiefen Zug und nickte dankend mit dem Haupt und seufzte tief, tief, daß es mir durch die Seele schnitt."

Rauthgundis bedeckte die Augen mit beiden Händen.

„Weiß Gott, was er Böses mit ihm vor hat!" brummte der Alte leise vor sich hin.

„Was sagst du?"

„Ich sage, du mußt jetzt auch einmal tüchtig essen und trinken.

Sonst verlassen dich die Kräfte.

Und du wirst sie brauchen, arme Frau.“

„Ich werde sie haben.“

„So nimm wenigstens einen Becher Wein.“

„Von diesem?

Nein, er ist für ihn allein.“

Und sie trat in das innere Gemach zurück, wo sie ihren alten Platz einnahm.

„Der Krug reicht ja noch lang,“ fuhr der alte Dromon für sich fort.

„Und ich fürchte: wir müssen ihn bald retten, wenn er gerettet werden soll.

Da kömmt Wachis.

Wenn er nur gute Nachricht bringt, sonst —“

Wachis trat ein.

Er hatte seit dem Besuch bei der Königin die Sturmhaube und seinen Mantel mit Gewändern Dromons vertauscht.

„Gute Botschaft bring ich,“ sprach er im Eintreten.

„Aber wo wart ihr vor einer Stunde?

Ich pochte vergeblich.“

„Wir waren beide ausgegangen, Wein zu kaufen.“

„Ach ja, deßhalb duftet das ganze Gemach so stark — was seh ich?

Das ist ja alter, köstlicher Falerner!

Womit hast du den bezahlt?“

„Womit?" wiederholte der Alte, „mit dem edelsten Golde der Welt!"

Und seine Stimme bebte vor Rührung.

„Ich erzählte ihr, daß der Präfect ihn absichtlich Mangel leiden lasse, daß er elend werde.

Seit vielen Tagen hat man mir gar keine Ration für ihn gegeben.

Ich habe ihn, gegen mein Gewissen, nur dadurch erhalten, daß ich den andern Gefangnen an dem Ihren abbrach."

Das wollte sie nicht.

Sie sann nach und fragte dann:

„Nicht wahr, Dromon, die reichen Römerinnen bezahlen immer noch das gelbe Haar der Germaninnen so hoch?"

„Und ich, in meiner Einfalt nichts ahnend, sage ja."

Und sie geht hin und schneidet schweigend ihre reichen, schönen, goldbraunen Flechten und Zöpfe ab und bringt sie mir.

Und damit ward der Wein bezahlt."

Da stürzte Wachis in das nächste Gemach, warf sich vor ihr nieder und bedeckte den Saum ihres Gewandes mit Küssen.

„O Herrin" — rief er mit versagender Stimme — „goldne, goldtreue Frau!"

„Was treibst du, Wachis? steh auf und erzähle."

„Ja erzähle," sprach Dromon hinzutretend, „was räth mein Sohn?"

„Wozu brauchen wir seinen Rath?

Ich, ich allein will es vollenden."

„Sehr nöthig brauchen wir ihn.

Der Präfect hat aus allen jungen Ravennaten, nach dem Muster der römischen, neun Cohorten Legionare gebildet und meinen Paulus auch eingereiht.

Zum Glück hat er diesen Legionaren die Bewachung der Stadtthore anvertraut. —

Die Byzantiner liegen draußen im Hafen, seine Isaurier hier im Palast."

„Die Thore nun," fuhr Wachis fort, „werden zur Nacht sorgfältig gesperrt.

Aber die Mauerlücke am Thurme des Aëtius ist immer noch nicht ausgebaut.

Nur die Wachen stehen dort."

„Wann trifft meinen Sohn die Wache?"

„In zwei Tagen: die dritte Nachtwache."

„Allen Heiligen sei Dank.

Viel länger durft' es nicht währen — ich fürchte —"

Und er stockte.

„Was? sprich," mahnte Rauthgundis entschlossen.

„Ich kann Alles hören."

„Es ist am Ende besser, du weißt es.

Denn du bist klüger und findiger als wir beide.

Und findest eher Rath als wir.

Ich fürchte: sie haben's schlimm mit ihm vor.

So lange Belisar hier befahl, ging es ihm noch gut.

Aber seit der fortgebracht und der Präfect, der schweigsam kalte Dämon, Herr im Palast ist, hat's ein gefährlich Ansehn.

Alle Tage besucht er ihn selbst im Kerker.

Und spricht lang und eifrig und drohend in ihn hinein.

Ich habe oft im Gang gelauscht.

Er muß aber wenig ausrichten.

Denn der Herr giebt ihm, glaub' ich, gar keine Antwort.

Und wenn der Präfect heraus kommt, blickt er so finster wie — wie der König der Schatten.

Und seit sechs Tagen erhalte ich keinen Wein und keine Speisen für ihn als ein kleines Stück Brod.

Und die Luft da unten ist so moderdumpf wie im Grabe."

Rauthgundis seufzte tief.

„Und gestern, als der Präfect herauf kam, — er sah grimmiger als je darein — da fragte er mich —"

„Nun? sprich es aus, was es auch sei!"

„Ob die Foltergeräthe in Ordnung seien."

Rauthgundis erbleichte, aber sie schwieg.

„Der Neiding!" rief Wachis, „was hast du" —

„Sorget nicht, Eine Weile hat's noch gute Wege.

Clarissimus, antwortete ich," — und es ist die reine Wahrheit — „die Schrauben und die Zangen, die Gewichte und die Stacheln und der ganze saubere Apparat liegt in schönster Ordnung alles beisammen."

„Wo?" fragte er.

„Im tiefen Meer.

Ich selbst hab' ihn, schon auf König Theoderichs Befehl, hineingeworfen.

Denn wisset, Frau Rauthgundis: euer Herr hat einmal, da er noch einfacher Graf war, mich gerettet, da die Geräthe an mir selbst versucht werden sollten.

Da wurde auf sein Bitten das Foltern völlig abgethan: ich schulde ihm mein Leben und meine heilen Glieder.

Und darum wag' ich mit Freuden meinen Hals für ihn.

Und will auch, wenn's nicht anders geht, gern diese Stadt mit euch verlassen.

Aber lange dürfen wir nicht säumen.

Denn der Präfect bedarf nicht meiner Zangen und Schrauben, wenn er Einem das Mark aus dem Leibe quälen will.

Ich fürcht' ihn, wie den Teufel."

„Ich haß' ihn, wie die Lüge," sagte Rauthgundis grimmig.

„Darum müssen wir rasch sein, eh' er seine schwarzen Gedanken vollführen kann.

Denn er sinnt Arges gegen den guten König.

Ich weiß nicht, was er noch Weiter von dem armen Gefangnen will.

Also hört und merkt euch meinen Plan.

In der dritten Nacht, wann mein Paulus die Wache hat, wenn ich ihm den Nachttrunk bringe, schließe ich ihm die Ketten los, werfe ihm meinen Mantel über und führe ihn aus dem Kerker und dem Gang in den Hof.

Von da kömmt er ungehindert bis an das Thor des Palastes, wo ihn die Thorwache um die Losung frägt.

Diese werd' ich ihm sagen.

Ist er auf der Straße, dann rasch an den Thurm des Aëtius, wo ihn mein Paulus die Mauerlücke passiren läßt.

Draußen im Pinienwald, im Hain der Diana, wenige Schritte vor dem Thore, wartet Wachis auf ihn, der ihn auf Wallada hebt.

Begleiten aber darf ihn Niemand.

Auch du nicht, Rauthgundis.

Er flieht am sichersten allein."

„Was liegt an mir!

Frei soll er sein, nicht noch einmal an mich gebunden.

Du nennst meinen Namen gar nicht.

Ich hab' ihm nur Unglück gebracht.

Ich will ihn nur noch einmal sehen, von diesem Fenster aus, wenn er in die Freiheit tritt."

Der Präfect sonnte sich in diesen Tagen im Vollgefühle der Macht.

Er war Statthalter von Italien: in allen Städten wurden auf seine Anordnung die Befestigungen geflickt und verstärkt, die Bürger an die Waffen gewöhnt.

Die Vertreter von Byzanz vermochten ihm in keiner Weise Gegengewicht zu halten.

Ihre Heerführer hatten kein Glück, die Belagerungen von Tarvisium, Verona und Ticinum machten keine Fortschritte.

Und mit Vergnügen vernahm Cethegus, daß Hildebad, dessen Schar sich durch Zulauf unterweges auf etwa sechshundert erhöht, den Akacius, der ihn mit tausend Perser-Reitern eingeholt und angegriffen, blutig zurückgeschlagen hatte.

Eine starke Abtheilung von Byzantinern aber, die ihm von Mantua aus entgegen rückte, verlegte ihm alle Wege — er wollte nach Tarvisium zu Totila — und nöthigte ihn, sich in das noch von den Gothen unter Thorismuth besetzte Castell von Castra Nova zu werfen.

Hier hielten ihn die Byzantiner eingeschlossen, vermochten aber nicht den festen Bau zu nehmen und schon sah der Präfect die Stunde kommen, da ihn Akacius zu Hülfe rufen würde, den Gothen, der ihm dann nicht mehr entrinnen konnte, zu vernichten.

Es freute ihn, daß die Kriegsmacht von Byzanz seit Belisars Entfernung sich offen vor ganz Italien als unfähig erwies, den letzten Widerstand der Gothen zu brechen.

Und die Härte der byzantinischen Finanzverwaltung, welche Belisar überall, wo er einzog, mit sich führen mußte — er konnte die auf Befehl des Kaisers geübte Aussaugung nicht hindern — erweckte oder steigerte in den Städten und auf dem flachen Lande die Abneigung gegen die Oströmer.

Cethegus hütete sich wohl, wie Belisar gethan, den ärgsten Uebergriffen der Beamten Justinians zu wehren.

Er sah es mit Freude, daß in Neapolis, in Rom

wiederholt das Volk gegen die Bedrücker in offnem Aufruhr empor loderte.

Waren die Gothen vollends vernichtet, der Byzantiner Macht verächtlich, ihre Tyrannei verhaßt genug geworden, dann konnte Italien aufgerufen werden, frei zu sein und der Befreier, der Beherrscher hieß Cethegus.

Dabei verließ ihn nur die Eine Besorgniß nicht — denn er war fern von Unterschätzung seiner Feinde, — der Gothenkrieg, dessen letzte Funken noch nicht ausgetreten, könne nochmal aufflammen, geschürt durch die nationale Entrüstung über den geübten Verrath.

Schwer fiel dem Präfecten in's Gewicht, daß die tiefstgehaßten Führer der Gothen, daß Totila und Teja nicht mit im Netze zu Ravenna waren gefangen worden.

Um der Gefahr jener nationalen begeisterten Erhebung zuvor zu kommen, trachtete er so eifrig, dem gefangnen Gothenkönig die Erklärung zu entreißen, er habe sich und die Stadt zuletzt ohne Hoffnung und Bedingung unterworfen, und er fordre die Seinen auf, den aussichtslosen Widerstand aufzugeben.

Und auch das Castell, in welchem der Kriegsschatz Theoderichs geborgen lag, sollte ihm sein Gefangner angeben.

Auch in jener Zeit war ein solcher, schon um fremde Fürsten und Söldner zu gewinnen und anzuziehen, von höchster Bedeutung.

Verloren ihn die Gothen, so verloren sie die letzte

Hoffnung, ihre geschwächte Kraft durch fremde Waffen zu ergänzen.

Und viel lag dem Präfecten daran, jenen als unermeßlich reich von der Sage gepriesenen Hort nicht in die Hände der Byzantiner fallen zu lassen, deren Geldnoth und daher verursachte Tyrannei ein wichtiger Bundesgenosse seiner Pläne war: sondern ihn sich selbst zu sichern, — auch seine Mittel waren ja nicht unerschöpflich.

Aber all sein Bemühen schien an der Unerschütterlichkeit seines Gefangnen zu scheitern.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die Maßregeln zur Befreiung des Königs waren getroffen.

Rauthgundis war mit Wachis hinausgegangen, sich das Walddickicht genau einzuprägen, wo der treue Freigelassne mit dem treuen Roß Dietrichs von Bern ihrer warten sollte.

Und mit der Ruhe, welche die Vollendung aller Vorbereitungen starkem Sinn gewährt, war die Gothin nach der Wohnung des Kerkermeisters zurückgekehrt.

Aber sie erbleichte, als dieser ihr wie verzweifelt entgegenstürzte und sie über die Schwelle in das Gemach zog.

Dort warf er sich vor ihr nieder, schlug die Brust mit den Fäusten und raufte sein graues Haar.

Lange fand er keine Worte.

„Rede," gebot Rauthgundis und preßte die Hand auf das wild pochende Herz, „ist er todt?"

„Nein, aber die Flucht ist unmöglich!

Alles dahin! Alles verloren!

Vor einer Stunde kam der Präfect und stieg zu dem König hinab.

Wie gewöhnlich schloß ich ihm selbst die beiden Thüren, die Gangthür und die Kerkerpforte, auf — da —"

„Nun?"

„Da nahm er mir die beiden Schlüssel ab: er werde sie fortan selbst verwahren."

„Und du gabst sie ihm?" knirschte Rauthgundis.

„Wie konnt' ich sie weigern!

Ich wagte das Aeußerste.

Ich hielt sie zurück und fragte: „O Herr, vertraust du mir nicht mehr?"

Da warf er mir einen seiner Blicke zu, die Leib und Seele wie ein Messer trennen können.

„Von jetzt an — nicht mehr!" sprach er und riß mir die Schlüssel aus der Hand."

„Und du ließest es geschehen!

Doch freilich! Was ist dir Witichis?"

„O Herrin, du thust mir weh und unrecht!

Was hättest du an meiner Stelle thun können?

Nichts andres!"

„Erwürgt hätt' ich ihn mit diesen Händen!

Und nun?

Was soll jetzt geschehn?"

„Geschehn? Nichts!

Nichts kann geschehen."

„Er muß frei werden.

Hörst du, er muß!"

„Aber Herrin! Ich weiß ja nicht wie."

Rauthgundis ergriff ein Beil, das an dem Herde lehnte.

„Erbrechen wir die Thüren mit Gewalt."

Dromon wollte ihr die Axt entwinden.

„Unmöglich! Dicke Eisenplatten!"

„So rufe den Unhold.

Sage, Witichis verlange ihn zu sprechen.

Und vor der Gangthür erschlag ich ihn mit diesem Beil."

„Und dann?

Du rasest!

Laß mich hinaus.

Ich will Wachis abrufen von seiner nutzlosen Wacht."

„Nein, ich kann's nicht denken, daß es heut' nicht werden soll.

Vielleicht kömmt dieser Teufel von selbst wieder.

„Vielleicht" — sprach sie nachsinnend.

„Ha," schrie sie plötzlich, „gewiß, das ist's.

Er will ihn ermorden!

Er will sich allein zu dem Wehrlosen schleichen.

Aber weh' ihm, wenn er kommt!

Die Schwelle jener Gangthür will ich hüten wie ein Heiligthum, besser als meines Kindes Leben.

Und weh ihm, wenn er sie beschreitet."

Und sie drückte sich hart an die Halbthür des Gemaches Dromons und wog das schwere Beil.

Aber Rauthgundis irrte.

Nicht um seinen Gefangnen zu tödten, hatte der Präfect die Schlüssel an sich genommen.

Er war mit demselben in den linken, den Südbau des Palastes geschritten.

Spät am Nachmittag trat Cethegus — er kam

aus dem Kerker des Königs — in das Gemach Mataswinthens.

Die Ruhe des Todes und die Erregung des Fiebers wechselten in der seelisch Tieferkrankten so oft, so rasch, daß Aspa nur mit Thränen erfüllten Augen noch auf ihre Herrin sah.

„Zerstreue," sprach Cethegus, „schönste Tochter der Germanen, die Wolken, die auf deiner weißen Stirn lagern und höre mich ruhig an."

„Wie steht es mit dem König?

Du lässest mich ohne Nachricht.

Du versprachst, ihn frei zu geben nach der Entscheidung.

Ihn über die Alpen führen zu lassen.

Du hältst dein Wort nicht."

„Ich habe das versprochen — unter zwei Bedingungen.

Du kennst sie beide, und hast die Deine noch nicht erfüllt.

Morgen kommt der kaiserliche Neffe Germanus zurück von Ariminum, — dich nach Byzanz zu führen: — du giebst ihm Hoffnung, seine Braut zu werden.

Die Ehe mit Witichis war erzwungen und nichtig."

„Ich sagte dir schon: nein, niemals!"

„Das thut mir leid — um meinen Gefangnen.

Denn eher nicht sieht er das Licht der Sonne, bis du mit Germanus auf dem Wege nach Byzanz."

„Niemals."

„Reize mich nicht, Mataswintha!

Die Thorheit des Mädchens, das so theuren Preis

einst um einen Areskopf bezahlt, ist, denk' ich, überwunden.

Dasselbe Geschöpf hat den Ares der Gothen ja seinen Feinden verrathen.

Aber ehrst du noch wirklich den Mädchentraum, so rette den einst Geliebten."

Mataswintha schüttelte das Haupt.

„Ich habe dich bisher als eine Freie, als Königin behandelt.

Erinnere mich nicht, daß du so gut wie er in meiner Gewalt.

Du wirst dieses edlen Prinzen Gemahlin — bald seine Wittwe — und Justinian, Byzanz, die Welt liegt dir zu Füßen.

Tochter Amalaswinthens — solltest du nicht die Herrschaft lieben?"

„Ich liebe nur —! Niemals!"

„So muß ich dich zwingen!"

Sie lachte: „Du? mich? zwingen?"

„Ja, ich dich zwingen.

(Sie liebt ihn noch immer, den sie zu Grunde gerichtet!)

Die zweite Bedingung nämlich ist: daß der Gefangne diesen leer gelassnen Namen ausfüllt — es ist der Name des Schatz-Schlosses der Gothen — und diese Erklärung unterschreibt.

Er weigert sich mit einem Trotz, der anfängt, mich zu erbittern.

Siebenmal war ich bei ihm — ich, der Sieger — er hatte noch kein Wort für mich.

Nur das erste Mal, da erhielt ich einen Blick — für den er allein den stolzen Kopf verlieren mußte."

„Nie giebt er nach."

„Das fragt sich doch.

Auch Felsen zermürbt beharrlicher Tropfenfall.

Aber ich kann nicht lange mehr warten.

Heute früh kam Nachricht, daß der tolle Hildebad in wüthigem Ausfall Bessas so geschlagen, daß er kaum die Einschließung noch aufrecht hält.

Ueberall flackern gothische Erhebungen empor.

Ich muß fort und ein Ende machen und diese Funken auslöschen mit dem Wasser der Enttäuschung, besser als mit Blut.

Dazu muß ich des gefangnen Königs Erklärung und Schatz-Geheimniß haben.

Ich sage dir also: wenn du bis Morgen Mittag nicht des Prinzen Begleiterin nach Byzanz und mir vorher nicht die Unterschrift des Gefangnen verschaffst, die Echtheit von dir selbst bezeugt, so werd' ich den Gefangnen — — ich schwöre es dir beim Styx, — werd' ich den Gefangnen —"

Entsetzt von seinem furchtbar drohenden Ausdruck fuhr Mataswintha von ihrem Sitz empor und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Du wirst ihn doch nicht tödten?"

„Ja, das werd' ich.

Ich werd' ihn erst foltern.

Dann blenden.

Und dann tödten."

„Nein, nein!" schrie Mataswintha auf.

„Ja, ich hab's beschlossen.

Die Henker stehen bereit.

Und du wirst ihm das sagen: dir, dieser händeringenden Verzweiflung wird er glauben, daß es Ernst.

Du vielleicht rührst ihn: mein Anblick härtet seinen Trotz.

Er wähnt vielleicht noch, in Belisars, des Weichherzigen, Hand zu sein.

Du wirst ihm sagen, in wessen Gewalt er ist.

Hier die beiden Pergamente.

Hier die Schlüssel — du sollst deine Stunde frei wählen — zu seinem Kerker."

Ein Strahl freudiger Hoffnung blitzte aus Mataswinthens Seele durch ihr Auge.

Cethegus bemerkte es wohl.

Aber ruhig lächelnd schritt er hinaus.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Bald, nachdem der Präfect die Königin verlassen, war es dunkel geworden über Ravenna.

Der Himmel war dicht mit zerrißnem Gewölk bedeckt, welches heftiger Wind an dem Neumond vorüber jagte, so daß kurzes, ungewisses Licht mit desto tieferem Dunkel wechselte.

Dromon hatte seinen Abendrundgang in den Cellen der übrigen Gefangnen vollendet und kam müde und traurig in sein Vorgemach zurück.

Er fand kein Licht brennend.

Mit Mühe nur nahm er Rauthgundis wahr, welche noch immer reglos an der Halbthür lehnte, das Beil in der Hand, den Blick auf die Gangthür geheftet.

„Laß mich Licht schlagen, Frau, den Kienspan im Herd-Eisen entzünden: und theile das Nachtmahl mit mir. Komm, du harrest hier umsonst.“

„Nein, kein Licht, kein Feuer in dem Gemach! Ich sehe so besser, was draußen im Hofe, im Mondlicht naht.“

„Nun so komm wenigstens hierherein und ruhe auf dem Dreifuß. Hier ist Brod und Fleisch."

„Soll ich essen, während er Hunger leidet?"

„Du wirst erliegen!

Was denkst, was sinnst du den ganzen Abend?"

„Was ich denke?" wiederholte Rauthgundis, immer hinausblickend:

„Ihn!

Und wie wir so oft gesessen in dem Säulengang vor unsrem schönen Hause, wenn der Brunnen plätscherte in dem Garten und die Cicaden zirpten auf den Bäumen.

Und die kühle Nachtluft strich frei um sein liebes Haupt.

Und ich schmiegte mich an seine Schulter.

Und wir sprachen nicht.

Und oben gingen die Sterne mit Schweigen.

Und wir lauschten den vollen, tiefen Athemzügen des Kindes, das eingeschlafen war auf meinem Schos, die Händchen, wie weiche Fesseln, um den Arm des Vaters geschlungen.

Jetzt trägt sein Arm andre Fesseln.

Eisenfesseln trägt er, — die schmerzen — —"

Und sie drückte die Stirn an das Eisengitter, fest und fester, bis sie selbst Schmerz empfand.

„Herrin, was quälst du dich?

Es ist doch nicht zu ändern!"

„Ich will es aber ändern!

Ich muß ihn retten und —

Ha, Dromon, hieher!

Was ist das?" flüsterte sie und wies in den Hof.

Der Alte sprang geräuschlos an ihre Seite.

In dem Hofe stand eine hohe, weiße Gestalt, die lautlos an der Mauer dahin glitt.

Rasch nur, aber scharf, fiel das Mondlicht darauf.

„Es ist eine Lemure!

Ein Schatte der hier Ermordeten," sprach der Alte bebend.

„Gott und die Heiligen schützet mich!"

Und er bekreuzte sich und verhüllte das Haupt.

„Nein," sprach Rauthgundis, „die Todten kommen nicht wieder vom Jenseits.

Jetzt ist's verschwunden —

Dunkel ringsum —

Ha, da bricht der Mond durch — da ist es wieder!

Es schwebt voran gegen die Gangthür.

Was schimmert da roth im weißen Licht?

Ha, das ist die Königin — ihr rothes Haar!

Sie hält an der Gangthür.

Sie schließt auf!

Sie will ihn im Schlaf ermorden!"

„Weiß Gott, es ist die Königin!

Aber ihn ermorden!

Wie könnte sie!"

„Sie könnte es!

Aber sie soll es nicht, so wahr Rauthgundis lebt.

Ihr nach!

Ein Wunder thut uns seinen Kerker auf!

Aber leise!

Leise!"

Und sie trat aus der Halbthür in den Hof, das Beil in der Rechten, vorsichtig den Schatten der Mauer suchend, langsam, auf den Zehen schleichend.

Dromon folgte ihr auf dem Fuße.

Inzwischen hatte Mathaswintha die Gangthür aufgeschlossen und ihren Weg erst viele Stufen hinab, dann durch den schmalen Gang, mit den Händen tastend, zurückgelegt.

Nun erreichte sie die Pforte des Kerkers.

Leise erschloß sie auch diese.

Durch einen ausgehobnen Ziegelstein hoch oben im Thurm fiel ein schmaler Streif des Mondlichts in das enge Quadrat.

Es zeigte ihr den Gefangnen.

Er saß, den Rücken gegen die Thüre gewandt, das Haupt auf die Hände gestützt, reglos auf einem Steinblock.

Zitternd lehnte sich Mataswintha an die Pfosten der Pforte.

Eiskalte Luft schlug ihr entgegen.

Sie fror.

Sie fand keine Worte: vor Grauen.

Da spürte Witichis an dem Windzug, daß die Pforte geöffnet worden.

Er hob das Haupt.

Aber er sah nicht um.

„Witichis — König Witichis" — stammelte endlich Mataswintha — „ich bin's. Hörst du mich?"

Aber der Gefragte rührte sich nicht.

„Ich komme, dich zu retten — fliehe! Freiheit!"

Aber der Gefangne senkte wieder das Haupt.

„Oh sprich! — oh sieh nur auf mich!" —

Und sie trat ein.

Gerne hätte sie seinen Arm berührt, seine Hand gefaßt.

Sie wagte es noch nicht.

„Er will dich tödten — quälen.

Er wird es thun, — wenn du nicht fliehst."

Und nun gab ihr Verzweiflung den Muth, näher zu treten.

„Du sollst aber fliehn!

Du sollst nicht sterben!

Du sollst gerettet sein — durch mich!

Ich flehe dich an — fliehe!

Du hörst mich nicht!

Die Zeit drängt!

Einst sollst du Alles wissen!

Nur jetzt flieh in Freiheit und Leben.

Ich habe die Schlüssel der Kerkerpforte und der Gangthür! flieh!"

Und nun faßte sie seinen Arm, wollte ihn emporreißen.

Da klirrten seine Ketten an den Armen, an den Füßen. —

Er war an den Steinblock festgeschlossen. —

„Oh, was ist das?“ rief sie und fiel in die Kniee.

„Stein und Eisen,“ sagte er tonlos.

„Laß mich.

Ich gehöre dem Tode.

Und hielten mich auch diese Bande nicht — ich folgte dir doch nicht!

Zurück in die Welt?

Die Welt ist eine große Lüge.

Alles ist Lüge.“

„Du hast Recht! sterben ist besser.

Laß mich sterben mit dir.

Und verzeih mir.

Denn auch ich habe dir gelogen.“

„Es mag wohl sein.

Es wundert mich nicht.“

„Aber du mußt mir noch vergeben, ehe wir sterben.

Ich habe dich gehaßt — ich habe gejubelt über deinen Niedergang — ich habe — oh, es ist so schwer zu sagen!

Ich habe die Kraft nicht, es zu gestehn.

Und doch muß ich deine Verzeihung haben — und müßt' ich sie mir erstehlen.

Vergieb mir — reiche mir die Hand zum Zeichen, daß du mir verzeihst.“

Aber Witichis war in sein Brüten zurück gesunken.

„Oh, ich flehe dich an — verzeihe mir, was immer ich dir mag gethan haben.“

„Geh — warum soll ich dir nicht verzeihn?

Du bist wie Alle! nicht besser, nicht schlimmer!“

„Nein, ich bin böser als Alle.

Und doch besser.

Wenigstens elender.

Wisse denn: ich habe dich gehaßt, ja, aber nur, weil du mich von dir gestoßen!

Du ließest mich nicht dein Leben theilen, — verzeihe mir. —

Gott, ich will ja nur mit dir sterben dürfen. —

Reich mir einmal noch die Hand, zum Zeichen, daß du mir verzeihst."

Und sie streckte knieend, flehend, beide Hände zu ihm empor.

Der König erhob das Haupt.

Der Grundzug seines Wesens, die tiefe Herzensgüte, regte sich in ihm und übertönte den eignen dumpfen Schmerz.

„Mataswintha," sagte er, und erhob die kettenklirrende Hand, „geh', es erbarmt mich dein."

Laß mich allein sterben.

Was immer du an mir gethan — geh hin — ich habe dir verziehn."

„Oh Witichis!" hauchte Mataswintha und wollte seine Hand ergreifen.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Aber heftig fühlte sie sich hinweg gerissen.

„Nachtbrennerin, nie soll er dir vergeben!

Komm Witichis, mein Witichis.

Folge mir! du bist frei."

Der König sprang auf, von dieser Stimme wie aus Betäubung geweckt.

„Rauthgundis!

Mein Weib! ja du logst nie!

Du bist getreu.

Ich hab' dich wieder."

Und tief aufathmend, jauchzend aus voller Brust, breitete er die Arme aus.

Sein Weib flog an seine Brust und sie weinten beide süße Thränen der Liebe und der Freude.

Mataswintha aber, die sich erhoben hatte, wankte gegen die Mauer.

Sie strich sich langsam die rothen, losgegangnen Haare aus der Stirn und blickte auf das Paar, das der Mondstrahl, der durch die Thurmluke fiel, hell beleuchtete.

„Wie er sie liebt!

Ihr, ja ihr würd' er folgen in Freiheit und Leben.

Aber er muß ja bleiben!

Und sterben — mit mir.“ —

„Säumt nicht länger!“ mahnte von der Kerkerthüre her die Stimme Dromons.

„Ja, rasch fort, mein Leben!“ rief Rauthgundis.

Sie zog einen kleinen Schlüssel aus dem Busen und tastete an den Ketten, des Schlosses kleine Oeffnung suchend.

„Wie? soll ich wirklich nochmal hinaus?“ fragte der Gefangne, halb in seine Betäubung zurück sinkend.

„Ja, hinaus in Luft und Freiheit,“ rief Rauthgundis und warf die losgeschlossnen Armfesseln zur Erde.

„Hier Witichis, eine Waffe! Ein Beil!

Nimm!“

Begierig ergriff der gothische Mann die Axt und holte kräftig damit aus: „Ah! die Waffe thut dem Arm, der Seele wohl!“

„Das wußte ich, mein tapfrer Witichis!“ rief Rauthgundis, kniete nieder und schloß die Kette auf, die seinen linken Fuß an den Steinblock gefesselt hielt.

„Nun schreite aus!

Denn du bist frei.“

Witichis that, das Beil in der Rechten hebend, hoch sich reckend, einen Schritt gegen die Thüre.

„Und sie darf seine Ketten lösen!“ flüsterte Mataswintha.

„Ja, frei!“ sprach Witichis, hoch aufathmend.

„Ich will frei sein und mit dir gehen."

„Mit ihr will er gehen!" rief Mataswintha und warf sich den Gatten in den Weg.

„Witichis — leb wohl — geh! —
Nur sage mir nochmal — daß du mir vergiebst."

„Dir vergeben?" rief Rauthgundis.
Nie! Niemals!
Sie hat unser Reich zerstört.
Sie hat dich verrathen.

Nicht der Blitz des Himmels — ihre Hand hat deine Speicher verbrannt!"

„O so sei verflucht!" rief Witichis.
„Hinweg von dieser Schlange der Hölle!"

Und sie von der Pforte hinweg schleudernd, schritt er über die Schwelle, gefolgt von Rauthgundis.

„Witichis!" rief Mataswintha sich aufraffend.
„Halt! Halt an!
Höre mich nur noch einmal!
Witichis!"

„Schweig!" sprach Dromon, ihren Arm ergreifend.
„Du wirst ihn verderben."

Aber Mataswintha, ihrer nicht mehr mächtig, riß sich los und folgte, die Stufen hinauf in den Gang.

„Halt!" rief sie, „Witichis!
Du darfst nicht so hinweg.
Du mußt mir verzeihn."

Da brach sie ohnmächtig zu Boden.
Dromon eilte an ihr vorbei, den Fliehenden nach.

Aber schon hatte das gellende Rufen den Mann des leisesten Schlafes geweckt.

Cethegus trat, das Schwert in der Hand, nur halb gegürtet, aus seinem Schlafgemach auf den Gang, dessen offne Logen in den viereckigen Palasthof blickten.

„Wachen," rief er, „unter die Speere!"

Auch Soldaten waren aufmerksam geworden.

Kaum hatten Witichis, Rauthgundis und Dromon den Gang und die Gangthüre durchschritten und, grade dieser gegenüber, die Gemächer Dromons erreicht, als sechs isaurische Söldner laut lärmend in den Gang hinein stürmten.

Rasch sprang Rauthgundis aus der Halbthür, sprang auf die schwere eiserne Gangthüre zu, warf sie klirrend ins Schloß, drehte den Schlüssel um, und zog ihn heraus.

„Die sind geborgen und unschädlich!" flüsterte sie.

Schnell eilten nun die beiden Gatten von dem Gemache Dromons dem großen Ausgang zu, der aus dem Schloßhof auf die Straße führte.

Mit gefälltem Speer trat hier der letzte Mann der Wache, der hier zurückgeblieben, ihnen entgegen.

„Gebt die Losung," frug er. „Rom und —

„Rache!" sprach Witichis und schlug ihn mit dem Beile nieder.

Laut schreiend fiel der Söldner, und warf noch den Speer den Flüchtigen nach: er durchbohrte den letzten der Drei — Dromon.

Ueber die Marmorstufen des Palastes auf die Straße

hinab springend, hörten die Gatten noch die eingesperrten Soldaten donnernd gegen die feste Eisenthüre schlagen, auch einen lauten Befehlruf hörten sie noch:

„Syphax! mein Pferd!"

Dann nahm sie Nacht und Dunkel auf.

Wenige Minuten darauf schimmerte der Palasthof von Fackeln: und Reiter flogen nach allen Thoren der Stadt.

„Sechs Tausend Solidi wer ihn lebend, drei Tausend wer ihn erschlagen bringt!" rief Cethegus, — sich in den Sattel seines schwarzen Hengstes schwingend.

„Nun auf, ihr Söhne des Windes, Ellack und Mundzuch, Hunnen und Massageten.

Jetzt reitet, wenn ihr je geritten!"

„Aber wohin, Herr?" frug Syphax, an seines Herrn Seite aus dem Palastthor sprengend.

„Das ist schwer rathen.

Aber alle Thore sind geschlossen und besetzt.

Sie können nur etwa zu den Mauerbreschen hinaus."

„Zwei große Mauerbreschen sind's."

„Sieh dort den Jupiter, der eben aus der Wolke tritt im Ost.

Er winkt mir.

Ist nicht dort —?"

„Der Mauersturz am Thurme des Aëtius."

„Gut! dort hinaus!

Ich folge meinem Stern!" — — —

Glücklich hatten inzwischen die Gatten, hindurch gelassen von Paulus, dem Sohn des Dromon, die nur halb ausgefüllte Mauerlücke durcheilt und in dem nahen Pinien-Hain der Diana Wachis, den Getreuen, und zwei Pferde gefunden.

Wallada nahm die Gatten auf den Rücken —

Der Freigelassne ritt rasch voran, dem Ufer des hier sehr breiten Flusses zu.

Witichis hielt Rauthgundis vor sich, hinter dem Hals des Rosses.

„Mein Weib! mit dir hatte ich Alles verloren!

Leben und Lebensmuth.

Aber nun will ich's noch einmal wagen um das Reich.

O wie konnte ich dich von mir lassen, du Seele meiner Seele."

„Dein Arm ist wund vom Druck der Kette!

So! leg ihn hier auf meinen Nacken, o du mein Alles."

„Vorwärts, Wallada! Rasch! es gilt das Leben."

Da bogen sie aus dem Dickicht des Hains in's Freie.

Das Ufer des Flusses war erreicht.

Wachis trieb sein bäumendes Pferd in die dunkle Fluth.

Das Thier scheute und widerstrebte.

Der Freigelassne sprang ab.

„Er geht sehr tief, sehr reißend.

Es ist Hochwasser seit drei Tagen.

Die Furth ist nicht zu brauchen.

Die Gäule müssen schwimmen und stark rechts abwärts wird's uns reißen.

Und es sind Felsen im Fluß.

Und das Mondlicht wechselt so oft und täuscht."

Und rathlos prüfte er am Ufer hin und her.

„Horch, was war das?" fragte Rauthgundis.

„Das war nicht der Wind in den Steineichen."

„Pferde sind's," sagte Witichis.

„Sie nahen in Eile.

Ja, wir sind verfolgt.

Waffen klirren.

Da — Fackeln.

Jetzt hinein in den Strom auf Leben und Sterben.

Aber leise!"

Und er führte sein Pferd am Zügel in die Fluth.

„Kein Bodengrund mehr.

Die Gäule müssen schwimmen.

Halte dich fest an der Mähne, Rauthgundis.

Vorwärts, Wallada!"

Schnaubend, zitternd, blickte das Thier in die schwarze Fluth. — Die Mähne flog wirr kopfüber — die Vorderfüße vorgestreckt, den Hinterbug zurückgehemmt.

„Vorwärts, Wallada!"

Und leise rief Witichis dem treuen Roß in's Ohr: „Dietrich von Bern!"

Da setzte das edle Thier in stolzem Sprung willfährig in die Fluth.

Schon jagten die verfolgenden Reiter aus dem Wald,

voran Cethegus, ihm zur Seite Syphax, eine Fackel hebend.

„Hier, im Ufersand, verschwindet die Spur, o Herr."

„Sie sind im Wasser!

Vorwärts, ihr Hunnen!"

Aber die Reiter zogen die Zügel an und rührten sich nicht.

„Nun, Ellak? was zögert ihr?

Sofort in die Fluth!"

„Herr, das können wir nicht.

Ehe wir zur Nachtzeit in fließend Wasser reiten, müssen wir Phug, den Wassergeist, um Verzeihung bitten.

Wir müssen erst zu ihm beten."

„Betet nachher, wenn ihr drüben seid, so lang ihr wollt, nun aber —"

Da fuhr ein stärkerer Windstoß über den Fluß und verlöschte alle Fackeln. —

Hoch auf rauschte die Fluth.

„Du siehst, o Herr, Phug zürnt."

„Still! saht ihr nichts?

Da unten, links?"

Der Mond war aus dem jagenden Gewölk getaucht. —

Er zeigte Rauthgundis helles Untergewand — den braunen Mantel hatte sie verloren.

„Zielt rasch, dorthin."

„Nein, Herr! Erst ausbeten." —

Da war es wieder dunkel am Himmel. —

Mit einem Fluch riß dem Hunnen-Häuptling Cethegus Bogen und Köcher von der Schulter.

„Nun rasch vorwärts!“ rief leise Wachis, der schon fast das rechte Ufer gewonnen hatte, zurück — „ehe der Mond aus jener schmalen Wolke tritt.“

„Halt, Wallada!“ rief Witichis, abspringend, die Last zu erleichtern, und sich an der Mähne haltend.

„Da ist ein Fels!

Stoße dich nicht, Rauthgundis.“ —

Roß, Mann und Weib stockten einen Augenblick an dem ragenden Stein, wo in gurgelndem, tiefem Wirbel das Wasser reißend zog.

Da ward der Mond ganz frei.

Hell beleuchtete er die Fläche des Stroms und die Gruppe am Felsen.

„Sie sind es!“ rief Cethegus, der schon den gespannten Langbogen bereit hielt, zielte und schoß.

Schwirrend flog der lange, schwarz gefiederte Pfeil von der Sehne.

„Rauthgundis!“ rief Witichis entsetzt. —

Denn sie zuckte zusammen und sank nach vorwärts auf die Mähne des Rosses: aber sie klagte nicht. —

„Bist du getroffen?“

„Ich glaube.

Laß mich hier.

Und rette dich.“

„Niemals! Laß dich stützen.“

„Um Gott, Herr, duckt euch! taucht! sie zielen!“

Die Hunnen hatten jetzt ausgebetet.

Sie ritten bis hart an den Strom, bis in sein Uferwasser, bogenspannend und zielend.

„Laß mich, Witichis! Flieh, ich sterbe hier."

„Nein, ich lasse dich nie mehr!"

Er wollte sie aus dem Sattel heben und sie auf dem Stein bergen.

In hellem Mondlicht stand die Gruppe.

„Gieb dich gefangen, Witichis!" rief Cethegus, sein Roß bis an den Bug in das Wasser spornend.

„Fluch über dich, du Lügner und Neiding."

Da schwirrten zwölf Pfeile auf einmal.

Hoch auf sprang das Roß Theoderichs und versank für immer in die Tiefe.

Aber auch Witichis war auf den Tod getroffen.

„Bei dir!" — hauchte noch Rauthgundis.

Fest mit beiden Armen umfing sie Witichis. — —

„Mit dir!"

Umschlungen verschwanden sie im Fluß.

Jammernd rief drüben Wachis im Schilf des Ufers noch dreimal ihren Namen.

Er erhielt keine Antwort.

Da jagte er davon in die Nacht.

„Schafft die Leichen an's Land!" befahl Cethegus düster, sein Roß wendend.

Und die Hunnen ritten und schwammen bis an den Stein und suchten.

Aber sie suchten vergebens.

Der rasche Strom hatte sie mit fort gerissen und

die wieder vereinten Gatten mit sich hinaus getragen in's tiefe, freie Meer.

Am gleichen Tage war Prinz Germanus von Ariminum in den Hafen von Ravenna zurückgekehrt, bereit, demnächst Mataswintha nach Byzanz zu führen.

Diese war aus ihrer Betäubung erst durch die Hammerschläge der Werkleute geweckt worden, welche das Mauerwerk neben der Gangthür durchbrachen, die eingesperrten Söldner zu befreien.

Man fand die Fürstin auf den Kerkerstufen zusammengebrochen.

Sie ward in vollem Fieber in ihre Gemächer hinauf getragen, wo sie auf den Purpurpolstern ohne Laut und Regung, aber mit starr geöffneten Augen lag.

Gegen Mittag ließ sich Cethegus melden.

Sein Blick war finster und drohend, sein Antlitz von eisiger Kälte.

Er trat dicht an ihr Lager.

Mataswintha sah ihm in's Auge.

„Er ist todt!" sagte sie dann ruhig.

„Er wollte es nicht anders.

Er — und du.

Dir Vorwürfe machen ist zwecklos.

Aber du siehst, was das Ende wird, wenn du mir entgegen handelst.

Das Geschrei von seinem Untergang wird unfehlbar die Barbaren in neue Wuth treiben.

Schwere Arbeit hast du mir geschaffen.

Denn nur du hast ihm Flucht und Tod bereitet.

Das Mindeste, was du zur Sühne thun kannst, ist: meinen zweiten Wunsch erfüllen.

Prinz Germanus ist gelandet, dich abzuholen.

Du wirst ihm folgen."

„Wo ist die Leiche?"

„Nicht gefunden.

Der Strom hat ihn davon getragen.

Ihn und — das Weib."

Mathaswinthens Lippe zuckte. „Noch im Tode!

Sie starb mit ihm?"

„Laß diese Todten!

In zwei Stunden werde ich mit dem Prinzen wiederkommen.

Wirst du bis dahin bereit sein, ihn zu begrüßen?"

„Ich werde bereit sein."

„Gut. Wir wollen pünktlich sein."

„Auch ich.

Aspa, rufe alle Sklavinnen herbei.

Sie sollen mich schmücken: Diadem, Purpur, Seide."

„Sie hat den Verstand verloren," sagte Cethegus im Hinausgehen.

„Aber die Weiber sind zäh.

Sie wird ihn wiederfinden.

Sie können fort leben mit aus der Brust gerissnem Herzen."

Und er ging, den ungeduldigen Prinzen zu vertrösten.

Vor Ablauf der bedungnen Zeit kam eine Sklavin, beide Männer zur Königin zu entbieten.

Germanus eilte mit raschem Fuße über die Schwelle ihres Gemaches.

Aber gefesselt von Staunen blieb er stehen.

So schön, so prachtvoll hatte er die Gothenfürstin nie gesehen.

Sie hatte das hohe, goldne Diadem auf das leuchtende Haar gesetzt, welches, gelöst in zwei dichten Wellen auf ihre Schultern, und von den Schultern bis über den Rücken floß.

Das Unterkleid, von schwerster weißer Seide mit goldnen Blumen durchwirkt, war nur unterhalb der Kniee sichtbar.

Denn Brust und Schos bedeckte der weite Purpurmantel.

Ihr Antlitz war marmorweiß, ihr Auge loderte in geisterhaftem Glanz.

„Prinz Germanus," rief sie dem Eintretenden entgegen, „du hast mir von Liebe geredet?

Aber weißt du, was du geredet?

Lieben ist sterben."

Germanus sah fragend auf Cethegus.

Dieser trat vor.

Er wollte sprechen.

Aber Mataswintha hob mit heller Stimme wieder an:

„Prinz Germanus, sie rühmen dich den Feinstgebildeten an einem weisen Hof, wo man sich übt in spitzer Räthsel Rathung.

Auch ich will dir eine Räthselfrage stellen: — sieh zu, ob du sie lösest.

Laß dir nur helfen dabei von dem klugen Präfecten, der sich so ganz auf Menschengemüther versteht.

Was ist das?

Weib und doch Mädchen?

Wittwe und doch nie Weib?

Vermagst es nicht zu deuten?

Hast Recht.

Der Tod nur löst alle Räthsel."

Rasch zur Seite warf sie den Purpurmantel.

Ein breites, starkes Schwert blitzte.

Mit beiden Händen stieß sie sich's tief in die Brust.

Aufschreiend sprangen Germanus von vorne, Aspa von rückwärts hinzu.

Schweigend fing Cethegus die Sinkende auf.

Sie starb, sowie er das Schwert aus der Wunde zog.

Er kannte das Schwert.

Er hatte selbst ihr es einst gesendet.

Es war das Schwert des Königs Witichis.

Sechstes Buch.

T o t i l a.

„Heil, daß uns dieser Sonnen-Jüngling lebt“
Markgraf Rüdeger von Bechelaren
I. Aufzug, 1. Scene.

Erste Abtheilung.

Erstes Capitel.

Wenige Tage nach dem Tode Mataswinthens und der Abreise des tieferschütterten Prinzen kam eine Botschaft aus Castra nova, welche den Aufbruch byzantinischer Truppen von Ravenna nothwendig machte.

Hildebad war durch flüchtige Gothen, welche sich durch die Linien der Belagerer geschlichen, von der verrätherischen Gefangennehmung des Königs unterrichtet worden.

Da ließ er durch Gefangne, die er frei gab, Belisar und Cethegus, jeden einzeln oder beide zusammen, wie sie wollten, zum Zweikampf laden, „wenn sie eine Ader von Muth, einen Tropfen von Ehre im Leibe trügen".

„Er glaubt Belisar noch im Lande und scheint ihn nicht eben zu fürchten," sagte Bessas.

„Hier läge ein Mittel," erwiderte Cethegus lauernd, „den ungestümen Raufbold zu verderben.

Aber freilich, Muth gehört dazu.

Muth, wie ihn Belisar gehabt."

„Du weißt, ich weiche ihm auch darin nicht."

„Gut," sprach Cethegus, „folge mir in mein Gemach. Ich will dir Rath und Mittel zeigen, den Riesen zu vernichten.

Du sollst vollbringen, was Belisar mißlang."

Zu sich selber aber sprach er: „Bessas ist zwar ein löblich schlechter Feldherr: aber Demetrius kein bessrer, und leichter zu leiten.

Und Bessas schuld' ich noch Vergeltung für das tiburtinische Thor zu Rom."

Nicht ohne Grund hatte der Präfect gefürchtet, der schon fast erloschne Widerstand der Gothen werde sich neu beleben bei der Kunde von der hinterlistigen Vernichtung des Königs.

Mit jedem Mittel hatte er daher jene Erklärung von Witichis erzwingen wollen, welche jede Begeisterung der Rache erstickt haben würde.

Noch war an den alten Hildebrand zu Verona, an Totila nach Tarvisium und an Teja zu Ticinum keine genauere Nachricht gelangt.

Nur die Kunde, daß Ravenna gefallen, der König gefangen sei, hatte sie erreicht.

Dunkel verlautete dabei von Verrath.

Und der Schmerz und Zorn der Freunde ließen es

sich nicht nehmen: mit rechten Dingen könne nicht die feste Stadt, der wackre König, erlegen sein.

Statt sie zu entmuthigen, verstärkte das Unheil die Kraft ihres Widerstands.

In wiederholten glücklichen Ausfällen schwächten sie die Belagerer.

Und diese sahen sich schon fast genöthigt, die Einschließung aufzugeben.

Denn die Anzeichen einer höchst bedeutsamen Veränderung der Verhältnisse in ganz Italien strömten von allen Seiten auf sie ein.

Diese Veränderung war ein sich rasch vollziehender Umschwung in Stimmung und Gesinnung der römischen Bevölkerung, wenigstens des gesammten Mittelstandes: der Kaufleute und Handwerker in den Städten, der Bauern und Colonen auf dem flachen Lande.

Die Italier hatten überall die Byzantiner jubelnd als Befreier begrüßt.

Aber nach kürzester Zeit legte sich dieser Jubel.

Im Gefolge Belisars zogen ganze Scharen von Finanzbeamten aus Byzanz, von Justinian gesendet, sofort die Früchte des Kampfes zu erndten, und die immer leeren Kassen des Ostreichs mit den Reichthümern Italiens zu füllen.

Mitten in den Leiden des Krieges begannen und betrieben diese Eifrigen ihr Werk.

Sowie Belisar eine Stadt besetzt hatte, so berief der mit eingerückte Logothetes (Kassenrechnungsführer) alle freien Bürger in die Curie oder auf das Forum, ließ

die Bürger sich selbst nach dem Vermögen in sechs Classen theilen und forderte nun je die ärmere Classe auf, die nächst höhere nach ihren Vermögen zu schätzen.

Auf Grund dieser Schätzung legten dann die kaiserlichen Beamten jeder Classe eine möglichst hoch gegriffne Steuer auf.

Und da sie, schon durch die Vorenthaltung, Verkürzung, Verzögerung bei dem niemals pünktlich bezahlten Gehalte fast darauf angewiesen, stets neben den Cassen des Kaisers die eigne Tasche zu füllen bedacht waren, wurde der Druck unerträglich.

Die Logotheten waren nicht zufrieden mit den hohen Steuersätzen, welche der Kaiser für drei Jahre vorausbezahlt verlangte, mit der besondren, jeder befreiten Stadt Italiens auferlegten „Freiheits-, Dank- und Freuden-Schatzung": — neben den starken Contributionen und Requisitionen, welche Belisar und seine Heerführer zur Verpflegung des Heeres ausschreiben mußten — denn von Byzanz kam weder Geld noch Vorrath — verlegten sich jene Finanzkünstler darauf, mit besonderen Mitteln den reicheren Bürgern noch besondere Zahlungen abzunöthigen.

Sie stellten überall Revisionen der Steuerlisten an, entdeckten Rückstände aus der Zeit der Gothen-Könige oder gar noch aus den Tagen Odovakars und ließen den Bürgern nur die Wahl zwischen ungeheuren Abfindungssummen oder ungeheuren Processen mit dem Fiscus Justinians, der fast noch nie einen Proceß verloren.

Waren aber die Steuerlisten unvollständig oder zerstört — was häufig genug in diesen Jahren der Kämpfe

geschehen — so reconstruirten die Rechnungsführer sie nach eigner Willkür.

Kurz, alle Finanzkünste, welche die Provinzen des Ostreichs zu Grunde richteten, wurden seit Belisars Landung in ganz Italien geübt, soweit die kaiserlichen Waffen reichten.

Ohne Rücksicht auf die Noth des Krieges spannten die Steuer-Executoren dem Bauer das pflügende Rind aus dem Pflug, nahmen dem Handwerker das Geräth aus der Werkstatt, dem Kaufmann die Waren aus der Halle.

In manchen Städten erhob sich das Volk, die Steuerlisten verbrennend, in hellem Aufruhr gegen seine Peiniger, die freilich alsbald in größeren Scharen mit strengerer Härte widerkehrten.

Mit afrikanischen Bluthunden jagten die mauretanischen Reiter Justinian's die verzweifelnden Bauern aus ihren Waldverstecken, wohin sie sich geflüchtet, den Steuererhebern zu entrinnen.

Cethegus aber, der allein in der Stellung gewesen wäre, Abhülfe zu versuchen, sah dem Allen zu mit berechnender Ruhe.

Ihm war es erwünscht, daß Italien schon vor Beendung des Krieges die Tyrannei von Byzanz fühlbar kennen lernte.

Desto leichter würde er es mit fortreißen können, sich zu erheben mit eigner Kraft und nach den Gothen auch die Byzantiner abzuschütteln.

Mit Achselzucken hörte er die Klagen der Städte-

deputationen an, die seine Vermittlung anriefen und gab die lakonische Antwort:

„Das ist byzantinisch Regiment — ihr müßt euch dran gewöhnen."

„Nein," hatten die Abgeordneten von Rom gerufen, „das Unerträgliche gewöhnt man nicht.

Und der Kaiser könnte ein Unerhörtes erleben, das er sich nicht träumen läßt."

Dies Unerhörte konnte sich Cethegus nur als die Erhebung Italiens zur Selbständigkeit denken: er kannte kein Drittes.

Aber er irrte.

So klein er von seiner Zeit und seinen Landsleuten dachte, — er hatte geglaubt, sie durch ein Beispiel gehoben zu haben.

Jedoch den Gedanken: „Freiheit und Erneuerung Italiens", seinem Geist so geläufig, ja so nothwendig wie der Brust das Athmen — dies Geschlecht vermochte ihn nicht mehr zu fassen.

Nur zwischen verschiednen Herren schwanken und wählen konnten sie.

Und da das Joch von Byzanz sich als unertragbar erwies — fing man an, wieder der milden Gothenherrschaft zu gedenken: eine Möglichkeit, die dem Präfecten gar nicht in die Gedanken gerieth.

Und doch kam es so.

Vor Tarvisium, Ticinum und Verona geschah schon jetzt im Kleinen, auf dem flachen Lande, was sich im Großen in den Städten wie Neapolis und Rom vor-

bereitete: die italische Landbevölkerung erhob sich gegen die byzantinischen Beamten und Soldaten wie die Bewohner jener drei Städte in jeder Weise die gothischen Besatzungen unterstützten.

So wurden die Belagerer von Tarvisium genöthigt, ihre Angriffe aufzugeben und sich auf Vertheidigung ihres Lagers zu beschränken, nachdem Totila in einem Ausfall, unterstützt von bewaffneten Colonen des Flachlands, ihre Werke zum großen Theil zerstört hatte.

Aus der Landschaft zog er nun Vorräthe und Streiter in seine Veste.

Mit froherem Herzen als seit sehr langer Zeit hielt Totila seinen Abendrundgang auf den Wällen von Tarvisium.

Die Sonne, welche hinter den venetischen Bergen niedersank, vergoldete die Ebne vor ihm und rothe Wolken flogen freundlich an dem Himmel hin.

Mit gerührtem Herzen sah er, wie die Bauern von der Umgegend von Tarvisium durch das geöffnete Thor strömten und seinen ausgehungerten Gothen Brod, Fleisch, Käse, Wein zutrugen, während diese in's Freie eilten und nun Germanen und Italier, mit verschlungnen Armen, die jüngst gemeinsam über die verhaßten Feinde erfochtnen Vortheile gemeinsam feierten.

„Und sollte es denn unmöglich sein," sagte der Sieger zu sich selbst, „diese Eintracht zu erhalten, zu erweitern über das ganze Land?

Müssen denn diese Völker beharren in unversöhnlichem Zwiespalt?

Wie schön steht beiden diese Freundschaft!

Haben nicht auch wir gefehlt, sie als Feinde, als Besiegte zu behandeln?

Mit Argwohn ist man ihnen begegnet, statt mit ehrendem Vertrauen.

Ihren Gehorsam haben wir verlangt, nicht ihre Liebe gesucht.

Und diese wäre wohl des Suchens werth gewesen.

War sie gewonnen — nie hätte Byzanz hier Fuß gefaßt.

Die Lösung meines Gelübdes — Valeria — sie wäre nicht so unerreichbar fern.

Wär' mir es noch vergönnt, auf meine Weise nach jenem Ziele zu ringen!" —

Da unterbrach sein Denken und Träumen ein Bote von den vorgeschobnen Wachen mit der Meldung, die Feinde hätten ihr Lager eilig geräumt und seien in vollem Abzug nach Süden, gegen Ravenna —: auf der Straße von Westen her wirble Staub —: ein starker Haufe Reiter nahe, vermuthlich Gothen.

Erfreut, aber noch zweifelnd nahm Totila die Nachricht auf: er traf alle Vorkehrungen wider eine Kriegslist.

Doch in der Nacht wurden seine Zweifel gelöst.

Er wurde geweckt mit der Nachricht eines gothischen Sieges und des Eintreffens der Sieger.

Er eilte in den Vorsaal und sah Hildebrand, Teja, Thorismuth und Wachis.

Mit dem Zuruf „Sieg! Sieg!" begrüßten ihn die Freunde: und Teja und Hilrebrand meldeten, daß auch

bei Ticinum und Verona das Landvolk sich gegen die Byzantiner erhoben und ihnen geholfen habe, die Belagerer zu überfallen und, nach Zerstörung ihrer Werke, zum Abzug zu zwingen.

Aber bei diesem Bericht lag doch in Teja's Auge und Stimme noch tiefere, als die gewohnte Schwermuth.

„Was hast du neben dieser Freude Trauriges zu künden?" fragte Totila.

„Des besten Mannes schmähliches Verderben!" und er winkte Wachis, welcher nun die Leiden und den Tod des Königs und seines Weibes erzählte.

„Im Röhricht des Flusses, schloß er, war ich den Pfeilen der Hunnen entgangen So leb' ich noch.

Aber nur zu dem Einen Ende, meinen Herrn, meine Herrin zu rächen an ihrem Verräther und Mörder, dem Präfecten."

„Nein, mir ist des Präfecten Haupt verfallen!" sprach Teja.

„Das nächste Recht auf ihn," sagte Hildebrand, „hast du, Totila.

Denn einen Bruder hast du an ihm zu rächen."

„Mein Bruder Hildebad!" rief Totila, „was ist mit ihm?"

„Schändlich ermordet ist er, Herr," sprach Thorismuth, „von dem Präfecten! Vor meinen Augen! Und ich konnt's nicht wenden.

„Mein starker Hildebad todt!" klagte Totila. „Rede!"

„Der Held lag mit uns in der Burg Castra Nova bei Mantua.

Das Gerücht vom schmählichen Untergang des Königs hatte uns erreicht.

Da forderte Hildebad beide, Belisar und Cethegus, zum Zweikampf.

Bald darauf erschien ein Herold, meldend, Belisar habe die Forderung angenommen und erwarte deinen Bruder zum Kampf auf der Ebne zwischen unserem Wall und ihrem Lager.

Frohlockend eilte dein Bruder hinaus, wir Reiter alle folgten.

Wirklich ritt aus dem Zelte in seiner goldnen Rüstung, mit geschlossnem Helm und weißem Roßschweif, mit dem runden Buckelschild, uns allen wohlbekannt, Belisarius.

Nur zwölf Reiter folgten ihm.

Allen voran auf seinem Rappen Cethegus, der Präfect.

Die andern Byzantiner hielten vor ihrem Lager — Hildebad befahl mir, mit elf Reitern ihm in gleichem Abstand zu folgen.

Die beiden Kämpfer begrüßten sich mit dem Speere: die Tuba tönte und Hildebad sprengte auf seinen Gegner los.

Im Augenblick flog dieser durchstoßen vom Pferd.

Dein Bruder, völlig unverletzt, sprang ab, mit dem Ausruf: „Das war kein Stoß des Belisar!“ und öffnete dem Sterbenden den Helm.

„Bessas!“ rief er und sah, ergrimmt über den Betrug, gegen die Feinde.

Da winkte der Präfect.

Die zwölf maurischen Reiter schleuderten ihre Speere — und schwer getroffen stürzte dein Bruder zusammen."

Totila verhüllte sein Haupt.

Teja trat ihm theilnehmend näher.

„Hör' zu Ende," sprach Thorismuth.

„Da ergriff uns, die wir den Mord mit angesehn, grimmiger Schmerz.

Wüthend warfen wir uns auf die Feinde, welche, auf unsre Entmuthigung hoffend, aus dem Lager gedrungen waren.

Nach wildem, heißem Kampf schlug sie unser Ingrimm in die Flucht.

Nur seines Höllenrappens Schnelligkeit hat den von meinem Wurfspeer an der Schulter verwundeten Präfecten gerettet.

Mit leuchtenden Augen sah dein Bruder noch unsern Sieg.

Er ließ sich die Truhe, die er aus Ravenna entführt vom Schloß herab bringen, öffnete und sprach zu mir:

„Kronhelm, Schild und Schwert Theoderich's.

Bring' sie meinem Bruder!"

Und mit letztem Athem sprach er:

„Er soll mich rächen und das Reich erneuen.

Sag' ihm, — ich hab' ihn sehr geliebt!"

Damit fiel er zurück auf seinen Schild und seine treue Seele war dahin."

„Mein Bruder! o mein lieber Bruder!" klagte Totila.

Er lehnte sich an die Säule. Thränen brachen aus seinen Augen.

„Wohl ihm, der noch weinen kann!“ sprach Teja leise.

Eine Pause des Schmerzes trat ein.

„Gedenke deiner Eid-Pflicht!“ rief endlich Hildebrand.

„Er war zwiefach dein Bruder!

Du mußt ihn rächen!“

„Ja,“ rief Totila aufspringend: — und unwillkürlich riß er das Schwert aus der Scheide, dessen Griff ihm Teja hinreichte.

„Ich will ihn rächen!“

Es war das Schwert Theoderich's.

„Und das Reich erneuen!“ sprach feierlich, sich hochaufrichtend, der alte Hildebrand und drückte fest die Krone auf Totila's Haupt.

„Heil dir, König der Gothen!“

Totila erschrak.

Er griff rasch mit der Linken nach dem goldnen Reif.

„Was thut ihr?“

„Das Rechte!

Der Sterbende hat Weissagung gesprochen.

Du wirst das Reich erneuen.

Drei Siege rufen dich, den Kampf aufzunehmen.

Gedenke des Blut-Eids.

Noch sind wir nicht wehrlos.

Sollen wir die Waffen aus der Hand legen? sie vor Verrath und Tücke strecken?“

„Nein,“ rief Totila, „das wollen wir nicht!

Und wohlgethan ist's, einen König wählen, als Zeichen neuer Hoffnung! —

Aber hier steht Graf Teja, würdiger, bewährter denn meine Jugend.

Wählt Teja.

Mich als Bürgen der Hoffnung!"

„Nein!" sagte dieser, das Haupt schüttelnd.

„Erst trifft die Reihe dich!

Dir hat der Bruder sterbend Schwert und Krone gesendet.

Trage sie glücklich.

Ist dies Reich zu retten — wirst du es retten.

Ist es nicht zu retten, — so muß noch ein Rächer übrig sein! —"

„Jetzt aber," fiel Hildebrand ein, „jetzt gilt es, Siegeszuversicht in alle Herzen schimmernd ausstreuen.

Das ist dein Amt, Totila.

Sieh, leuchtend taucht der junge Tag empor.

Der Sonne früheste Strahlen brechen in die Halle und küssen glänzend deine Stirn.

Das ist ein Götterzeichen.

Heil, König Totila — du sollst das Gothenreich erneu'n."

Und der Jüngling drückte sich den Kronhelm fest auf das goldene Lockenhaupt und schwang das Schwert Theoderichs blitzend der Morgensonne entgegen.

„Ja," rief er, „wenn Menschenkraft es mag — ich will dies Reich erneuen."

Zweites Capitel.

Und König Totila hat sein Wort gehalten.

Noch einmal hat er die Macht der Gothen, deren ganzer Halt in Italien bei seiner Erhebung zusammengeschrumpft war auf drei kleine Städte mit wenigen Tausenden von Bewaffneten, gewaltig aufgerichtet: gewaltiger als sie zur Zeit Theoderichs gewesen.

Er vertrieb die Byzantiner aus allen Städten der Halbinsel: mit Einer verhängnißvollen Ausnahme.

Er gewann die Inseln Sardinien, Sicilien, Corsica zurück.

Ja, noch mehr: siegreich überschritt er die alten Grenzen des Reichs und, da der Kaiser hartnäckig die Anerkennung des gothischen Reiches und Besitzstandes verweigerte, trugen, ihn zu zwingen, des Gothenkönigs Flotten bis tief in die Provinzen des oströmischen Reiches Schreck und Zerstörung.

Italien aber gewann unter seinem milden Scepter, unerachtet des nie völlig erlöschenden Krieges, eine Blüthe wie in den Tagen Theoderichs.

Und es ist bezeichnend, daß die Sage der Gothen und Italier den glücklichen König bald als einen Enkel des Numa Pompilius oder des Titus oder Theoderichs, bald als dessen zur Wiederherstellung und Beglückung seines Reiches in jugendlicher Gestalt auf die Erde zurückgekehrten Genius feierte.

Wie der Aufgang der Morgensonne aus dunklem Nachtgewölk, Licht und Segen bringend und unwiderstehlich, wirkte seine Erhebung.

Die finstern Schatten wichen Schritt für Schritt vor seinem Nahen: Glück und Sieg flogen vor ihm her und die Thore der Städte, die Herzen der Menschen erschlossen sich vor ihm fast ohne Widerstand.

Die Genialität des Feldherrn, des Herrschers und des Menschen, welche in diesem blonden Jüngling geschlummert hatte, die nur von Einzelnen, von Theoderich und Teja, geahnt, von niemand in ihrem ganzen Umfang erkannt war, entfaltete sich nun glänzend, da sie vollen Flügel-Raum erhalten.

Das Heiter-Jugendliche seines Wesens war in den schweren Prüfungen dieser Jahre, in den Schmerzen, die er zu Neapolis, vor Rom erduldet, in der fortwährenden Entbehrung der Geliebten, welche ihm jeder Sieg der Byzantiner ferner rückte, zwar nicht ausgelöscht, jedoch in ernstere Männlichkeit vertieft worden.

Aber jener schimmerhelle Grundzug seines Wesens war geblieben und warf den Zauber der Anmuth, der herzgewinnenden Liebenswürdigkeit über all sein Thun.

Getragen von der eigenen Idealität wandte er sich vertrauend überall an das Ideale in den Menschen.

Und unwiderstehlich fanden die meisten, fanden alle nicht von überlegenen feindseligen Dämonen beherrschten Menschen seine zuversichtliche Berufung auf das Edle und Schöne.

Wie das Licht erhellt, was es berührt, so schien die Hochherzigkeit dieses lichten Königs sich seinem Hof, seiner Umgebung mitzutheilen und auch die Gegner versöhnend zu ergreifen.

„Er ist unwiderstehlich wie der Sonnengott," riefen die Italier.

Näher betrachtet lag das Geheimniß seiner großen und raschen Erfolge in der genialen Kunst, mit welcher er, zugleich dem innersten Impuls seiner Natur folgend, die neu vorgefundene Verbitterung der Italier über den Druck der Byzantiner überall zum Umschlag, zur Sympathie mit seiner, mit der gothischen Milde zu steigern und umzulenken verstand.

Wir sahen, wie diese Stimmung das Landvolk, die reichen Kaufleute, die Handwerker in den Städten, die Colonen und kleinen und mittleren Bürger, also weitaus die Mehrzahl der Bevölkerung bereits ergriffen hatte.

Die Persönlichkeit des jungen Gothenkönigs zog sie dann vollends von den byzantinischen Drängern ab, von welchen auch das Waffenglück gewichen schien, seit die Gothen mit dem helljauchzenden Schlachtruf: „Totila!" in den Kampf eilten.

Freilich blieb eine kleine Minderzahl unbeugsam: die

rechtgläubige Kirche, die keinen Frieden mit den Ketzern kannte, starre Republicaner, und der Kern der Katakomben-verschwörung: die stolzen römischen Adelsgeschlechter, die Freunde des Präfecten.

Aber diese kleine Zahl kam bei dem Abfall der Masse des Volkes nicht in Betracht.

Die erste That des neuen Königs war der Erlaß eines Manifestes an die Gothen und an die Italier.

Jenen wurde genau dargethan, wie der Fall Ravenna's und der Untergang des Königs Witichis nur das Werk überlegener Lüge, nicht überlegener Kraft gewesen: und eingeschärft wurde ihnen die Pflicht der Rache, welche bereits drei Siege eröffnet hätten.

Die Italier aber wurden aufgerufen, nun, nachdem sie erfahren, welchen Tausch sie durch den Abfall zu Byzanz gemacht, zu ihren alten Freunden zurückzukehren.

Dafür verhieß der König nicht nur volle Amnestie, auch Gleichstellung mit den Gothen, Aufhebung aller bisherigen gothischen Vorrechte, namentlich Bildung eines eignen italischen Heeres und, was durch den Gegensatz besonders wirkte: Befreiung alles italischen Bodens und Vermögens von jeder Steuer bis zur Beendung des Krieges.

Eine Maßregel höchster Klugheit war es ferner, daß, da der Adel byzantinisch, die Colonatbevölkerung gothisch gesinnt war, jeder römische Edle, der sich nicht binnen drei Wochen den Gothen stellte und unterwarf, seines Grundeigenthums zu Gunsten seiner bisherigen Colonen verlustig erklärt wurde.

Und endlich setzte der König auf jede Misch-Ehe zwischen Gothen und Römern eine hohe, aus dem Königsschatz zu zahlende Prämie und versprach Ansiedlung des Paares auf confiscirtem Grundbesitz römischer Senatoren.

„Italia," schloß das Manifest, „blutend aus den Wunden, welche die Tyrannei von Byzanz ihr geschlagen, soll sich erheben unter meinem Schilde.

Helft uns, Söhne Italia's, unsere Brüder, von diesem heiligen Boden die gemeinsamen Feinde, die Hunnen und Skythen Justinians, vertreiben.

Dann soll im neuen Reich der Italier und Gothen, gezeugt aus italischer Schönheit und Bildung, aus gothischer Kraft und Treue, ein neues Volk erstehen, deßgleichen an Adel und Herrlichkeit noch nie die Welt geschaut."

Als Cethegus der Präfect auf seinem Feldbett zu Ravenna, wo ihn die Wunde fesselte, morgens vom Schlaf erwachend, die Nachricht erfuhr von Totila's Erhebung, sprang er mit einer Verwünschung aus den Decken.

„Herr," warnte ihn der griechische Arzt, „du mußt dich schonen und —"

„Hörst du nicht?
Totila trägt die Gothenkrone.
Jetzt ist nicht Zeit, sich zu schonen.
Meinen Helm, Syphax."

Und er riß Lucius Licinius, der die Botschaft gebracht, das Manifest aus der Hand und las begierig.

„Ist das nicht lächerlich?

Nicht Wahnsinn?" frug dieser.

„Wahnsinn ist es, wenn die Römer noch Römer sind.

Aber sind sie's noch?

Sind sie es nicht mehr: — dann schaffen wir — und nicht der Barbarenfürst — ein Werk des Wahns.

Diese Probe darf gar nicht gemacht werden.

Im Keim muß diese neue Gefahr zertreten werden.

Der Streich gegen den Adel und für die Colonen ist ein Meisterstück.

Er darf nicht Zeit haben, zu wirken.

Wo ist Demetrius?"

„Schon gestern Abend aufgebrochen, Totila entgegen.

Du schliefst, der Arzt verbot, dich zu wecken.

Auch Demetrius verbot es."

„Totila König, und ihr laßt mich schlafen!

Wißt ihr nicht, daß dieser Blondkopf der Genius des Gothenvolkes ist?

Demetrius will sich den Lorber allein holen.

Wie stark ist er?"

„Den Gothen mehr als zweimal überlegen: Zwölftausend gegen Fünftausend."

„Verloren ist Demetrius.

Auf, zu Pferd.

Bewaffnet Alles, was eine Lanze tragen kann.

Laßt nur die Wunden auf den Wällen.

Dieser Brand Totila muß erstickt werden im ersten Knistern.

Sonst löscht ihn kein Ocean von Blut mehr aus.

Meine Waffen, zu Pferd."

„So hab ich den Präfecten nie gesehen," sagte Lucius Licinius zu dem Arzt.

„Es ist wohl das Fieber?"

Er erbleichte.

„Er ist fieberfrei."

„Dann faß ich's nicht.

Denn Furcht kann es nicht sein.

Syphax, laß uns ihm folgen."

Rastlos trieb Cethegus seine Scharen vorwärts.

So rastlos, daß nur ein kleines Reitergefolge mit seinem Ungestüm und Pluto, seinem raschen und unermüdlichen Rappen, Schritt halten konnte.

In weiten Zwischenräumen folgten Marcus Licinius, Massurius mit des Cethegus Söldnern, und Balbus mit den in Eile bewaffneten Bürgern von Ravenna.

Denn wirklich nur Greise und Kinder hatte Cethegus neben den Wunden in der festen Stadt zurückgelassen.

Endlich hatte der Präfect wenigstens Fühlung mit dem Nachtrab des byzantinischen Feldherrn gewonnen.

Totila zog von Tarvisium her nach Süden gegen Ravenna.

Zahlreiche Haufen bewaffneter Italier, aus den Provinzen Ligurien, Venetien, Aemilia stießen zu ihm, durch sein Manifest aufgerufen, zu neuer Hoffnung und neuen Entschlüssen.

Sie verlangten, seine erste Schlacht gegen die Byzantiner mit schlagen zu dürfen.

„Nein," hatte Totila ihren Führern erwidert, „erst nach der Schlacht faßt euren letzten Entschluß.

Wir Gothen fechten allein.

Siegen wir, so mögt ihr uns folgen.

Fallen wir, so soll euch nicht der Byzantiner Rache treffen.

Wartet ab."

Die Verbreitung solch hochsinniger Entscheidung zog neue Scharen zu den Gothen heran.

Totila's Heer aber verstärkte sich von Stunde zu Stunde auf dem Marsche auch durch gothische Krieger, welche, einzeln oder in kleinen Scharen, aus der Gefangenschaft entkommen, oder auch aus ihren früher erreichten Verstecken wieder aufbrachen, nachdem sie den Verrath an Witichis und die Erhebung eines neuen Königs, das Wiederaufflammen des Krieges erfuhren.

Bei der Eile, mit welcher Totila vorwärts drängte, die frische Begeisterung seiner Scharen noch unverkühlt zu verwerthen und bei dem Eifer, mit welchem Demetrius ihm entgegen flog, um ihn allein zu schlagen, stießen die beiden Heere bald aufeinander.

Bei Pons Padi war es.

Die Byzantiner standen in der Ebene: sie hatten den Fluß, den sie erst mit der Hälfte ihres Fußvolkes überschritten hatten, hinter sich.

Da erschienen die Gothen auf den sanft geneigten Höhen, den Rücken nach Nordwesten.

Die untergehende Sonne blendete die Byzantiner.

Totila übersah von dem Hügel, dicht vor den Feinden, deren Stellung.

„Mein ist der Sieg!“ rief er jauchzend, zog das Schwert und jagte mit seiner Reiterei auf die Feinde hernieder, wie der Falke auf seine Beute stößt.

Cethegus hatte bald nach Sonnenuntergang mit seinen Reitern das letzte, verlassne Lager der Byzantiner erreicht.

Da jagten ihm schon die ersten Flüchtlinge entgegen.

„Wende dein Roß, Präfect,“ rief ihm der erste Reiter zu, der ihn erkannte, „und rette dich.

Totila über uns! Er hat Artabazes, dem tapfersten Führer der Armenier, mit eigener Hand Helm und Kopf durchhauen.“

Und unaufhaltsam jagte der Flüchtling weiter.

„Ein Gott vom Himmel führte die Barbaren!“ schrie ein Zweiter. „Alles verloren!

Der Feldherr gefangen! Alles in wilder Flucht.“

„Unwiderstehlich ist dieser König Totila!“ rief ein Dritter, und wollte an dem Präfecten vorbei, der den Weg versperrte.

„Sag's in der Hölle weiter!“ sprach Cethegus und stieß ihn nieder.

Vorwärts!“

Aber kaum ausgesprochen, nahm er den Befehl zurück.

Denn schon flutheten in dichten Massen die geschlagnen

Byzantiner, den ganzen Wald erfüllend, zurück und ihm entgegen.

Der Präfect erkannte: unmöglich war's mit seinem Häuflein die Flucht der Tausende aufzuhalten.

Eine Zeit lang sah er unschlüssig dem Gewoge zu.

Schon wurden die gothischen Verfolger in der Ferne sichtbar.

Da erreichte ihn verwundet Vitalius, ein Heerführer des Demetrius.

„O Freund," rief ihn dieser an. „Da ist kein Halten mehr!

Das fluthet fort bis Ravenna."

„Ich glaub' es selbst," sprach Cethegus.

„Sie werden die Meinen eher mit sich fortreißen als stehen."

„Und doch verfolgt uns nur die Hälfte der Sieger, unter Teja und Hildebrand.

Der König wandte noch auf dem Schlachtfeld um.

Ich sah ihn abziehen.

Er schwenkte nach Südwesten."

„Wohin?" frug Cethegus aufmerksam, „sag' nochmal an!

In welcher Richtung?"

„Nach Südwesten bog er aus!"

„Er will nach Rom!" rief Cethegus und riß den Hengst herum, daß er hoch bäumend stieg.

„Folgt mir! zur Küste!"

„Und das geschlagne Heer? ohne Führer!" rief Lucius Licinius, „sieh, wie sie fliehen!"

„Laß sie fliehen!
Ravenna ist fest!
Es wird sich halten.
Hört ihr denn nicht?
Der Gothe will nach Rom!
Wir müssen vor ihm dort sein.
Folgt mir! an die Küste, der Seeweg ist frei!
Nach Rom!"

Drittes Capitel.

Lieblich ist — und weit berühmt ob seiner Lieblichkeit — das Thal, in welchem die Passara von Norden her in die von Westen nach Südosten eilende Athesis rinnt.

Wie eine vorgebeugte, nach dem schönen Südland sehnende Gestalt, neigt sich in der Ferne auf dem rechten Ufer die Mendola herab.

Hier, oberhalb des Einlaufs der Passara, lag die römische Siedelung Mansio Majä.

Noch etwas weiter flußaufwärts auf beherrschendem Fels die Burg Teriolis.

Heute heißt — von einer Berg-„Muhr" oder „Mar" (Rutsche) — die Stadt Meran.

Die Burg hat der Grafschaft Tirol den Namen gegeben.

„Mansio Majä" klingt heute noch fort in dem Orte Mais, dem villenreichen.

Damals aber lag in dem Castrum Teriolis ostgothische Besatzung: wie in all den alten rhätischen Felsennestern am Athesis, Isarcus und Oenus zur Nieder-

haltung der nur halb unterworfnen Sueven, Alamannen und Markomannen oder, wie sie bereits genannt wurden: „Bajuvaren", welche in Rhätien, am Licus und am untern Lauf des Oenus saßen.

Aber auch abgesehen von der Besatzung der Castelle waren gerade hier in dem fruchtreichen milden Thal, auf den nicht allzu schroffen, weidereichen Berghöhen ostgothische Sippen in großer Zahl angesiedelt worden.

Noch heute zeichnet die Bauern vom Meraner, Ultner und Sarnthal eine seltne, edle, ernste Schönheit aus. Viel feiner, vornehmer und vertiefter als der bajuvarische Schlag an Inn, Lech und Isar sind die schweigsamen Leute.

Mundart und Sage bestätigen die Annahme, daß hier ein Rest verschonter Gothen fortblüht.

Denn die Amelungensage, Dietrich von Bern und der Rosengarten lebt noch in den Ortsnamen und der Ueberlieferung des Volks.

Auf einem der höchsten Berge an dem linken Ufer der Athesis hatte sich voreinst der Gothe Issa niedergelassen: sein Geschlecht baute da fort.

Der „Issinger" heißt heute noch der Berg.

Auf dem Südabhang in halber Höhe des Berges war die schlichte Siedelung errichtet.

Der gothische Einwanderer hatte bereits Culturen hier angetroffen.

Das rhätische Alpenhaus, das schon Drusus vorgefunden, als er die rasenischen Bergvölker bezwang, charakteristisch und wohlgeeignet für die Alpen, hatte auf

den Höhen keine Aenderungen erfahren durch die römische Eroberung, welche im Thal ihre Villen baute und auf den beherrschenden Felshügeln ihre Wartthürme.

Die ganz romanisirten Bewohner des Etschthales waren nach der ostgothischen Einwanderung ruhig in ihren Sitzen geblieben.

Denn nicht hier, sondern weiter östlich, von der Save her, über den Isonzo, waren die Gothen in der Halbinsel eingedrungen und erst, nachdem Ravenna und Odovakar gefallen, hatte Theoderich ni friedlich geregelter Ordnung seine Scharen auch über Norditalien und das Etschland verbreitet.

So hatten auch Issa und die Seinen auf dem damals noch rasenisch benannten Berg sich mit den vorgefundnen römischen Ansässigen friedlich getheilt.

Ein Drittel von Ackerland, Wiese und Wald, den dritten Theil von Haus, Sklaven und Vieh hatte auch hier, wie überall, der gothische Ankömmling vom römischen Wirth in Anspruch genommen.

Im Lauf der Jahre jedoch hatte der römische Hospes diese nahe unfreiwillige Nachbarschaft mit den Barbaren unbequem gefunden.

Er überließ den Gothen gegen dreißig Paare der ausgezeichneten, aus Pannonien mitgeführten Rinder, welche der Germane so trefflich zu züchten verstand, den Rest seines Eigens auf dem Berge und zog sich weiter gen Süden, wo die Römer dichter neben einander saßen. —

So war nun der Berg der Issinger ganz germanisch geworden.

Denn plötzlich hatte einmal der jetzige Herr auch die wenigen römischen Sklaven verkauft und neue Knechte und Mägde germanischen Stammes, gefangne Gepiden, angeschafft.

Dieser jetzige Herr der Siedelung hieß wieder Issa, wie der Ahn: er lebte einsam, ein silberhaariger Mann: ein Bruder, sein Weib und eine Schwiegertochter waren vor langen Jahren durch einen Bergsturz begraben worden.

Ein Sohn, ein jüngerer Bruder und dessen Sohn waren König Witichis' Waffenruf gefolgt und nicht wieder gekehrt von der Belagerung Roms.

So waren ihm nur seine beiden Enkelkinder geblieben, des gefallnen Sohnes Knabe und Mädchen. —

Die Sonne war prachtvoll niedergegangen hinter den Bergen, welche in weiter duftiger Ferne den Süden und Westen des unvergleichlichen Etschthales begrenzen.

Warmer rothgoldner Schimmer lag über dem mürben Porphyr der Berge, daß er erglühte wie dunkelrother Wein.

Da stieg langsam, Schritt vor Schritt, immer wieder anhaltend und, die Hand über die Augen gelegt, in den flimmernden Sonnenuntergang schauend, ein Kind, — oder war es schon ein Mädchen? — eine Schar Lämmer vor sich her treibend, den Rasenhang hinan, auf dessen Höhe seitab vom Wohnhaus die Stallungen lagen.

Sie ließ ihren Schutzbefohlnen immer wieder Zeit,

mit wählerischem Zahn die würzigen Alpenkräuter zu rupfen auf ihrem Wege und schlug mit der Haselgerte, die sie statt des Hirtenstabes trug, den Tact zu der uralten und einfachen Melodie des Liedchens, das sie leise sang:

„Liebe Lämmer,
Laßt euch leiten
Von der Hirtin
Hand, gehorsam,
Wie des Himmels
Lichte Lämmer,
Wie die Sterne
Still und stäte,
Fromm und friedlich
Ihrem hehren
Hirt gehorchen:
Mühlos meistert,
Mühlos mustert
Sie Herr Mond."

Sie schwieg nun und sah mit vorgebeugtem Köpfchen in die tief eingeschnittne Schlucht zu ihrer Linken, welche der hier abwärts schießende Wildbach in den Hang gefurcht hatte: jetzt, im Sommer, war er nur halb gefüllt: drüben stieg die Anhöhe wieder steil empor.

„Wo er nur ist?" fragte sie.

„Sonst klettern seine Ziegen immer schon den Hang herab zurück, wenn die Sonne zu Golde gegangen.

Bald welken meine Blumen."

Und sie setzte sich nun auf einen Steinblock am Wege, ließ die Lämmer noch grasen, legte die Haselgerte neben sich und ließ einen Schurz von Schaffell, welchen sie bisher mit der Linken aufgenommen hatte, niedergleiten: da fielen die schönsten Blumen der Alpen in dichten Flocken vor ihr nieder.

Sie begann einen Kranz zu flechten.

„Der blaue Speik steht seinem braunen Haar am besten," sagte sie eifrig windend.

„Ich werde viel früher müde, wenn ich allein treibe, als wenn er dabei ist.

Und doch klettern wir dann viel höher.

Möchte wohl wissen, wie das kommt.

Und wie mich die nackten Füße brennen!

Ich könnte wohl einmal hinabsteigen in den Wildbach, sie zu kühlen.

Und da sehe ich ihn auch gleich, wenn er drüben auf den Hang treibt.

Die Sonne sticht nicht mehr."

Und sie streifte das breite große Kürbisblatt ab, welches sie bisher statt eines Hutes getragen.

Da ward die schimmernde Farbe des ganz weißblonden Haares sichtbar, das sie, von den Schläfen zurück gestrichen, mit einem rothen Bande hinter dem Wirbel zusammengebunden und bisher unter dem umgebognen Blatt geborgen hatte.

Wie eine Fluth von Sonnenstrahlen rieselte es nun über ihren Nacken, den nur ein weißes Wollenhemd be-

deckte, das, um die Hüften mit breitem Ledergurt zusammen gehalten, nur wenig über die Kniee reichte.

Sie maß die Länge ihres Kranzes an dem eignen Haupt.

„Freilich," sagte sie, „sein Kopf ist größer!

Noch diese Alpenrosen dazu!"

Und nun verknüpfte sie die beiden Enden des Kranzes mit zierlichem Bandgras, sprang auf, schüttelte die letzten Blumen aus dem Lederschurz, nahm den Kranz in die Linke und wandte sich, den steilen Abhang hinab zu steigen, an dessen Fuß der Bach an das Gestein toste.

„Nein, bleibt nur hier oben und wartet!

Auch du bleib, Weiß-Elbchen, Liebling.

Gleich komm' ich wieder."

Und sie trieb die Lämmer zurück, welche ihr folgen wollten und nun blökend der Herrin nachsahen.

Behend kletterte und sprang die Wohlgeübte den steinigen Abhang der Schlucht hinab, bald sich mit den Händen an zähem Gesträuch, Seidelbast und Goldweide, haltend, bald kühnlich von Stein zu Steinplatte springend.

Unter ihrem Sprung bröckelte das mürbe Gestein und die Trümmer polterten hinab — da, als sie den Rollenden nachhüpfte, hörte sie plötzlich von unten ein scharfes, drohendes Zischen.

Und eh' sie wenden konnte, bäumte sich, wohl von einem Stein unsanft aus der Sonnung gestört, eine große kupferbraune Schlange hoch gegen sie empor.

Das Kind erschrak, die hurtigen Kniee versagten und laut aufschreiend rief sie:

„Adalgoth, zu Hülfe! zu Hülfe!“

Auf diesen Angstschrei folgte sofort als Antwort ein heller Ruf:

„Alarich! Alarich!“ was wie ein Schlachtruf klang.

Es knackte in den Gebüschen zur Rechten, Steine rollten den Hang hinab und pfeilgeschwind flog zwischen die züngelnde Schlange und das ängstlich weichende Mädchen ein schlanker Bube in zottigem Wolfsvließ.

Hoch schwang er den starken Bergstock gleich einem Speer und so wohlgezielt war sein Stoß, daß die Eisenspitze den schmalen Kopf der Schlange in die Erde bohrte.

Ihr langer Leib ringelte zuckend um den tödtlichen Schaft.

„Gotho, du bist doch heil?“

„Dank dir, du Treuer!“

„Dann laß mich den Schlangenspruch sprechen, so lang die Natter noch zuckt — das bannt ihre Gesippen auf drei Stunden im Umkreis.

Und er sprach, die drei ersten Finger der rechten Hand wie beschwörend erhoben, den uralten Spruch:

„Warte, du Wolf-Wurm!
Zapple, Gezücht!
Beiße den Boden,
Giftigen Geifers;
Männer und Maide
Sollst du nicht sehren:

Nieder, du Neiding,
Du nichtige Natter,
Nieder zur Nacht:
Hoch ob den Häupten
Schuppiger Schlangen
Schreitet das schimmernde Gothengeschlecht."

Viertes Capitel.

Als er zu Ende gesprochen und sich neigte, die todte Schlange zu prüfen, drückte ihm rasch die Gerettete ihren Kranz auf das goldbraune, kurzkrause, dichte Haar.

„Heil, Held und Helfer!

Sieh, der Siegeskranz war schon vorher gewunden.

Eia, wie schön steht dir die blaue Krone."

Und sie schlug freudig bewundernd die Hände zusammen.

„Du blutest am Fuße!" sprach er besorgt, „laß mich die Wunde saugen — wenn dich der Giftwurm gebissen!"

„S' ist nur ein scharfer Stein.

Möchtest wohl lieber du sterben!"

„Für dich, Gotho, wie gerne doch!

Aber unschädlich wäre das Gift im Munde.

Nun, laß dir die Wunde waschen: ich habe noch Essig und Wasser hier in der Kürbisflasche.

Und dann leg' ich dir Salvei drauf oder heilsame Wegewarte."

Und zärtlich drückte er sie nieder auf das Gestein, kniete vor ihr, hob den nackten Fuß sorgsam in seine linke Hand und pflegte ihn, die Mischung aus dem Kugelkürbis drauf träufend.

Dann sprang er auf, suchte auf dem Rasen und kam bald mit den gefundnen Kräutern zu ihr zurück, mit den Lederriemen, die er sich vom eignen Fuße löste, die Blätter sorgsam über die kleine Wunde bindend.

„Wie gut du bist, Lieber!“ sagte sie, sein Haupt streichelnd.

„Nun laß dich tragen — nur den Hang hinauf!“ bat er.

„Ich halte dich so gern auf meinen Armen.“

„Was nicht gar!“ lachte sie aufspringend.

„Bin kein wundes Lamm!

Sieh, wie ich laufen kann.

Aber wo sind deine Ziegen?“

„Dort kommen sie aus den Wachholderbüschen.

Ich rufe sie!“

Und er setzte das Hirtenrohr an den Mund und blies einen schrillen Ton, den Bergstock im Kreise über dem Haupte schwingend.

In eilfertigen Sprüngen kamen die starken Ziegen herbei — sie scheuten die Strafe!

Und aus der Tasche einen dünnen Streifen Salz auf die Erde streuend, welchen die Thiere, gierig leckend, verfolgten, schritt er nun, den Arm zärtlich um des Mädchens Nacken gelegt, den Hang hinauf.

„Sag mir nur, Lieber,“ fragte sie, oben angelangt

und die Lämmer versammelnd, „weßhalb du heute wieder den Drachen ansprangst mit dem Ruf: „Alarich! Alarich!"

Wie neulich, da du mir den Steinadler von Weiß-Elbchen scheuchtest, das er schon in den Fängen hatte."

„Das ist mein Schlachtruf."

„Wer hat ihn dich gelehrt?"

„Der Ahn, da er mich zum ersten Mal mit nahm auf die Wolfsjagd — als ich mir hier das Vließ von Meister Isgrimms Rippen holte.

Da sprach er, als ich „Issa, Issa!" schreiend, — ebenso, wie ich ihn rufen hörte, — auf den Wolf, der nicht mehr entweichen konnte und sich mir stellte, mit dem Schwerte sprang:

„Du mußt nicht „Issa!" rufen, Adalgoth, wie ich.

Wenn du Held oder Ungethier angehst, ruf du nur: „Alarich!"

Das bringt dir Sieg."

„Heißt aber doch keiner unsrer Ahnen und Gesippen so, Bruder!

Wir kennen doch ihre Namen alle."

Und nun hatten sie die Stallungen erreicht, die Thiere hineingetrieben und sich vor der Thüre des Wohnhauses, vor dem offnen Fenster, auf die Holzbank gesetzt, welche die Vorderseite des Hauses auf beiden Seiten der Hausthüre umzog.

„Da ist," zählte das Mädchen nachdenkend auf, „Issamer, unser Vater, Wargs der Ohm, den der Berg verschüttet hat, Issa der Ahn, Issamuth, der andre Ohm,

Issaswinth, dessen Sohn, unser Vetter, und Issarich, der Großahn und wieder Issa — aber kein Alarich."

„Und doch ist mir noch wie ein Dämmertraum aus der Zeit, da ich zuerst auf dem Berg umher zu laufen anfing, aus der Zeit vor dem großen Bergfall, der den starken Oheim Wargs begrub, als hätte ich den Namen oft gehört.

Und er gefällt mir.

Und der Ahn hat mir erzählt von einem Heldenkönig dieses Namens, der zuerst vor allen Helden die Romaburg bezwang: — du weißt: die Stadt, von welcher unser Vater und der Oheim Issamuth und der Vetter Issaswinth nicht wiedergekehrt sind, — und der dann früh verstarb, wie Sigfrid, der Schlangentödter und Balthar, der Heidengott.

Und sein Grab ist in einem tiefen Fluß.

Da liegt er, auf goldnem Schild, unter seinen Schätzen: und hohes Schilf wogt darüber hin.

Und nun hat sich ein andrer König aufgethan, der heißt Totila, wie die Heer-Männer, welche die Besatzung drüben in Schloß Teriolis ablösten, erzählten.

Der soll sein wie jener Alarich und wie Sigfrid und wie der lichte Sonnengott.

Und ich, hat der Ahn gesagt, soll auch ein Kriegsmann werden: und einst hinabziehn zu König Totila und unter die Feinde stürmen mit dem Ruf „Alarich, Alarich!"

Und es ist mir auch schon lange verleidet, dies Umhersteigen hier auf dem Berg und das Ziegenhüten, wo kein Feind zu bekämpfen ist als der Wolf und höchstens

ein Bär, der die Trauben und die Honigwaben benascht.

Und ihr Alle lobt mein Harfenschlagen und meine Lieder.

Aber ich spüre, daß es damit nicht viel ist und daß ich von dem Alten nichts mehr darin lernen kann.

Und ich möchte doch noch viel stolzre Weisen singen.

Und ich kann gar nicht genug erzählen hören von den Heermännern drüben in der Burg von den Siegen des Sonnenkönigs Totila.

Neulich hab' ich dem alten Hunibad, den der König zur Pflege seiner Wunden hieher in die Ruhe geschickt hat, den schönsten Berghirsch geschenkt, den ich erlegt, dafür, daß er mir die Schlacht an der Padusbrücke zum dritten Mal erzählt.

Und wie König Totila selbst den finstern Höllenkönig, den schrecklichen Cethegus, überwindet.

Und ich habe schon ein Harfenlied davon gedichtet, das hebt an:

„Zittre und zage,
Zäher Cethegus:
Nicht taugt dir die Tücke:
Teja, der Tapfre,
Zertrümmert den Trotz dir:
Und taghell emportaucht,
Wie Maiglanz und Morgen
Aus Nacht und aus Nebel,
Der leuchtende Liebling
Des Himmels-Herrn:

Der schimmernd-schöne,
Der kühne König."

Aber weiter geht es noch nicht.

Und ich kann auch nicht allein weiter dichten.

Ich brauche einen kundigen Meister für Wort und Harfe.

Und auf den Speer-Schwinger Teja, den sie den schwarzen Grafen nennen und der wunderbar die Harfe schlagen soll, möcht' ich auch ein halbfertiges Lied vollenden.

Und ich wäre schon lang — aber das sag' ich nur dir — davon gegangen, ohne den Ahn zu fragen, der immer noch sagt: ich bin zu jung.

Wenn mich Eins nicht hier hielte."

Und er sprang hastig auf.

„Was denn? Bruder," fragte Gotho, ruhig sitzen bleibend und ihn aus ihren großen hell-blauen Augen voll ansehend.

„Ja, wenn du's nicht weißt," — sprach er fast zornig, „sagen kann ich's dir nicht.

Ich muß hinüber und neue Pfeilspitzen schmieden in der Schmiedhütte.

Gieb mir noch einen Kuß, so!

Und nun laß dir noch einen auf jedes Auge legen! Und einen auf das lichte Haar!

Fahr wohl, lieb Schwesterlein bis zum Nachtmal."

Und er eilte hinweg von ihr nach einem Nebengebäude, vor dessen Thür ein Schleifstein und allerlei Arbeitsgeräth stand.

Gotho stützte die Wange auf die Hand und sah vor sich hin, dann sagte sie laut:

„Ich kann's nicht rathen.

Denn mich würd' er ja mit nehmen, natürlich.

Wir könnten ja gar nicht leben ohne einander."

Sie stand mit einem leichten Seufzer auf und wandte sich dem Wiesgrund neben dem Hause zu, nach dem Linnen zu sehen, das dort zur Bleiche lag.

Aber im Wohnhaus hinter dem offnen Fenster erhob sich jetzt der alte Issa.

Er hatte Alles mit angehört.

„Das thut kein gut mehr!" sprach er, sich lebhaft den Kopf reibend.

„Hab's immer nicht über das Herz gebracht, die Kinder zu trennen.

Waren ja Kinder!

Hab' immer noch ein Weilchen gewartet.

Und jetzt hätt' ich gar schon bald ein Weilchen zu lang gewartet.

Fort mit dir, jung Adalgoth!"

Und er trat aus dem Wohnhaus und schritt langsam hinüber in die Schmiede.

Er fand den Knaben in eifriger Arbeit.

Mit vollen Backen blies er in die Kohlengluth am Schmiedeherd und hielt dann die schon roh bearbeiteten Pfeilspitzen hinein, sie zu erweichen und hämmerbar zu glühen.

Dann griff er mit der Zange die Spitze heraus,

legte sie auf den Schmied-Knecht, den Amboß, und hämmerte zierlich ihre Spitzen und Widerhaken zurecht.

Er nickte nur stumm dem eintretenden Großvater zu, ohne sich in der Arbeit stören zu lassen.

Tapfer hieb er auf den Amboß, daß die Funken sprühten.

„Nun," dachte der Alte bei sich, „jetzt denkt er doch nur an Pfeil und Eisen."

Aber plötzlich schloß der junge Schmied mit einem sausenden Streich, warf den Hammer weg, strich sich über die glühende Stirn und fragte, rasch gegen Iffa sich wendend:

„Ahn, woher kommen die Menschen?"

„Jesus, Wodan und Maria!" rief der Alte und trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Bub, wie kommst du auf solche Gedanken?"

„Die Gedanken kommen zu mir: — nicht ich zu ihnen.

Ich meine nämlich die ersten Menschen, die Allerersten.

Der lange Hermegisel da drüben in Teriolis, der aus der Arianerkirche zu Verona davon gelaufen ist und schreiben und lesen kann, sagt: der Christengott habe in einem Baumgarten einen Mann aus Lehm gemacht und aus dessen Rippe, da er schlief, ein Weib.

Das ist zum Lachen.

Denn aus einer noch so langen Rippe kann man kein noch so kleines Mädchen machen."

„Ja, ich glaub's auch nicht!" gestand der Alte, nachdenklich.

„'s ist schwer vorzustellen.

Und ich erinnere mich:

Mein Vater hat einmal gesagt, an einem Abend am Herdfeuer: die ersten Menschen seien auf den Bäumen gewachsen.

Der alte Hildebrand aber, der sein Freund war, obzwar tüchtig älter — und der von Tridentum her auf einem Streifzug gegen die wilden Bajuvaren hier eingekehrt war, und der zunächst am Herde saß — denn es war noch früh im Jahr und sehr rauh und kalt —, der sagte: mit den Bäumen, das sei richtig.

Aber nicht gewachsen seien die Menschen darauf, sondern zwei Heidengötter — Dämonen nennt sie Hermegisel — haben einst am Meeresufer den Eschenbaum und die Erle liegend gefunden: und aus ihnen bildeten sie Mann und Weib.

Es geht auch noch ein altes Lied davon.

Hildebrand wußte noch ein Paar Worte daraus.

Mein Vater schon nicht mehr."

„Das will ich schon lieber glauben!

Aber jedesfalls waren da Anfangs der Menschen sehr wenige?"

„Gewiß."

„Und es gab nur Eine Sippe anfangs?"

„Sicher!"

„Und die Alten starben meistens vor den Jungen?"

„Freilich."

„Dann will ich dir was sagen, — Ohm.

Dann mußten die Menschen entweder aussterben.

Oder, da sie noch da sind, — und siehst du, da wollt' ich drauf hinaus, — mußten Bruder und Schwester sich oft heirathen, bis mehrere Sippen entstanden."

„Adalgoth, dich reiten die Elben, du redest wirr."

„Ganz und gar nicht.

Und kurz und gut: wenn's früher geschehen konnte, kann's auch heute noch geschehen.

Und ich will meine Schwester Gotho zum Weibe haben."

Der Alte sprang auf ihn zu und wollte ihm den Mund verhalten.

Aber der Jüngling wich ihm aus.

„Ich weiß schon Alles, was du sagen willst.

Hier kämen die Priester von Tridentum wohl bald dahinter.

Und dann des Königs Graf.

Aber ich kann ja mit ihr in ein fernes Land ziehen, wo uns Niemand kennt.

Und sie geht schon mit, das weiß ich."

„So! das weißt du auch schon?"

„Ja, das weiß ich."

„Aber das weißt du noch nicht," sprach nun ernst und entscheidend der Alte, „daß diese Nacht die letzte ist, die du hier zubringst auf dem Berg der Iffinger.

Auf, Adalgoth, ich gebiete dir: dein Ahn und dein Muntwalt.

Du hast eine Ehrenpflicht, die Pflicht heiliger Rache,

zu erfüllen am Hofe König Totila's und in seinem Heer: einen heiligen Auftrag des Oheim Wargs, der unter'm Berg verschüttet liegt — einen Auftrag deines — Ahns.

Du bist nun reif und stark genug, ihn zu erfüllen.

Morgen, mit dem ersten Tagesgrauen, brichst du auf nach Süden, nach Italia, wo König Totila das Unrecht straft, dem Recht zum Siege hilft und den Neiding Cethegus niederkämpft.

Folg' mir in meine Kammer.

Dort hab' ich dir ein Kleinod einzuhändigen von Oheim Wargs und manches Wort noch auf den Weg zu geben.

Manch Wort des Rathes und der Rache.

Vor Gotho aber schweige.

Mach' ihr das Herz nicht schwer.

Befolgst du meine und deines Oheims Worte, wirst du ein starker, freudiger Held werden an König Totila's Hof.

Und dann, aber auch nur dann, wirst du auch Gotho — wiedersehen."

Tief ernst, bleich geworden folgte der Jüngling dem Ahn in das Haus.

Lang sprachen sie dort leise in des Alten Kammer. —

Bei dem Nachtmahl fehlte Adalgoth.

Er habe sich, mehr müde als hungrig, schon schlafen gelegt, ließ er der Schwester sagen durch den Ahn.

Aber nachts, da sie schlief, trat er auf leisen Zehen in ihr Gemach.

Der Mond warf einen zarten Strahl auf ihr engelhaftes Angesicht.

Auf der Schwelle blieb er stehn.

Nur die Rechte streckte er nach ihr aus.

„Ich seh dich wieder," sprach er, „meine Gotho!"

Und er überschritt bald die Schwelle des schlichten Alpenhauses.

Noch begannen kaum die Sterne zu bleichen: frisch, stählend, wehte die Nachtluft des Berges um seine Schläfe.

Er sah in den schweigenden Himmel.

Da schoß ein Stern in hohem Bogen über sein Haupt.

Gen Süden flog er nieder.

Da erhob der Jüngling den Hirtenstab in der Rechten:

„Dorthin rufen mich die Sterne!

Nun wahre dich, Neiding Cethegus!"

Fünftes Capitel.

Der Präfect hatte nach der Schlacht an der Padusbrücke Boten seinen nachrückenden Scharen entgegen geschickt, welche zunächst seine Söldner, dann auch die langsamer folgenden Bürger von Ravenna nach dieser Stadt zurück wiesen.

Die flüchtenden Truppen des Demetrius überließ er ihrem Schicksal.

Totila hatte alle Feldzeichen und Fahnen der zwölf Tausend erbeutet, „was den Römern nie zuvor geschah", schreibt Prokopius zürnend.

Cethegus selbst eilte mit seinem geringen Gefolge quer durch die Aemilia an die Westküste von Italien, die er bei Populonium erreichte, bestieg ein rasches Kriegsschiff und ließ sich von einem starken Nordnordwest, den, wie er sagte, die alten Götter Latiums gesendet, nach dem Hafen von Rom, Portus, tragen.

Auf dem Landweg hätte er nicht mehr durchdringen können: denn nach dem Sieg Totila's an der Padusbrücke fiel ganz Tuscia und ganz Valeria den Gothen zu: das Flachland rückhaltlos: und auch die Städte,

welche nicht starke byzantinische Besatzung in Zaum hielt.

Bei Mucella, einen Tagmarsch von Florenz, schlug der König nochmal ein starkes Heer der Byzantiner unter elf uneinigen Führern, welche die kaiserlichen Besatzungen der tuscischen Städte zusammengerafft hatten, ihm den Weg zu verlegen. Mit Mühe entkam der Oberfeldherr Justinus nach Florentia.

Der König behandelte seine zahlreichen Gefangnen mit solcher Güte, daß sehr viele derselben, Italier und kaiserliche Söldner, in seine Dienste traten.

Und nun waren alle Straßen von Mittelitalien bedeckt von neu zu den Waffen eilenden Gothen und von Colonen, welche, unter deren Anführung, Totila's Märschen gegen Rom folgten.

In dieser Stadt angelangt, hatte Cethegus sofort alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen.

Denn im Fluge nahte nun, nach dem zweiten Siege, bei Mucella, König Totila, aufgehalten fast nur noch durch die Huldigungen der Städte und Castelle auf seinem Wege, welche wetteifernd ihm und jubelnd die bei seinem Einritt bekränzten Thore erschlossen.

Die wenigen Burgen, welche, von starken byzantinischen Besatzungen gehalten, widerstanden, wurden eingeschlossen von kleinen Abtheilungen, welche Totila aus Italiern bildete, durch wenige gothische Kerntruppen zusammengehalten.

Er konnte dies, da seine Macht während des Marsches

auf Rom von allen Seiten, einem Strome gleich, große und kleine Zuflüsse von Gothen und Italiern erhielt.

Zu Tausenden eilten die italischen Colonen, die er frei erklärt, zu seinen Fahnen.

In kleinen Städten erhoben sich die Bürger gegen die byzantinische Besatzung, entwaffneten sie oder zwangen sie zum Abzug.

Ja sogar Söldner Belisar's, welche seit dessen Entfernung Monate lang von den kaiserlichen Logotheten keinen Sold erhalten hatten, boten nun den Gothen ihre Waffen an.

So war es ein sehr ansehnliches Heer von Gothen und Italiern, welches Totila, wenige Tage nach dem Eintreffen des Präfecten, vor die Thore Roms führte.

Mit lautem Jubel wurden bald darauf in dem gothischen Lager der tapfre Wölsung Herzog Guntharis, Wisand der Bandalarius, Graf Markja und der alte Grippa begrüßt, deren Auswechselung gegen den an der Padus-Brücke gefangnen kaiserlichen Oberfeldherrn und mehrere seiner Heerführer, Totila bei Constantianus und Johannes, den Befehlshabern von Ravenna, erwirkt hatte.

Auf Cethegus aber fiel nun die fast unlösbare Aufgabe, seine großartig angelegten Befestigungen hinlänglich zu bemannen.

Fehlte ihm doch nicht blos das ganze Heer Belisar's, — auch der größte Theil der eignen Söldner, welche erst allmälig auf dem Seeweg von Ravenna her in dem Hafen Portus eintrafen.

Um den ganzen Kreis der weiten Umwallung auch

nur nothdürftig zu decken, mußte Cethegus den römischen Legionaren nicht nur ungewohnte und unerwartete Anstrengungen unabgelösten Wachdienstes zumuthen, — er mußte auch deren Zahl durch Gewaltmaßregeln erhöhen.

Vom sechzehnjährigen Knaben bis zum sechzigjährigen Greise rief er „alle Söhne des Romulus, Camillus und Cäsar zu den Waffen, die Heiligthümer der Väter zu schirmen wider die Barbaren".

Aber sein Aufruf wurde kaum gelesen und verbreitet und führte ihm nur wenige Freiwillige zu, während er mit Ingrimm sah, wie das Manifest des Gothenkönigs, welches jede Nacht an vielen Stellen über die Mauern flog, überall umlief und vor dichten Gruppen verlesen wurde: so daß er zornig befahl, jeden mit Einziehung des Vermögens oder Verknechtung zu strafen, der das Manifest aufhöbe, anschläge, vorläse, verbreitete.

Aber es lief doch überall um: und seine in allen Regionen der Stadt aufgelegten Listen der Freiwilligen blieben leer.

Da schickte er seine Isaurier in alle Häuser und ließ Knaben und Greise mit Gewalt auf die Wälle schleppen: bald war er mehr gefürchtet, ja gehaßt als geliebt.

Nur seine eiserne Strenge und das allmälige Eintreffen seiner isaurischen Söldner hielt noch die Unzufriedenheit der Römer nieder.

In dem Gothenlager aber überholte eine Glücksbotschaft die Andre.

Teja und Hildebrand hatten die Byzantiner bis vor die Thore von Ravenna verfolgt.

Diese Stadt vertheidigten der wieder freigegebne Demetrius und Johannes der Blutige, und die Hafenstadt Constantianus gegen Hildebrand, der Ariminum im Vorüberziehen gewonnen, da die Bürger die armenischen Söldner des Artasires entwaffneten und die Thore öffneten.

Teja aber schlug und tödtete im Zweikampf den tapfern byzantiner Feldherrn Verus, der mit auserlesenen pisidischen und kilikischen Söldnern ihm den Uebergang des Santernus verwehren wollte, durchzog ganz Norditalien, das Manifest Totila's in der Linken, das drohende Schwert in der Rechten: und in wenigen Wochen waren alle Städte und Burgen bis auf Mediolanum zur Unterwerfung gewonnen oder geschreckt.

Totila aber, durch die Erfahrungen der ersten Belagerung gewitzigt, wollte sein Heer einem Sturm auf die furchtbaren Werke des Präfecten nicht aussetzen und auch seine künftige Hauptstadt nicht den Zerstörungen stürmender Einnahme preisgeben.

„Auf hölzernen Brücken, auf linnenen Flügeln gelang' ich nach Rom!" so rief er eines Tages Herzog Guntharis zu, überließ diesem die Einschließung der Stadt, brach auf mit der ganzen Reiterei und eilte nach Neapolis.

In diesem Hafen lag, schwach bemannt, eine kaiserliche Flotte.

Einem Triumphzug, nicht einem Feldzug, glich Totila's Marsch auf der appischen Straße durch Unteritalien.

Diese Gegenden, welche am Längsten unter dem Joche der Byzantiner litten, waren am Meisten bereit, nun die Gothen als Befreier zu begrüßen.

Mit Blumengewinden zogen die Jungfrauen von Terracina dem schönen Gothenkönig entgegen.

Das Volk von Minturnä fuhr, ihm zum Empfang, einen vergoldeten Wagen hinaus, hob ihn vom weißen Roß und zog ihn auf dem Wagen jubelnd in die Thore.

„Sehet hin:“ — scholl es in den Straßen von Casilinum, einer alten Cultstätte der campanischen Diana, — „Phöbus Apollo ist niedergestiegen vom Olymp und hält befreienden Einzug in der Stadt seiner Schwester.“

Die Bürger von Capua aber baten ihn, die ersten Goldmünzen seines Königs-Namens in ihrer Münze zu prägen mit der Umschrift: »Capua revindicata«.

So ging es fort bis Neapolis: dieselbe Straße, welche er dereinst, ein Flüchtling, verwundet, in nächtlicher Hast zurückgelegt.

Der Befehlshaber der armenischen Söldner in der Stadt, einer sehr tapfern, aber schwachen Schar der Arsakide Phaza, wagte nicht, der Bevölkerung für den Fall einer Belagerung zu trauen.

Er führte seine Lanzenträger und bewaffnete Bürger von Neapolis dem König zur offnen Feldschlacht entgegen.

Da, vor dem Beginn des Gefechts, ritt ein Reiter auf weißem Roß aus der Schlachtreihe der Gothen, nahm den Helm von Haupt und rief:

„Kennt ihr mich nicht mehr, ihr Männer der parthenopäischen Stadt?

Ich bin Totila.

Ihr habt mich geliebt, da ich der Seegraf eures Hafens war.

Ihr sollt mich segnen als euren König.

Gedenkt ihr nicht mehr, wie ich eure Weiber und Kinder auf meinen rettenden Schiffen geflüchtet vor den Hunnen Belisars?

Vernehmt: diese eure Frauen und Töchter, sie sind abermals in meiner Hand: nicht als Schützlinge, als Gefangene. —

Nach Cumä habt ihr sie gebracht, in das feste Schloß, sie vor den Byzantinern zu schützen, vielleicht auch vor mir.

Wisset aber: Cumä hat sich mir ergeben: und alle dorthin Geflüchteten sind in meine Gewalt gefallen.

Man rieth mir: sie als Geiseln zu behalten, euch und die andern Städte zur Ergebung zu zwingen.

Das widerstrebt mir.

Frei ließ ich sie alle — nach Rom hab' ich die Frauen der römischen Senatoren geleiten lassen.

Nur eure Weiber und Kinder, ihr Männer von Neapolis, hab' ich in mein Lager kommen lassen: nicht als Geiseln, nicht als Gefangene: — als meine Gäste. —

Sehet hin: — dort strömen sie aus meinen Zelten. —

Oeffnet die Arme, sie zu empfangen — sie sind frei.

Wollt ihr jetzt gegen mich kämpfen?

Ich kann's nicht glauben!

Wer ist der erste unter euch, der zielt auf diese Brust?"

Und weit schlug er den weißen Mantel auseinander.

„Heil König Totila dem Gütigen!" war die jubelnde Antwort.

Und das heißblütige Völklein warf die Waffen nieder, strömte heran und begrüßte jubelnd die befreiten Frauen und Kinder und küßte dem jungen König den Saum des Mantels und die Füße.

Der Führer der Söldner ritt zu ihm heran.

„Meine Lanzen sind umringt und zu schwach, allein zu kämpfen.

Hier, o König, nimm mein Schwert: ich bin dein Gefangner."

„Nicht also, tapfrer Arsakide!

Du bist unbesiegt: — deßhalb auch ungefangen. Zieh' ab, wohin du willst, mit deiner Schar."

„Ich bin besiegt und gefangen durch deines Herzens Hoheit und deiner Augen lichten Glanz: — verstatte, daß wir fortan für deine Fahne fechten."

Eine auserlesne Kriegerschar war so Totila gewonnen, die fortan treu bei ihm aushielt.

Unter einem Regen von Blumen hielt er seinen Einzug durch die Porta nolana.

Noch bevor Aratius, der Admiral der Flotte im Hafen, die Anker seiner Kriegsschiffe lichten konnte, war deren Bemannung von den zahlreichen Matrosen der vielen neben ihnen liegenden Handelsschiffe der Kaufleute, alter Bewunderer und dankbarer Schützlinge Totila's, überwältigt und die Führer gefangen.

Ohne Blutvergießen hatte sich der Gothenkönig eine Flotte und die dritte Stadt des Reiches gewonnen.

Aber von dem Festmahl, das ihm am Abend die jubelnde Stadt bereitete, stahl er leise sich hinweg.

Mit Staunen erkannten gothische Wachen in der Stille der Nacht ihren König, ohne Gefolge, in altem, halb eingestürztem Thurmgemäuer hart am capuanischen Thor neben einem uralten Olivenbaum verschwinden. —

Am andern Tag erschien ein Decret Totila's, welches die Frauen und Mädchen der Juden von Neapolis für immer von dem bisher entrichteten Kopfgeld befreite, und, während ihnen sonst untersagt war, öffentlich Schmuck zu tragen, verstattete, als Ehrenzeichen auf dem Brustgewand ein goldnes Herz zu tragen. —

In dem dicht verwachsenen Gärtchen aber, in welchem verwilderter Epheu und Rosen das hohe Steinkreuz und einen tief eingesunkenen Grabstein völlig überwachsen hatten, erhob sich in Bälde ein Gedenkstein von edelstem schwarzen Marmor mit der einfachen Aufschrift: „Miriam Valeria". —

Und niemand lebte in Neapolis, der das zu deuten wußte.

Sechstes Capitel.

Von allen Seiten strömten nun aus Campanien und Samnium, Bruttien und Lucanien, Apulien und Calabrien Abgesandte der Städte nach Neapolis, den Gothenkönig als Befreier in ihre Mauern zu laden.

Auch das wichtige und starke Benevent ergab sich und die benachbarten Festen Asculum, Canusia und Acheruntia.

Nach Tausenden zählten die Fälle, in welchen in diesen Landschaften die Colonen in die Ländereien ihrer gefallnen, entflohnen, nach Byzanz oder Rom gewanderten Herren eingewiesen wurden.

Außer Rom und Ravenna waren von großen Plätzen jetzt nur noch Florentia unter Justinus, Spoletium unter Bonus und Herodianus, Perusia unter dem Hunnen Uldugut in den Händen der Byzantiner.

In wenig Tagen hatte der seekundige König, durch viele Italier aus dem Süden der Halbinsel verstärkt, seine eroberte Flotte neu bemannt und führte sie, in vollem Schmuck der Segel und Flaggen, aus dem Hafen, indeß

die Reiterei seines Heeres auf dem Landweg (der Via appia) gegen Norden zog.

Rom war das Ziel der Schiffe und der Reiter: während Teja, nachdem er alles Land, zwischen Ravenna und dem Tiber gewonnen — die festen Burgen Petra und Caesena fielen ohne Schwertstreich — oder unterworfen und gesichert: die Aemilia und beide Tuscien, (das annonarische und suburbicarische,) auf der Via flaminia mit einem dritten Gothenheer gegen die Stadt des Cethegus heranzog.

Der Präfect erkannte: nun ward es grimmiger Ernst.

Und grimmig, gleich dem in seiner Höhle angegriffenen Drachen, wollte er sich wehren.

Mit stolz zufriednem Blick maß er die Schanzen und Wälle, sein ungeheures Werk: und zu den Waffenfreunden, welche die Annäherung der Gothen beunruhigte, sprach er:

„Getrost! an diesen Mauern sollen sie zum zweiten Mal zerschellen."

Aber nicht so ruhig wie seine Reden und Mienen war im tiefsten Innern sein Geist.

Nicht, daß er sein Thun jemals bereut, seinen Gedanken je als unausführbar erkannt hätte.

Aber daß sein Werk, nach wiederholtem Scheitern der Vollendung so nahe geführt, nun nach Totila's Erhebung abermals so fern vom Ziele schien, — diese Empfindung wirkte auf die eiserne Kraft auch des Cethegus.

„Der Tropfe höhlt zuletzt den Fels!" antwortete er, als ihn Licinius einmal fragte, weßhalb er so finster sehe.

„Und dann — ich kann nicht mehr schlafen wie ehedem."

„Seit wann?"

„Seit — Totila! —

Dieser blonde Königsknabe hat mir den Schlummer gestohlen."

So sicher und überlegen sich der Präfect gegenüber all' seinen Feinden und Gegnern gefühlt hatte — die leuchtende, offne Natur, die Sigfrid-Natur dieses Jünglings und ihre spielend gewonnenen Erfolge reizten seinen Haß so schwer, daß ihm manchmal in heißer Leidenschaft die überlegne Eisesruhe schmolz, — während Totila dem Allgefürchteten mit einer Siegeszuversicht entgegen trat, als könne es ihm gar nicht fehlen.

„Er hat Glück, dieser Milchbart!" knirschte Cethegus, als er die spielende Eroberung von Neapolis erfuhr.

„Glück wie Achilleus und Alexandros.

Aber vortrefflicherweise werden sie nicht alt, diese ewigen Jünglinge!

Das weiche Gold dieser Seelen zermürbt — wir Klumpen von gediegenem Erz halten länger.

Ich habe dieses Schwärmers Rosen und Lorbern gesehen: mir ist, bald seh' ich auch seine Cypressen.

Es kann nicht sein, daß ich dieser mädchenhaften Seele erliege.

Das Glück trug ihn rasch und schwindelhoch empor.

Plötzlich und schwindelhoch wird er auch fallen.

Trägt es ihn noch über die Zinnen meines Rom? —

Fliege nur, junger Ikarus, mühelos, im wärmsten Sonnenschein.

Ich klimme, Schritt für Schritt, durch Blut und Kampf, empor im Schatten. —

Aber hoch aufathmend werd' ich oben stehn, wenn dir der verrätherische Sonnenkuß des Glücks das Wachs in den kühnen Fittigen geschmolzen hat.

Wie ein fallender Stern wirst du unter mir erlöschen."

Aber es hatte nicht das Ansehen, als ob dies schon bald geschehen solle.

Sehnlich erwartete Cethegus das Eintreffen einer starken Flotte aus Ravenna, welche ihm den Rest seiner Söldner und Alles, was daselbst von Legionaren und von dem Heere des Demetrius entbehrlich war, mit reichen Mundvorräthen zuführen sollte.

Waren diese Verstärkungen eingetroffen, konnte er das murrende letzte Aufgebot der Römer von seinem unerträglichen Dienst entlassen.

Seit Wochen hatte er die immer drohender verbitterten Einwohner auf diese Flotte vertröstet.

Endlich war sie von Ostia her durch einen vorausgeschickten Schnellsegler verkündet worden.

Cethegus ließ die Nachricht von Herolden, unter Tubaschall, durch alle Straßen rufen, ließ verkünden: an den nächsten Iden des Octobers würden achttausend Bürger von den Wällen an ihren Herd entlassen: er ließ doppelte Wein-Rationen auf den Mauern vertheilen.

An den Iden des Octobers deckte dichter Nebel Ostia und das Meer.

Am Tage nach den Iden flog ein kleines Segelboot von Ostia nach Portus, in den Hafen von Rom.

Seine zitternde Bemannung, Legionare aus Ravenna, verkündeten:

König Totila habe mit der Flotte aus Neapolis die ravennatischen Triremen im Schutze dichten Nebels überfallen: von den achtzig Schiffen zwanzig verbrannt oder in den Grund gebohrt, sechzig aber mit allem Seevolk und Mundvorrath genommen.

Cethegus wollte es nicht glauben.

Er sprang an Bord seines eignen Schnellrudrers „Sagitta" und flog den Tiber hinab.

Aber mit Noth entkam er den Schiffen des Königs, welche bereits den Hafen Portus sperrten und kleine Kreuzer Tiber aufwärts schickten.

In höchster Eile ließ nun der Präfect einen doppelten Strom-Riegel, den ersten aus gekappten Masten, den zweiten aus Eisenketten, einen Pfeilschuß weiter oben, wieder quer über den Tiber werfen, wie ihn Belisar bei der ersten Belagerung hatte fertigen lassen.

Den Raum zwischen dem unteren, dem Balken-, und dem oberen, dem Eisen-Riegel, füllte er mit einer großen Zahl kleiner Boote aus.

Schwer empfand Cethegus die volle Wucht jenes Schlages.

Nicht nur waren seine heiß ersehnten Verstärkungen in Feindes Hand gefallen. nicht nur mußte er den ihn verfluchenden Römern, statt der versprochenen Erleichterung, noch schwerere Lasten auflegen: — denn auch

die Flußseite mußte nun gegen die unablässigen Durchbruchsversuche der gothischen Schiffe gedeckt werden — mit leisem Grauen sah Cethegus unaufhaltbar näher und näher dringen den furchtbarsten Feind — den Hunger.

Die Wasserstraße, auf welcher er, wie früher Belisar, alle Vorräthe reichlich zugeführt hatte, war gesperrt.

Italien hatte keine dritte Flotte mehr.

Die von Neapolis und die von Ravenna blokirte unter gothischen Wimpeln Rom.

Die letzten Reiter aber, welche Marcus Licinius auf Kundschaft und Fouragirung die flaminische Straße hinauf geschickt, jagten erschrocken zurück und meldeten: ein starkes Gothenheer, geführt von dem fürchterlichen Teja, rücke im Eilmarsch heran.

Seine Vorhut stehe schon in Reate.

Tags darauf war Rom auch von der letzten, der Nordseite, her eingeschlossen und beschränkt auf seine eigenen Kräfte: seine Bürger.

Diese aber waren schwach genug, so stark auch die Mauern des Präfecten und sein Muth.

Noch durch Wochen, noch durch Monate hielt des Cethegus eiserner Zwang die Verzagenden gegen ihren Willen aufrecht.

Aber schon erwartete man nicht durch Sturm, durch Hunger den baldigen Fall.

Da trat ein Allen unerwartetes Ereigniß ein, das die Hoffnungen der Belagerten neu belebte und des jungen Königs Genius und Glück auf harte Probe stellte: auf dem Kriegsschauplatz erschien nochmal — Belisarius.

Siebentes Capitel.

Als in dem goldenen Palaste der Cäsaren zu Byzanz nach einander die schlimmen Nachrichten eintrafen von den Niederlagen an der Padusbrücke und bei Mucella, von der neuen Belagerung Roms, von dem Verlust von Neapolis und des größten Theils von Italien, — da wurde Kaiser Justinian, der das Abendland schon wieder mit dem Osten vereinigt gesehen, furchtbar aus seinen Träumen geweckt.

Leicht war es damals den Freunden Belisars, den Beweis zu führen: die Abberufung dieses Helden sei der Grund aller Mißerfolge.

Klar lag es vor Augen: so lang Belisarius in Italien, Sieg auf Sieg: sowie er den Rücken wandte: Schlag auf Schlag des Unheils.

Die byzantinischen Heerführer in Italien selbst erkannten nun offen an, daß sie Belisar zu ersetzen nicht vermochten.

„Ich vermag nicht," schrieb Demetrius aus Ravenna, „vor Totila das offene Feld zu halten, kaum diese Festung der Sümpfe zu behaupten.

Neapolis ist gefallen.

Rom kann fallen jeden Tag.

Sende uns wieder den löwenkühnen Mann, den wir in eitler Ueberhebung ersetzen zu können wähnten, der Vandalen und Gothen Besieger."

Und Belisar, obzwar er sich hoch verschworen, nie wieder diesem Kaiser des Undanks zu dienen, hatte alle Unbill augenblicks vergessen, als Justinianus ihn wieder lächelnd anblickte.

Und als er ihn vollends — nach dem Fall von Neapolis — umarmte und „sein treues Schwert" nannte, — nie hatte er in Wahrheit an seine Untreue geglaubt, nur seine königgleiche Stellung nicht dulden wollen — da war Belisarius von Antonina und Prokop nicht mehr zurückzuhalten.

Da aber der Kaiser die Kosten scheute einer zweiten Unternehmung gegen Italien, neben denen des Perserkrieges, welchen Narses glücklich, aber kostspielig, in Asien führte, so geriethen Geldgeiz und Ehrgeiz in seiner Brust in einen Widerstreit, welcher vielleicht länger gedauert hätte, als der Widerstand von Rom und von Ravenna, wenn ihm nicht Prinz Germanus und Belisar durch einen gemeinschaftlichen Vorschlag einen Ausweg gewiesen.

Den edlen Prinzen trieb die Sehnsucht, Ravenna und das Grab Mataswinthens zu besuchen und die Unvergessene an dem rohen Barbarenvolk zu rächen.

Denn Cethegus hatte ihm als Erklärung des tragischen Ausgangs der Unvergleichlichen angegeben: die erzwungene Ehe mit Witichis habe ihren Geist zerrüttet.

Belisar aber fand es unerträglich, durch Totila's Erfolge all' seine eigenen Siege in Frage gestellt zu sehen.

Denn, war ein Volk wirklich überwunden, — so fragten seine Neider am Hofe, — welches binnen eines Jahres sich so glänzend wieder erhoben hatte?

Er hatte sein Wort gegeben, die Gothen vernichten zu können — das wollte er einlösen.

So machten Germanus und Belisar dem Kaiser den Vorschlag, Italien auf ihre Kosten für ihn erobern zu wollen.

Der Prinz bot sein ganzes Vermögen zur Ausrüstung einer Flotte, Belisar alle seine neu verstärkten Leibwächter und Lanzenträger.

„Das ist ein Vorschlag nach dem Herzen Justinians!" rief Prokop, als Belisar ihm davon sprach.

„Keinen Solidus aus seiner Tasche und vielleicht eine Provinz nebst Lorbern für die Erde und gottgefälliger Ketzervertilgung für Theodora und den Himmel, ohne Auslagen!

Sei gewiß: er nimmt es an und giebt euch seinen väterlichen Segen mit.

Sonst aber nichts.

Ich weiß es: du bist so wenig zu halten wie Balan, dein Scheck, wenn die Trompete bläst.

Ich aber werde nicht zusehen, wie du kläglich erliegst."

„Erliegen? Weßhalb, du Rabe des Unheils?"

„Diesmal hast du die Gothen und Italien gegen dich.

Du hast jene aber nicht vernichtet, da du Italien für dich hattest."

Aber Belisar schalt seine Feigheit und ging alsbald mit Germanus in See.

Der Kaiser gab ihnen wirklich nichts mit als seinen Segen und den großen Zeh des heiligen Mazaspes. —

Hoch auf athmeten die Byzantiner in Italien bei der Nachricht, daß eine kaiserliche Flotte bei Salona in Dalmatien gelandet sei.

Und selbst Cethegus, zu welchem Kundschafter die Botschaft getragen, seufzte: „Besser Belisar in Rom als Totila."

Auch der Gothenkönig war schwer besorgt.

Er mußte vor Allem die Stärke von Belisars Heer zu erkunden suchen, um danach seine Beschlüsse einzurichten, — etwa gar die Einschließung Roms aufzugeben, um dem mächtigen Entsatzheer entgegen zu ziehen.

Von Salona segelte Belisar nach Pola, wo er Schiffe und Mannschaft musterte.

Dort kamen zu ihm zwei Männer, welche sich als herulische Söldner zu erkennen gaben, also gothisch, aber auch sehr gut lateinisch sprachen, und erklärten: sie seien Boten von Bonus, dem einen Befehlshaber von Spoletium.

Glücklich hätten sie sich durch die gothischen Linien geschlichen: und sie drängten den Feldherrn zu raschem Entsatz.

Sie baten um genaue Auskunft über seine Stärke, die Zahl seiner Segel, Reiter und Fußtruppen, um

durch genaue Nachrichten den sinkenden Muth der Belagerten zu heben.

„Ja, meine Freunde," sprach Belisar, „ihr müßt schon Einiges hinzufügen in eurem Bericht.

Denn die Wahrheit ist, daß mich der Kaiser ganz auf die eigene Kraft angewiesen hat."

Einen Tag lang zeigte Belisar den beiden Boten Flotte, Lager und Heer.

In der Nacht darauf waren sie verschwunden.

Es waren Thorismuth und Aligern gewesen, welche König Totila, der sie ausgesendet hatte, getreulich die gewünschte Auskunft hinterbrachten.

Das war übel von Anfang an.

Und auch der ganze Verlauf des Feldzuges entsprach nicht dem Ruhm des tapfern Feldherrn.

Zwar gelang es, in die Hafenstadt von Ravenna einzulaufen und diese Stadt mit neuen Vorräthen zu versehen.

Aber noch am Tage der Ankunft brach, in einem Anfall seines alten Leidens, Prinz Germanus an dem Sarkophage Mataswinthens zusammen.

In den Gruftgewölben des Palastes, neben ihres jugendlichen Bruders, neben König Athalarichs Leiche, hatte man sie beigesetzt.

Germanus starb: und er ward nach seinem letzten Wunsche bestattet an der schönen, nie erreichten Geliebten Seite.

Aber in einer kleinen unscheinbaren Nische der Gruft

ruhte noch ein Herz, das treu für die Königin Schönhaar geschlagen.

Aspa, die Numiderin, hatte die geliebte Herrin nicht überlebt.

„In meiner Heimat," hatte sie gesagt, „springen die Dienerinnen der Sonnengöttin oft freiwillig in den Scheiterhaufen, drin die Gottheit versinkt.

Auch Aspa's Sonnengöttin, die schöne, schimmernde, gütevolle ist versunken.

Aspa lebt nicht verlassen und in kaltem Dunkel fort. Aspa folgt ihrer Sonne nach."

Hügelhoch hatte sie stark duftende Blumen in der Gebieterin Todtengemach — höher noch, als da derselbe kleine Raum zu ihrem Brautgemach gedient hatte — gehäuft und unbekannten Räucherstoff aus afrikanischem Harz entzündet, dessen betäubender Geruch die andern Sklavinnen verscheuchte.

Sie aber blieb die Nacht über in dem engen Todtengemach.

Am andern Morgen stahl sich Syphax, gelockt durch den alt vertrauten, aber gefährlichen Duft, in Erinnerung heimischer Opfergebräuche, leis heran.

Er drang endlich in das wie ein Grab schweigende Gemach. —

Zu den Füßen Mataswinthen's, das Haupt unter Blumen vergraben, fand er seine Antilope todt.

„Sie starb," sprach er zu Cethegus, „ihrer Göttin nach. Nun hab' ich nur noch dich auf Erden. —"

Nach der Bestattung des Germanus brach Belisar mit der ganzen Flotte von Ravenna auf.

Aber gleich das nächste Unternehmen, ein Versuch, Pisaurum zu überfallen, scheiterte mit blutigen Verlusten.

Vielmehr ließ König Totila, nun über die geringe Truppenzahl Belisar's unterrichtet, fast unter dessen Augen, durch kühne entsendete Streifscharen unter Wisand zu Lande, welche einige Segel unterstützten, an eben jenem Küstenstrich Firmum wegnehmen.

Die Byzantiner Herodian und Bonus übergaben an Graf Grippa das wichtige Spoletium, nach Ablauf der Frist von dreißig Tagen, binnen welcher sie noch Entsatz von Belisar gehofft.

In Assisium befehligte Sisifrid, ein gothischer Ueberläufer, der in den Tagen von Witichis' Unstern sich Belisar angeschlossen hatte.

Der Mann wußte, was ihm bevorstand, wenn er in Hildebrand's Hände fiel, der ihn in Person belagerte: — der grimme Haß hatte den Alten von der Einschließung Ravenna's zu dieser Aufgabe herangelockt.

Der Gothe vertheidigte die Stadt hartnäckig.

Aber als ihm bei einem Ausfall die Steinaxt des alten Waffenmeisters das Haupt zerschmettert hatte, zwangen die Bürger der Stadt die thrakische Besatzung zur Ergebung.

Viele vornehme Italier, Glieder des alten Katakombenbundes, dreihundert illyrische Reiter und erlesene Leibwächter Belisar's hatten die Besatzung gebildet. Grippa führte sie gefangen dem König zu.

Gleich darauf fiel Placentia, die letzte Stadt der Aemilia, welche noch die saracenische Besatzung für den Kaiser gehalten hatte: sie ergab sich dem Grafen Markja, der das kleine Belagerungsheer befehligte.

In Bruttien aber ergab sich das feste Ruscia, der wichtige Hafenort für Thurii dem kühnen Aligern.

Belisar verzweifelte nun daran, auf dem Landweg gegen Rom vorzudringen.

Er versuchte jetzt, von der steigenden Noth der Stadt vernehmend, ohne weiteren Verzug, Rom von der Seeseite her Entsatz zu bringen und die Einschließung durch die Gothenschiffe zu sprengen.

Aber auf der Höhe von Hydrunt, bei Umseglung der Südspitze Calabriens, zerstreute ein furchtbarer Sturm seine Schiffe: er selbst wurde mit einigen Triremen tief südlich, bis nach Sicilien, verschlagen.

Und der größte Theil seiner Segel, welcher in der Bucht bei Croton Zuflucht gesucht, wurde hier von einem gothischen Geschwader, das der König von Rom entgegengeschickt und bei Squillacium in Hinterhalt gelegt hatte, überfallen und genommen: — eine sehr bedeutende Verstärkung der gothischen Seemacht, welche, wie wir sehen werden, dadurch in den Stand gesetzt wurde, bald die Byzantiner in ihren Inseln und Küstenstädten, angreifend, aufzusuchen.

Seit diesem Schlag war die von Anfang zu geringe Streitkraft Belisars völlig ohnmächtig.

Alle Feldherrnkunst und Kühnheit vermochte nicht die fehlenden Schiffe, Krieger, Rosse zu ersetzen.

Die Hoffnung, daß sich Italien, wie bei dem ersten Feldzug, dem Feldherrn des Kaisers zuwenden werde, schlug völlig fehl.

So mißlang das Unternehmen vollständig, wie uns Prokop in schonungslosen Worten überliefert hat.

Auf die Bitten um Verstärkung antwortete der Kaiser gar nicht.

Auf die dann dringend wiederholte Bitte Antoniens um Erlaubniß zur Rückkehr erwiderte die Kaiserin nur mit dem höhnischen Bescheid: man wage nicht zum zweiten Mal durch Abberufung den Helden in dem Laufe seiner Siege zu unterbrechen.

So verbrachte Belisar bei Sicilien eine qualvolle Zeit der That- und Rath-Losigkeit.

Achtes Capitel.

Inzwischen aber stieg in dem belagerten Rom die Noth und die Erschöpfung der Bürger auf den höchsten Grad.

Der Hunger lichtete die ohnehin so dünne Besatzung der weiten Wälle.

Umsonst that der Präfect sein Aeußerstes.

Umsonst griff er zu allen Mitteln, bald der Ueberredung, bald der Gewalt.

Umsonst verschwendete er sein Gold, neue Lebensmittel in die Stadt zu schaffen.

Denn bis auf die letzten Körner fast waren die Getreide-Vorräthe aufgezehrt, welche er aus Sicilien hatte kommen und auf dem Capitole bergen lassen.

Unerhörte Belohnungen verhieß er jedem Schiff, dem es gelänge, sich mit Vorräthen durch die Flotte des Königs zu stehlen, jedem Söldner, der es wagte, sich durch die Thore und die Zelte der Belagerer hinaus und mit Mundvorrath zurück zu schleichen.

Die Wachsamkeit Totila's war nicht zu täuschen.

Anfangs hatte einzelne goldgierige Waghälse des Präfecten Lohn zur Nacht hinaus gelockt.

Als aber Graf Teja jeden Morgen darauf über die Wälle bei'm flaminischen Thor ihre Köpfe schleudern ließ, verging auch den Begehrlichsten die Lust.

Theuer wurde das Aas der gefallnen Maulthiere verkauft.

Um das Unkraut und die Brennesseln, die sie gierig aus den Schutthaufen rupften, schlugen sich die hungernden Weiber.

Der Hunger hatte längst gelehrt, das Uneßbare gierig zu verschlingen.

Und nicht mehr zu zählen waren die Ueberläufer, welche aus den Häusern, von den Mauern zu den Gothen eilten.

Teja zwar wollte diese mit Speer-Rechen zurückgetrieben wissen in die Stadt, sie desto früher zum Fall zu bringen.

Totila aber befahl, sie Alle aufzunehmen, zu speisen und nur darüber fürsorglich zu wachen, daß sie nicht durch plötzliche, maßlose Befriedigung des maßlosen Heißhungers, wie anfangs oft geschehen war, dem Tode verfielen.

Cethegus verbrachte nun jede Nacht auf den Wällen.

In wechselnden Stunden beging er selbst, mit Speer und Schild, musternd die Wachen, auch wohl eine Schildwache ablösend, welcher Schlaf und Hunger den Lanzenschaft aus der Hand zu lösen drohten.

Solch' Beispiel wirkte dann freilich wieder eine Weile

ermannend auf die Tüchtigen: begeistert standen auch jetzt die Licinier und Piso und Salvius Julianus zu dem Präfecten und die blind ergebenen Isaurier.

Nicht aber alle Römer: so nicht Balbus, der Schlemmer.

„Nein, Piso," sagte dieser einst, „ich halte es nicht länger mehr aus.

Es ist nicht in Menschenart.

Wenigstens nicht in meiner.

Heiliger Lucullus! Wer hätte das je von mir geglaubt.

Ich gab neulich meinen allerletzten, größten Diamanten für einen halben Stein-Marder hin."

„Ich weiß die Zeit," lächelte Piso, „da du den Koch in Eisen schmieden ließest, hatte er den Meerkrebs eine Minute zu lang sieden lassen."

„O Meerkrebs!

Bei der Barmherzigkeit des blassen Heilands!

Wie kannst du dies Wort, dies Bild herauf beschwören!

Meine ganze unsterbliche Seele geb' ich für eine Scheere, ja für den Schweif.

Und niemals ausschlafen!

Weckt nicht der Hunger, weckt das Wächter-Horn."

„Sieh den Präfecten an!

Seit vierzehn Tagen hat er nicht vierzehn Stunden geschlafen.

Er liegt auf dem harten Schild und trinkt Regenwasser aus dem Helm."

„Der Präfect!

Der braucht nicht zu essen.

Er zehrt von seinem Stolz, wie der Bär von seinem Fett, und saugt an seiner Galle.

Ist ja nichts an ihm als Sehnen und Muskeln, Stolz und Haß!

Ich aber, ach ich hatte so lieblich weißes Fett angehäuft, daß mich im Schlaf die Mäuschen anbissen: sie hielten mich für einen spanischen Mastschinken.

Weißt du das Neueste?

Im Gothenlager ist heute eine ganze Herde feister Rinder eingetrieben worden — lauter apulische: Lieblinge der Götter und Menschen!"

Am andern Morgen früh kam Piso mit Salvius Julianus, den Präfecten zu wecken, der auf dem Wall an der Porta portuensis lag, nahe dem gefährdetsten Punkt, dem Strom-Riegel.

„Vergieb, ich störe dich im seltnen Schlaf —"

„Ich schlief nicht.

Ich wachte.

Melde, Tribun."

„Balbus ist mit zwanzig Bürgern heute Nacht von seinem Posten entflohen.

An Seilen haben sie sich herabgelassen an der Porta Latina.

Dort brüllten die ganze Nacht die apulischen Rinder.

Ihr Ruf war, scheint's, unwiderstehlich."

Aber das Lächeln verging dem Satirenschreiber, als ihn der Blick des Cethegus traf.

„Ein Kreuz, dreißig Fuß hoch, wird errichtet vor dem Hause des Balbus an der Via sacra.

Jeder Ueberläufer, der wieder in unsre Hand fällt, wird daran geschlagen."

„Feldherr, — Kaiser Constantinus hat die Kreuzigungsstrafe abgeschafft, zu Ehren des Heilands," warnte Salvius Julianus.

„So führ' ich sie wieder ein, zu Ehren Roms.

Jener Kaiser hielt wohl nicht für möglich, daß ein römischer Ritter und Tribun die Stadt Rom um einen Braten verrathen werde."

„Aber noch mehr!

Ich kann die Thurmwache nicht mehr bestellen an der Porta pinciana.

Von den sechzehn Legionaren sind neun hungertodt oder hungerkrank."

„Das gleiche fast meldet Marcus Licinius von der Porta tiburtina," fügte Julianus bei.

„Wer soll wehren der überall her drohenden Gefahr?"

„Ich! Und der Muth der Römer.

Geh! laß durch Herolde alle Bürger und Alles, was noch in den Häusern ist, berufen auf das Forum romanum."

„Herr, es sind nur noch Weiber, Kinder und Kranke—"

„Gehorche, Tribun!"

Und finstern Blickes stieg der Präfect vom Wall, schwang sich auf Pluto, sein edles, schwarzes, spanisches Roß und zog langsam, von einer Schar berittner Isaurier gefolgt, überall die Wachsamkeit der Posten, die

Zahl der Truppen prüfend, auf den weitesten Wegen durch einen großen Theil der Stadt: zugleich dadurch den Herolden und den Bürgern Zeit verstattend, zu rufen und zu folgen.

So ritt er auf langem Wege das rechte Tiberufer aufwärts.

Aus den Häusern schlich nur spärlich zerlumptes Volk, die Reiter anstarrend in dumpfer Verzweiflung.

An der Brücke des Cestius erst wurden die Haufen dichter.

Cethegus hielt sein Pferd an, die dort aufgestellten Wachen zu mustern.

Da eilte plötzlich aus der Thür eines niedrigen Hauses ein Weib, mit fliegenden Haaren, ein Kind auf dem Arm.

Ein älteres zerrte an den Lumpen ihres Gewandes.

„Brod? Brod?" schrie sie.

„Ja, werden Steine zu Brod durch Thränen?

O nein! Sie bleiben hart!

Hart wie — ha, hart wie jener da!

Seht Kinder: das ist der Präfect von Rom.

Der dort, auf dem schwarzen Roß, mit dem purpurnem Helmbusch, mit dem furchtbaren Blick!

Aber ich fürchte ihn nicht mehr.

Seht Kinder: der hat euren Vater auf die Wälle gezwungen, Tag und Nacht, bis er umfiel, todt.

Fluch dir, Präfect von Rom!"

Und sie ballte die Fäuste gegen den unbeweglich haltenden Reiter.

„Brod, Mutter!

Gieb uns zu essen!“ heulten die beiden Kinder.

„Zu essen hab' ich nicht für euch, aber zu trinken vollauf! Hier!“ schrie das Weib, umklammerte das ältere Kind mit der Rechten, drückte das kleinere mit der Linken fester an die Brust und schwang sich mit beiden Kindern über das Geländer in die Fluth.

Ein Schrei des Entsetzens, gefolgt von Flüchen, lief durch die Menge:

„Sie war wahnsinnig!“ sprach der Präfect mit lauter Stimme und ritt weiter.

„Nein, sie war die klügste von uns Allen!“ antwortete eine Stimme aus der Menge.

„Schweigt!

Ihr Legionare, laßt die Tuba schmettern!

Vorwärts! auf das Forum!“ befahl Cethegus und sausend sprengte die Reiterschar davon.

Und über die fabricische Brücke, durch das carmentalische Thor, gelangte der Präfect an den Fuß des capitolinischen Hügels auf das Forum romanum.

Leer sah der weite Raum aus: nicht gefüllt durch die paar tausend Menschen, welche in elenden Kleidern auf den Stufen der Tempel und Hallen kauerten oder sich mühsam an Speeren und Stäben aufrecht hielten.

„Was will der Präfect?“

„Was kann er noch wollen?“

„Wir haben nichts mehr als unser Leben.“

„Grade das will er —“

„Wißt ihr schon? vorgestern hat sich auch Centumcellä an der Küste den Gothen ergeben."

„Ja, die Bürger haben die Isaurier des Präfecten überwältigt und die Thore geöffnet."

„O, könnten wir's nach thun."

„Bald müssen wir's thun, sonst ist es zu spät."

„Mein Bruder fiel gestern todt um, die gekochten Brennnesseln noch im Munde: er konnte sie nicht mehr verschlingen."

„Auf dem Forum Boarium ward gestern eine Maus in Gold aufgewogen."

„Ich bezog heimlich eine Woche gebratnes Fleisch von einem Mezger — roh wollte er's nicht liefern —"

„Sei froh! Sie stürmen ja das Haus, wo sie Bratendunst riechen —"

„Aber vorgestern ward er zerrissen vom Volk auf der Straße.

Er hatte bettelnde Kinder in sein Haus gelockt — ihr Fleisch hatte er uns verkauft."

„Der Gothenkönig aber, wißt ihr, wie der mit seinen Kriegsgefangnen umgeht?"

„Wie ein Vater mit seinen hülflosen Kindern."

„Die Meisten treten sofort in seine Dienste."

„Ja, aber die, welche es nicht wollen, versieht er mit Reisegeld —"

„Ja, und mit Kleidern und Schuhen und Lebensmitteln."

„Die Wunden und Kranken werden gepflegt."

„Und er läßt sie durch Wegkundige bis an die Küstenstädte geleiten."

„Auch die Ueberfahrt in's Ostreich auf Kauffahrerschiffen hat er ihnen schon bezahlt."

„Seht, da steigt der Präfect von dem schwarzen Roß."

„Wie Pluto sieht er aus."

„Nicht Princeps senatus mehr, princeps inferorum."

„Seht — seinen Blick!"

„Kalt: und doch wie Flammenpfeile."

„Ja, meine Muhme hat Recht.

So kann nur blicken, wer kein Herz mehr hat."

„Das ist was Altes.

Strigen und Lamien haben ihm Nachts das Herz ausgefressen."

„Was nicht gar!

Es giebt gar keine Lamien.

Aber den Teufel giebt es: denn der steht in der Bibel.

Und er hat ein Bündniß mit ihm geschlossen.

Der Numider, der dort sein schwarzes Roß am Zügel hält, ist der Bote der Hölle, der ihn überall begleitet.

Keine Waffe kann dem Präfecten die Haut ritzen.

Nicht Nachtwachen noch Hunger verspürt er.

Aber er kann auch nie mehr lächeln.

Denn er hat seine Seele der Hölle verpfändet."

„Woher weißt du's?"

„Der Diakon von Sanct Paul hat's uns neulich Alles gedeutet.

Und Sünde ist es, einem solchen länger zu dienen.

Hat er doch auch unsern Bischof Silverius dem Kaiser verrathen und in Ketten über's Meer geschickt."

„Und hat er doch neulich sechzig Priester, rechtgläubige und arianische, als des Verraths verdächtig aus der Stadt gewiesen."

„Das ist wahr."

„Er muß aber auch dem Teufel gelobt haben, alle Qualen über Rom und die Römer zu bringen."

„Aber wir wollen's nicht mehr dulden."

„Wir sind frei, er hat's uns oft gesagt.

Ich will ihn fragen, mit welchem Recht —"

Aber mitten im Wort verstummte der tapfere Redner: — ein Blick des Präfecten hatte ihn getroffen, der im Emporsteigen zur Rednerbühne die kleine murrende Gruppe streifte.

„Quiriten," hob er an, „ich rufe euch Alle auf, Legionare zu werden.

Hunger und — schmählich zu sagen von römischen Männern — Verrath lichten die Reihen unsrer Wachen. —

Hört ihr die Hammerschläge?

Ein Kreuz wird gezimmert für die Ueberläufer. —

Noch größere Opfer fordert Rom von den Römern.

Denn ihr habt keine Wahl.

Bürger anderer Städte möchten schwanken zwischen Uebergabe und Untergang.

Wir, erwachsen im Schatten des Capitols, haben diese Wahl nicht. Hier gehn die Schauer von mehr als tausendjährigem Heldenthum.

Hier kann kein feiger Gedanke laut werden.

Ihr könnt nicht wieder die Barbaren ihre Rosse binden sehen an die Säulen des Trajan.

Eine letzte Anstrengung gilt es.

Früh reift das Heldenmark in den Knaben des Romulus und Cäsar: spät weicht die Kraft aus den tibertrinkenden Männern:

Ich rufe die Knaben vom zwölften, die Männer bis zum achtzigsten Jahre auf die Wälle.

Still! murrt nicht!

Ich werde meine Tribunen mit den Lanzenträgern von Haus zu Haus gehen lassen: nur um zu hindern, daß nicht allzuzarte Knaben, allzu müde Greise zu den Waffen greifen.

Was murrt ihr da drüben?

Weiß jemand bessern Rath der Vertheidigung?

Er gebe ihn: laut, von diesem Platz herab, den ich ihm dann räumen werde."

Da ward es still an der Stelle, wohin der Blick des Präfecten geblitzt.

Aber hinter ihm erhob sich, bei denen, die sein Auge nicht bändigen konnte, grollendes Gemurmel.

„Brod!"

„Uebergabe!"

„Friede!"

„Brod!"

Cethegus wandte sich.

„Schämt ihr euch nicht?

So viel habt ihr ertragen, eures Namens würdig.

Und nun, da es noch kurze Zeit gilt, auszuharren, wollt ihr erlahmen?

In wenigen Tagen bringt Belisar Entsatz."

„Das hast du uns schon sieben Mal gesagt."

„Und nach dem siebenten Male verlor Belisar fast alle Schiffe."

„Die helfen jetzt mit, unsern Hafen sperren."

„Du sollst uns eine Frist, ein Ende setzen dieses Elends. Denn mich erbarmt es dieses Volks."

„Wer bist du?" fragte Cethegus den unsichtbaren Redner.

„Du kannst kein Römer sein."

„Ich bin Pelagius der Diakon, ein Christ und ein Priester des Herrn.

Und ich fürchte nicht die Menschen, sondern Gott.

Der König der Gothen, obwohl ein Ketzer, soll versprochen haben, in allen Städten, die sich unterwerfen, die Kirchen, welche seine Mitketzer, die Arianer, den Rechtgläubigen entrissen, zurück zu geben.

Schon dreimal soll er Herolde an die Bürger Roms gesendet haben mit gütigsten Bedingungen: — man hat sie nie zu uns sprechen lassen." —

„Schweig, Priester.

Du hast kein Vaterland als den Himmel, keinen Staat als das Reich Gottes, kein Volk als die Gemeinde der Heiligen, kein Heer als die Engel.

Bestelle du dein himmlisch Reich. Männern überlaß' das Reich der Römer."

„Aber der Mann Gottes hat Recht."

„Eine Frist!"

„Einen nahen Termin!"

„Bis dahin wollen wir noch ausharren."

„Doch verläuft er ohne Entsatz" —

„Dann Uebergabe!"

„Dann öffnen wir die Thore."

Aber diesen Gedanken scheute Cethegus.

Wußte er doch, seit langen Wochen ohne alle Kunde von der Außenwelt, durchaus nicht, wann etwa Belisar vor der Tibermündung erscheinen konnte.

„Wie?" rief er. „Soll ich euch eine Frist setzen, wie lang ihr noch Römer sein wollt und von wann ab Memmen und Sklaven?

Die Ehre kennt keine Termine."

„So sprichst du, weil du selbst nicht mehr an Entsatz glaubst."

„So spreche ich, weil ich an Euch glaube."

„Aber wir wollen es so.

Wir Alle.

Hörst du?

Du sprachst ja immer von der römischen Freiheit.

Wohlan, sind wir frei oder dir verfallen, wie deine Söldner?

Hörst du?

Wir fordern einen Termin.

Wir wollen es!"

„Wir wollen es!" wiederholte der Chor.

Da schollen, ehe Cethegus erwidern konnte, Tubarufe von der Südostecke des Forum her: von der sacra Via strömten Volk und Bewaffnete gemischt heran, in ihrer Mitte zwei Reiter in fremden Waffen.

Neuntes Capitel.

Lucius Licinius sprengte ihnen allen voraus, sprang ab und flog die Rednerbühne hinan.

„Ein Herold der Gothen!

Ich kam zu spät, ihn wieder, wie sonst, abzuweisen.

Die verhungernden Legionare am tiburtinischen Thor ließen ihn herein.“

„Nieder mit ihm!

Er darf nicht reden,“ sprach Cethegus, sprang die Tribüne herab und zog das Schwert.

Aber die Menge errieth ihn.

Jubelnd, schützend umdrängte sie den Herold.

„Friede! Heil! Brod!“

„Friede! Hört den Herold!“

„Nein, hört ihn nicht,“ donnerte Cethegus.

Wer ist Präfect von Rom?

Wer vertheidigt diese Stadt?

Ich: Cornelius Cethegus Caesarius.

Und ich sage: hört ihn nicht.“

Und mit dem Schwert warf er sich vorwärts.

Aber dicht, wie ein Bienenschwarm, geballt, hemmten

Weiber und Greise seinen Weg, während die Bewaffneten den Herold schützend umwogten.

„Sprich, Bote, was bringst du?“ forschten sie.

„Frieden und Erlösung,“ rief Thorismuth und schwenkte seinen weißen Stab.

„Totila, der Italier und der Gothen König, entbietet euch Huld und Gruß und fordert freies Geleit, euch Wichtiges zu künden und den Frieden.“

„Heil ihm!“

„Hört ihn!“

„Er soll kommen!“

Cethegus war eilig zu Pferd gestiegen und ließ seine Tubabläser die Schlachtfanfare schmettern.

Da wurde es still auf dem Forum.

„Höre, Herold: ich, der Befehlshaber dieser Stadt, verweigere das Geleit.

Jeden Gothen, der die Stadt betritt, werd' ich als Feind behandeln.“

Aber da erscholl tausendstimmiges Geschrei der Wuth.

Ein Bürger erklomm die Rednerbühne.

„Cornelius Cethegus, bist du unser Tyrann oder unser Beamter?

Wir sind frei.

Und oft hast du's gerühmt: das Höchste ist in Rom des römischen Volkes Majestät.

Wohlan, das römische Volk befiehlt, den König zu hören.

Befiehlst du das nicht, Volk von Rom?“

„Wir wollen es!“

„Es ist Gesetz," brüllten die Quiriten.

„Hast du's vernommen?

Willst du dem Volk von Rom gehorchen oder trotzen."

Cethegus stieß das Schwert in die Scheide.

Thorismuth sprengte davon, seinen König zu holen.

Der Präfect winkte die jungen Tribunen an sich heran.

„Lucius Licinius," befahl er, „auf's Capitol.

Salvius Julianus, du deckst den untern, den Balken-Stromriegel.

Quintus Piso, du deckst den oberen, den Ketten-Riegel.

Marcus Licinius, du hältst die Schanze, die den Aufgang vom Forum zum capitolinischen Hügel und mein Haus beschützt.

Der Rest der Söldner schart sich dicht hinter mir."

„Was willst du, Feldherr?" fragte Lucius Licinius, ehe er davon eilte.

„Die Barbaren überfallen und verderben."

Es waren etwa noch fünfzig Reiter und hundert Lanzenträger, welche nach Entsendung der Tribunen hinter dem Präfecten hielten.

Nach kurzer banger Spannung schmetterte das gothische Heerhorn die heilige Straße herauf.

Und von dorther bogen auf das Forum ein Thorismuth und sechs Hornbläser, Wisand, der Bandalarius, mit der blauen Königsfahne der Gothen, der König zwischen Herzog Guntharis und Graf Teja und noch etwa zehn Heerführer und Reiter, fast alle ohne Waffen: nur Teja zeigte deutlich das breite, das gefürchtete Beil.

Als eben der Zug sich aus dem Lager der Gothen in Bewegung gesetzt hatte, durch's metronische Thor in die Stadt zu reiten, fühlte sich Herzog Guntharis am Mantel gefaßt: er sah neben seinem Pferd einen Knaben oder Jüngling mit kurzkrausem, goldbraunem Haar und blauen Augen und einem Hirtenstock in der Hand.

„Bist du der König?

Nein, du bist es nicht.

Und jener dort? das ist der tapfere Teja, der schwarze Graf, wie ihn die Lieder nennen."

„Was willst du, Bursche, von dem König?"

„Ich will für ihn fechten unter seinen Heerleuten."

„Du bist noch zu jung und zart.

Geh' und komm' nach zwei Sommern wieder: und hüte derweilen die Ziegen."

„Ich bin noch jung: aber nicht mehr schwach.

Und Ziegen hab' ich mir genug gehütet.

Ha, ich seh's: das ist der König."

Und er trat vor Totila und neigte sich zierlich und sprach:

„Mit Gunst, Herr König."

Und er langte nach des Pferdes Zügel, es zu führen: als müßte das alles so sein.

Und der König sah mit Wohlgefallen auf ihn herab und lächelte ihm zu.

Und der Knabe führte sein Pferd am Zaum.

Guntharis aber sprach vor sich hin: „Dieses Knaben Antlitz habe ich schon gesehen.

Nein, er gleicht ihm nur, —: doch solche Aehnlich-

keit sah ich noch nie: und wie adelig des jungen Hirten Haltung!"

„Heil König Totila! Frieden und Heil," jauchzte dem Gothen-König das Volk entgegen.

Der junge Zügelführer aber sah empor in des Königs schimmervolles Antlitz und sang leise, aber mit silbertöniger Stimme, zu ihm hinauf:

„Zittre und zage,
Zäher Cethegus:
Nicht taugt dir die Tücke!
Es trümmert den Trotz dir
Teja, der Tapfre:
Und Tag-hell empor taucht,
Wie Maiglanz und Morgen
Aus Nacht und aus Nebel,
Der leuchtende Liebling
Des Himmels-Herr'n:
Der schimmernd schöne,
Der kühne König.
Ihm öffnen sich alle
Die Thürme, die Thore,
Die Hallen und Herzen:
Ihm weicht, überwunden,
Wuth, Winter und Weh."

Auf den Wink von des Königs Hand trat Stille ein.

Aber diesen erwarteten Augenblick nutzte Cethegus.

Er trieb seinen Rappen vorwärts in die Volksmenge und rief:

„Was willst du, Gothe, in dieser meiner Stadt?"

Nach einem lodernden Blick wandte sich Totila von ihm ab:

„Mit ihm red' ich nur mehr mit dem Schwert, dem sechsfachen Lügner, dem Mörder!

Zu dir sprech' ich, unseliges, bethörtes Volk von Rom.

Der Schmerz um euch zerreißt mein Herz.

Ich kam, euer Elend zu enden.

Ohne Waffen bin ich gekommen.

Denn besser als Schwert und Schild schützt mich des Römervolkes Ehre."

Er hielt inne.

Cethegus unterbrach ihn nicht mehr.

„Quiriten, wohl habt ihr selbst erkannt: längst konnt ich mit meinen Tausenden euere Mauern stürmen.

Denn ihr habt nur noch Steine, keine Männer mehr darauf.

Aber fiel Rom durch Sturm, ging Rom in Flammen auf.

Und ich gesteh's: lieber will ich niemals Rom betreten als Rom zerstören.

Ich will euch nicht vorhalten, wie ihr Theoderichs und der Gothen Güte vergolten.

Habt ihr die Tage vergessen, da ihr dankbar Münzen schlugt mit der Umschrift: „Roma felix?"

Wahrlich, ihr seid genug gestraft.

Schwerer gestraft durch Hunger und Pest und Byzanz und jenen Dämon als euch jemals unsere strengste Strafe getroffen hätte.

Mehr als achttausend Männer von euch, Weiber und Kinder ungezählt, sind erlegen.

Eure verödeten Häuser stürzen ein.

Gierig rafft ihr das Gras, das in euren Tempeln wächst.

Hohläugig schleicht durch eure Gassen die Verzweiflung.

Menschenfleisch, der eignen Kinder Fleisch, haben hungernde Mütter, römische Mütter verspeist.

Und bis heute konnte man euren Widerstand beklagen, aber bewundern.

Von heut' ab ist er Wahnsinn.

Eure letzte Hoffnung war Belisar.

Wohlan: Belisar ist heimgefahren von Sicilien nach Byzanz.

Er giebt euch auf."

Cethegus ließ die Trompeten schmettern, das Geheul des Volkes zu übertönen.

Lang vergeblich.

Endlich drangen die ehernen Tubastimmen durch.

Als es stiller ward, rief der Präfect.

„Gelogen!

Glaubt nicht so plumper Lüge!"

„Haben euch je die Gothen, hab' ich euch je gelogen, ihr Römer?

Aber nur euren eignen Augen und Ohren sollt ihr glauben.

Vorwärts mit dir, Mann: nun sprich.

Kennt ihr ihn?"

Ein Byzantiner, in reicher Rüstung, ward von den gothischen Reitern vorgeführt.

„Konon!“

„Belisars Nauarch!“

„Wir kennen ihn!“ rief die Menge.

Cethegus aber erbleichte.

„Ihr Männer von Rom,“ sprach der Byzantiner, „Belisar, der Magister Militum, hat mich an den König Totila geschickt.

Heute traf ich ein.

Belisar mußte von Sicilien nach Byzanz zurück.

Er hat scheidend Rom und Italien der bekannten Güte König Totila's empfohlen.

Das mein Auftrag an ihn und an euch.“

„Wohlan,“ fiel Cethegus dröhnend ein, „und ist es so: dann ist der Tag gekommen, zu zeigen, ob ihr Römer seid oder Bastarde.

Hört es und wißt es wohl!

Cethegus der Präfect ergiebt sich und sein Rom nie, niemals den Barbaren.

O, gedenkt der Zeiten nur noch einmal, da ich euch Alles war.

Da ihr meinen Namen neben Christus, vor den Heiligen genannt.

Wer hat euch Jahre lang Arbeit, Brot, und — was mehr ist — Waffen gegeben?

Wer hat euch geschirmt — Belisar oder Cethegus? — als dieser Barbaren fünfzehn Myriaden vor euren Wällen lagen?

Wer hat Rom mit seinem Herzblut gerettet vor König Witichis?

Wohlan, zum letzten Male ruf ich euch zum Kampf.

Hört mich, ihr Enkel des Camillus.

Wie er die Gallier, die schon die Stadt gewonnen, vom Capitol herab hinweg gefegt, mit der Kraft des römischen Schwertes, so will ich diese Gothen hinweg fegen.

Schart euch um mich! Zum Ausfall!

Und erprobt, was Römerkraft vermag, wenn sie Cethegus führt und die Verzweiflung.

Wählt!"

„Ja wählt!" rief Totila, sich hoch erhebend in den Bügeln.

„Wählt zwischen sichrem Untergang und sichrer Freiheit.

Folgt ihr noch einmal diesem Wahnwitzigen, kann ich euch nicht mehr schützen.

Hört hier Graf Teja von Tarent zu meiner Rechten.

Ihr kennt ihn, denk' ich.

Ich kann euch nicht länger schützen."

„Nein," rief Teja, das mächtige Schlacht-Beil erhebend, „dann keine allzugnädige Gnade mehr, bei'm Gott des Hasses.

Verwerft ihr diese allerletzte Gunst: kein Leben wird verschont in diesen Mauern.

Ich hab's geschworen und Tausende mit mir!"

„Ich biete euch volles Vergessen eurer Schuld und will euch ein milder König sein.

Fragt in Neapolis, ob ich's verstehe.
Wählt zwischen mir und dem Präfecten."

„Heil König Totila!
Zum Tode den Präfecten!" scholl es einstimmig in der Runde.

Und, wie auf ein gegebenes Zeichen, warfen sich die Weiber und Kinder, mit erhobenen Händen, wie anbetend, auf die Kniee vor dem König, während alle die Tausende von Bewaffneten drohend, fluchend ihre Speere und Schwerter wider den Präfecten erhoben und mancher Wurfspieß gegen ihn flog: — es waren die Waffen, die er ihnen selbst geschenkt.

„Hunde sind es!
Nicht Römer!"
So sprach Cethegus im tiefsten Zornesdrang und riß sein Roß herum.
„Auf's Capitol!"

Und in gewaltigem Satz, hochausgreifend, sprang sein edler Rappe über die Reihe der knienden, kreischenden Frauen hinweg, durch den Hagel von Geschossen, welche ihm jetzt die Römer nachschleuderten, die wenigen Beherzten niederreitend, welche mit Lanzen ihm den Weg verrennen wollten.

Bald war sein rother Helmbusch verschwunden.
Sausend folgten ihm seine Reiter.

Die Lanzenträger wichen langsam, in guter Ordnung, manchmal wendend und die Speere fällend.

So erreichten sie die hohe Schanze, welche, besetzt

von Marcus Licinius, den Aufgang auf das Capitol und den Weg zu des Präfecten Hause sperrte. —

„Was zunächst? Sollen wir folgen?" fragten die Römer den König.

„Nein! Halt!

Alle Thore reißt auf.

Wagen mit Brot und Fleisch und Wein stehen bereit in unsern Lagern.

Diese fahrt in alle Regionen der Stadt.

Speiset und tränket drei Tage lang das Volk von Rom.

Meine Gothen überwachen und verhüten das Unmaß."

„Und der Präfect?" fragte Herzog Guntharis.

„Cethegus Cäsarius, der Ex-Präfect von Rom, wird dem Gott der Rache nicht entgehn!" rief Totila sich wendend.

„Und nicht mir!" rief der Hirtenknabe.

„Und nicht mir!" sprach Teja, und sprengte davon.

Zehntes Capitel.

Die meisten Regionen von Rom waren durch die Entscheidung auf dem Forum romanum in die Hand der Gothen gefallen.

Was Cethegus noch besetzt hielt, war nur der Stadttheil auf dem rechten Tiberufer vom Grabmal Hadrians im Norden bis zur Porta portuensis im Süden, bei welcher über den Fluß der Riegel von Masten und dahinter ein zweiter von straffgespannten Ketten gezogen war.

Auf dem linken Tiberufer hatte der Präfect nur noch den kleinen, aber beherrschenden Abschnitt westlich vom Forum romanum inne, dessen Mittelpunkt das Capitol bildete: abgegrenzt durch Mauern und hohe Schanzen, welche sich von dem Tiberufer an den Fuß des capitolinischen Hügels und um diesen östlich her bis an das Forum Trajans im Norden erstreckten, während sie im Rücken, im Westen des Capitols, zwischen dem Circus flaminius und dem Theater des Marcellus, jenen preisgebend, dieses noch einschließend, bis an die fabricische Brücke und die Tiberinsel reichten.

Der Rest des Tages verging den befreiten Römern in der Stadt mit jubelnden Festen bei Schmaus und Gelag.

Auf den Hauptplätzen der ihm geöffneten Regionen ließ der König die achtzig vierspännigen Wagen voller Vorräthe auffahren.

Und um sie her lagerte sich auf den Steinen und rasch gezimmerten Bänken das hungernde Volk, Gott, den Heiligen und dem „besten König" dankend.

Der Präfect hatte sofort die Thore, welche von jenem gothisch gewordnen Theil der Stadt durch die Mauern- und Schanzenreihen in sein Rom führten, zumal die Zugänge vom Forum romanum zum Capitol, dann die porta flumentana, carmentalis und ratumena, sorgfältig verrammeln lassen und die geringe, ihm verbliebene Mannschaft mit raschem Feldherrnblick auf die wichtigsten Punkte vertheilt: war es doch ungefähr derselbe Theil von Rom, den er schon früher, unter und gegen Belisar, besetzt gehalten hatte.

„Salvius Julianus erhält noch hundert Isaurier für den Balken-Riegel im Fluß!

Die abasgischen Pfeilschützen eilen zu Piso an den Fluß an dem Kettenriegel.

Marcus Licinius bleibt an der Schanze beim Forum."

Aber da meldete Lucius Licinius, der Rest der Legionare, welcher an der Entscheidung auf dem Forum romanum nicht hatte theilnehmen können, weil er damals in dem nun abgesperrten Theil der Stadt auf Wache stand, werde sehr schwierig.

„Ah," rief Cethegus, „der Dunst der Braten, um welche ihre Vettern da unten die römische Ehre verkauft haben, steigt ihnen kitzelnd in die Nasen.

Ich komme."

Und er ritt auf's Capitol, wo diese Legionare, etwa fünfhundert Mann, in Reih und Glied aufgestellt, in finstrer, drohender Haltung standen.

Langsam, prüfenden Auges ritt Cethegus die Front entlang.

Endlich sprach er:

„Euch wollte ich den Ruhm zuwenden, die Laren und Penaten des Capitols gegen die Barbaren zu vertheidigen.

Ich hörte zwar: ihr zieht die Rinderkeulen da unten vor.

Aber ich will's nicht glauben von euch.

Ihr werdet den Mann nicht verlassen, der euch nach Jahrhunderten wieder kämpfen und siegen gelehrt hat.

Wer's mit Cethegus hält und mit dem Capitol — der hebe das Schwert."

Aber keiner rührte sich.

„Der Hunger ist ein stärkrer Gott, als der capitolinische Jupiter," sagte er verächtlich.

Da trat ein Centurio vor.

„Es ist nicht das, Präfect von Rom.

Aber wir wollen nicht fechten gegen unsre Väter und Brüder, welche nun auf Seite der Gothen stehen."

„Als Geiseln sollte ich euch behalten für eure Väter und Brüder.

Und ihnen, wenn sie stürmen, eure Köpfe entgegen werfen.

Aber ich besorge: es hielte sie nicht auf in ihrer Begeisterung, die aus dem Magen kömmt.

Geht! ihr seid nicht würdig, Rom zu retten!

Auf, Licinius, mit dem Thor!

Laß sie dem Capitol den Rücken wenden — und der Ehre!“

Und die Legionare zogen ab: bis auf etwa hundert Mann, die unschlüssig stehen blieben, an ihre Speere gelehnt.

„Nun? was wollt ihr noch hier?“ rief Cethegus, dicht an sie heran reitend.

„Sterben mit dir, Präfect von Rom!“ rief Einer.

Und die Andern wiederholten:

„Sterben mit dir!“

„Ich danke euch!

Siehst du, Licinius, hundert Römer!

Sind sie nicht genug, um neu ein Römerreich zu gründen?

Euch geb' ich den Ehrenplatz: ihr schirmt die Schanze, die ich mit Julius Cäsars Namen geschmückt.“

Er sprang vom Pferd, warf die Zügel Syphax zu, rief seine Tribunen näher an sich heran und sprach:

„Nun hört meinen Plan!“

„Du hast schon deinen Plan?“

„Ja, wir greifen an!

Wie ich die Barbaren kenne, sind wir heute Nacht vor jedem Angriff sicher.

Sie haben eine Stadt gewonnen zu drei Vierteln.

Dieser Sieg muß erst in hunderttausend Räuschen gefeiert werden, ehe sie an das letzte Viertel denken.

Um Mitternacht wird das ganze Heer von goldlockigen Helden und Säufern in Jubel, Wein und Schlaf begraben sein.

Und die hungrigen Quiriten da unten werden ihnen heute nicht nachstehen an Völlerei.

Seht, wie sie schmausen und springen, mit Kränzen geschmückt.

Und nur ein kleiner Theil der Barbaren erst ist in die Stadt gerückt.

Das ist unsre Siegeshoffnung!

Um Mitternacht brechen wir aus allen unsern Thoren auf sie nieder — sie versehen sich keines Angriffs solcher Minderzahl — und schlachten sie im Schlaf."

„Dein Plan ist todeskühn," sprach Lucius Licinius. „Doch wenn wir fallen — das Capitol wird unser Leichenstein."

„Du lernst von mir," lächelte Cethegus: — „die Worte, wie die Streiche.

Mein Plan ist verzweifelt.

Aber er ist der einzig mögliche.

Jetzt — die Wachen sind bestellt? — gehe ich in mein Haus und schlafe zwei Stunden.

Niemand wecke mich vorher.

Nach zwei Stunden weckt mich."

„Du kannst jetzt schlafen, Feldherr?"

„Ja, ich muß.

Und ich hoffe: ich schlafe gut.

Ich muß mich, wachend und schlafend, in mir selbst versammeln — nach dem ich das Forum romanum dem Barbarenkönig geräumt.

Das war zu viel!

Das heischt Erholung!

Syphax, ich frug schon gestern: ist kein Wein mehr aufzutreiben, rechts vom Tiber?"

„Ich forschte, Herr:

Nur in den Tempeln eures Gottes.

Aber er ist, so sagten eure Priester, bereits geweiht, bestimmt zum Wunder des Altars."

„Das wird ihn nicht verdorben haben.

Nehmt ihn den Priestern fort.

Vertheilt ihn unter die hundert Römer auf der Schanze des Cäsar.

Es ist der einzige Dank, der mir zu spenden geblieben."

Und langsam ritt er, gefolgt von Syphax, seinem Hause zu.

Vor dem Haupteingang hielt er an: auf Syphax Ruf erschien der Roßwärter Thrax.

Cethegus sprang ab und klopfte des edeln Rappen Bug.

„Der nächste Ritt wird scharf, mein Pluto, ob zum Sieg oder in die Flucht.

Gebt ihm das weiße Brod, das für mich gespart ward."

Das Pferd ward in die Ställe neben dem Hauptgebäude abgeführt.

Die Marmorraufen waren leer.

Pluto theilte den weiten Stall nur noch mit des Syphax Braunen.

Alle andern Rosse des Präfecten waren geschlachtet und von den Söldnern verzehrt.

Durch das prachtvolle Vestibulum und Atrium schritt der Hausherr in die Bibliothek.

Der alte Ostiarius und Schreibsklave Fidus, der den Speer nicht mehr tragen konnte, war der einzige Diener im Hause.

Alle andern Sklaven und Freigelassnen lagen auf den Wällen — lebend oder todt.

„Reiche mir die Rolle mit dem Cäsar Plutarchs!

Und den großen, mit Amethysten besetzten Becher — freilich wird's kaum des Zaubers der Steine bedürfen! — voll Wasser aus dem Springbrunnen."

Noch weilte der Präfect in dem Büchersaal.

Den Kandelaber, mit köstlichem Nardenöl gefüllt, hatte der Alte, wie in den Tagen des Friedens, entzündet.

Cethegus warf einen langen Blick auf die Büsten, Hermen, kleinen Statuen, deren dunkle Schatten das Licht scharf auf den Estrich von kostbaren Mosaiken warf.

Da prangten sie fast Alle, die Helden Roms in Krieg

und Frieden, in kleinen Marmorbüsten auf Sockeln und Fußgestellen mit kurzen Andeutungen der Namen.

Von den mythischen Königen an durch die lange Reihe der Consuln und Cäsaren bis auf Trajan, Hadrian und Constantin.

Eine besondere dicht gedrängte Gruppe bildeten die eignen Ahnen der „Cethegi".

Schon war das leere Postament an die Wand gefestigt, welches dereinst **seine** Büste aufnehmen sollte. die letzte an dieser Seite des Saales.

Denn er war der Letzte seines Stammes.

Aber zur Linken zeigte sich noch, zur Fortsetzung bestimmt, ein ganzer Bogengang mit leeren Nischen.

Nicht Ehe, aber Adoption sollte des Cethegus Namen weiter führen in glänzendere Jahrhunderte. —

Zu seinem Erstaunen sah er, an der Reihe der Büsten langsam, gedankenvoll vorüber schreitend, auf dem leeren Sockel, der dereinst seine Büste aufnehmen sollte, ein solches Brustbild heute stehen.

„Was bedeutet das?" fragte er.

„Hebe die Lampe hieher, Alter.

Welche Büste steht an meinem Platz?"

„Vergieb, o Herr!

Das Postament des Einen, da oben, von den ganz Alten, muß reparirt werden.

Ich mußte es abnehmen.

Und da hob ich die Büste, damit sie einstweilen nicht zu Schaden komme, auf diesen leeren Sockel."

„Leuchte!

Noch höher!

Wer mag es sein?"

Und Cethegus las auf der Büste die kurzen Worte:

„Tarquinius Superbus, Tyrann von Rom, starb, wegen unerträglicher Gewalt von den Bürgern vertrieben, ferne der Stadt im Exil.

Zur Warnung späterer Geschlechter."

Cethegus selbst hatte — in seiner Jugend — diese Inschrift verfaßt und unter die Büste setzen lassen.

Rasch hob er nun den Marmorkopf herab und stellte ihn abseit nieder.

„Fort mit dem Omen," sprach er.

In ernster Vertiefung trat er in das Studir-Gemach.

Helm, Schild und Schwert lehnte er an das Lager.

Der Sklave entzündete die auf dem Schildplatt-Tisch stehende Lampe, brachte den Becher und das verlangte Buch und ging.

Cethegus ergriff die Rolle. —

Aber er legte sie wieder weg.

Die Erzwingung der Ruhe versagte ihm diesmal doch.

Sie war zu unnatürlich.

Auf dem römischen Forum tranken die Quiriten mit den Barbaren auf das Heil des Gothenkönigs, auf den Untergang des Präfecten von Rom, des princeps Senatus!

In zwei Stunden wollte er den Versuch wagen, Rom den Germanen zu entreißen.

Er konnte nicht die kurze Pause mit Wiederholung

einer Biographie ausfüllen, welche er halb auswendig wußte.

Er trank heißdurstig Wasser aus dem Becher.

Dann warf er sich auf das Lager.

„War es ein Omen?“ fragte er sich.

„Aber es giebt kein Omen für den, der nicht daran glaubt.

„Ein Wahrzeichen nur gilt: für die Erde der Heimat zu kämpfen.“

Sagt Homer.

Freilich, Cethegus kämpft nicht nur für die Erde der Heimat.

Er kämpft fast noch mehr für sich.

Aber, hat es nicht dieser Tag beschämend gezeigt?

Rom ist Cethegus: und Cethegus ist Rom.

Nicht jene Namen-vergeßnen Römer.

Rom ist heute noch viel mehr Cethegus als — damals Rom Cäsar gewesen.

War er nicht auch ein Tyrann im Sinne der Thoren?“

Und er sprang unruhig wieder auf und trat an die Colossalstatue des großen Ahnherrn heran.

„Göttlicher Julius, könnte ich beten: — heute würd' ich beten — beten zu dir.

Hilf, vollende deines Enkels Werk!

Wie schwer, wie blutig, wie hart hab' ich gerungen seit jenem Tage, da mir zuerst aus deinem Marmorhaupt der Gedanke der Erneuerung deines Rom entgegen sprang: fertig, in Waffen klirrend, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus!

Wie hab' ich gekämpft mit dem Schwert und dem mehr ermüdenden Gedanken Tag und Nacht!

Und war ich siebenmal zu Boden gerungen von der Uebermacht zweier Völker, hab' ich mich siebenmal wieder empor gerafft: unbezwungen und unverzagt!

Vor einem Jahr schien mir das Ziel so nahe.

Und jetzt, heute Nacht, muß ich um die letzten Häuser Roms, um mein Haus, um mein Leben kämpfen mit diesem Knaben im blonden Haar.

Wär' es denkbar?

Sollt' ich erliegen müssen?

Nach so viel Arbeit?

Nach solchen Thaten?

Vor dem Glückstern eines Jünglings?

Soll es denn wirklich unmöglich sein, auch für deinen Enkel unerzwingbar, daß ein Mann sein Volk ersetze, bis er es erneuen, bis es sich selbst erneuen kann?

Daß ein Mann der Barbaren- und der Griechen-Welt obsiege?

Soll nicht Cethegus das Rad der Dinge erst halten und dann rückwärts rollen können?

Muß ich erliegen, weil ich allein stehe, ein Feldherr ohne Heer, ein Mann ohne Volk an seiner Schulter?

Soll ich weichen müssen aus deinem, aus meinem Rom?

Ich kann es, ich will es nicht denken!

Hat nicht auch dein Stern sich verdunkelt kurz vor Pharsalus?

Und schwammst du nicht blutend, das Leben zu retten, unter hundert Pfeilen über den Nil?

Und doch hast du's vollbracht.

Und zogst im Triumphe wieder ein in deinem Rom.

Nicht schlimmer wird es mir, deinem Enkel, ergehn!

Nein, ich werde mein Rom nicht verlieren.

Nicht mein Haus, nicht dies dein göttergleiches Bild, das mir oft, wie den Christen ihres Kreuzes Anblick, Trost und Hoffnung gespendet.

Und dem zum Wahrzeichen — bleibe dir anvertraut, was unter deinem Schild am Sichersten geborgen: — wo auf Erden wäre Sicherheit, wenn nicht bei dir?

Es war eine Stunde der Verzagtheit, da ich diese Geheimnisse und manchen Schatz Syphax zum Vergraben in der Erde anvertrauen wollte.

Geht Rom, dies Haus, dies Heiligthum mir verloren, — mögen auch diese Aufzeichnungen verloren sein.

Und dann — wer wird die Chiffrenschrift entziffern?

Nein, wie die Briefe, das Tagebuch, sollst du mir auch diese Schätze wahren."

Und er zog ein ziemlich großes Ledersäckchen, das er unter dem Panzer und der Tunica auf der Brust getragen, hervor.

Kostbarste Perlen und edelste Edelsteine hatte er darin verborgen.

Dann rührte er an die Feder an den linken Rippen der Statue, unterhalb des Schildrandes.

Und er holte aus der schmalen Oeffnung, die sich aufthat, ein längliches Kästchen von Elfenbein mit

kunstvoll geschnitzten Gestalten und mit goldenem Verschluß, welches allerlei Aufzeichnungen in kleinen Papyrosrollen enthielt.

Er legte das Säckchen in dies Kästchen.

„Hier, großer Ahnherr: wahre mir Geheimnisse und Schätze.

Bei wem sollten sie sicher sein, wenn nicht bei dir?"—

Damit schloß er wieder die Klappe, welche nun nicht durch die schmalste Fuge eine Oeffnung verrieth. —

„Unter deinem Schild!

An deinem Herzen!

Zum Pfande, daß ich dir vertraue und meinem cäsarischen Glück. —

Daß ich nicht von dir, von Rom abzudrängen bin. —

Wenigstens nicht auf die Dauer!

Müßte ich selbst weichen, — ich kehre wieder.

Und wer sucht meine Schätze und meine Geheimnisse bei dem todten Cäsar!

Hüte sie mir."

Wäre das Wasser in dem Amethystenkelch schwerster Wein gewesen, der Trunk hätte nicht berauschender erregen können als dieses ringende Gespräch: halb Selbstgespräch, halb Zwiegespräch mit der wie ein Dämon verehrten Statue.

Die übermenschliche Anspannung aller Kräfte des Geistes und des Leibes in den letzten Wochen: das sieglose Ringen des heutigen Tages auf dem Forum: der sofort nach dem Erliegen neu gefaßte, fast verzweifelte Plan: die Spannung, mit der dessen Ausführung herbei-

gesehnt wurde, hatte in dem eisernen Mann die Erregung und zugleich die mühsam bekämpfte Erschöpfung auf's Aeußerste gesteigert.

Er dachte, sprach und handelte wie im Fieber.

Ermüdet warf er sich auf's Lager zu Füßen der Statue.

Und fast im Augenblick befiel ihn Schlaf.

Aber es war nicht der Schlaf, wie er ihn nach jeder Schuldthat, vor jeder drohenden Gefahr bisher gefunden: die Frucht seiner gewaltigen, allen Erregungen überlegenen Natur.

Unruhig war dieser Schlaf.

Qualvoll durch wechselnde Träume, welche, hastig wie die Gedankenflucht des Fieberkranken, einander jagten. —

Endlich kam Stäte in die Gesichte des Träumenden.

Er sah die Cäsarstatue, zu deren Füßen er lag, wachsen und wachsen.

Immer höher ragte das majestätische Haupt.

Schon hatte sie das Dach des Hauses durchdrungen.

Das Haupt mit dem Lorberkranz verschwand jenseit des Nachtgewölks hoch in den Sternen.

„Nimm mich mit dir!" bat Cethegus.

Aber der Halbgott erwiderte: „Ich sehe dich kaum aus meiner Höhe.

Du bist zu klein!

Du kannst mir nicht nachfolgen."

Da schien dem Träumenden plötzlich krachend ein Donnerstreich das Dach seines Hauses zu treffen.

Und in schmetternden Schlägen fielen die Balken

über ihm zusammen, unter den Trümmern dieses Gemaches ihn begrabend.

Auch die Cäsarstatue schien zerschlagen zu stürzen. —

Noch immer hallten die Schläge —

Auf sprang Cethegus und sah um sich.

Elftes Capitel.

Noch hallten die dröhnenden Schläge.

Sie waren wirklich — nicht geträumt!

Aber sie schmetterten gegen die Thüre seines Hauses.

Cethegus ergriff Helm und Schwert.

Da flogen Syphax und Lucius Licinius in das Gemach.

„Auf, Feldherr!“

„Auf, Cethegus!“

„Es können noch nicht zwei Stunden sein.

In zwei Stunden erst wollt' ich angreifen —“

„Ja, aber die Gothen!

Sie kamen uns zuvor!

Sie stürmen!“

„Verderben über sie!

Wo stürmen sie?“

Und schon war Cethegus an der Hausthüre.

„Wo stürmt der König?“

„An der Hafenstadt.

Am Strom-Riegel.

Er hat Brander den Fluß hinaufgeschickt.

Dromonen mit brennenden Thürmen auf Deck, voll Harz, Pech und Schwefel.

Der erste Riegel, der Balkenriegel, und alle Schiffe dahinter stehn in Flammen!

Salvius Julianus ist verwundet und gefangen.

Da, sieh die Lohe steigen im Südost."

„Der Kettenriegel — hält er noch?"

Noch hält er!

„Aber wenn er reißt?" —

„Bin ich, wie einmal schon, der Riegel Roms! Vorwärts!"

Syphax führte den schnaubenden Rappen vor.

Cethegus schwang sich hinauf.

„Da rechts hinab!

Wo ist dein Bruder Marcus?"

„An der Schanze beim Forum."

Da stießen sie auf Söldner, Isaurier und Abasgen, die von der Hafenstadt her flüchteten.

„Flieht!" riefen diese.

„Rettet den Präfecten!"

„Wo ist Cethegus?"

„Hier, — um euch zu retten!

Wendet euch!

Zum Fluß!"

Er sprengte voran: der Flammenschein der brennenden Balken und Schiffe bezeichnete das Ziel.

Am Ufer des Flusses angelangt, sprang er vom Pferd.

Syphax barg es sorgfältig in einer leeren Warenhalle.

„Fackeln her!

In die Boote!

Dort liegt ein Dutzend kleiner Nachen!

Längst bereitet für solche Gefahr.

Alle Pfeilschützen hinein!

Mir nach!

Licinius, du in's zweite Boot.

Rudert bis an die Kette!

Legt euch hart oberhalb an die Kette.

Wer der Kette, den Fluß herauf, nahe kommt, — ein Hagel von Pfeilen über ihn.

Sie können seitwärts nicht landen unterhalb der Kette.

Die thurmhohen Wallmauern gehen links und rechts senkrecht in den Fluß.

Sie müssen hierher, an die Kette!"

Schon hatten sich einzelne kleine Kähne der Gothen zu nahen versucht.

Aber die einen wurden vom Feuer des Balkenriegels und der Boote ergriffen.

Andere schlugen in dem Gedräng, in der Dunkelheit, um.

Eines, das bis auf halbe Pfeilschußweite dem furchtbar besetzten Kettenriegel genaht war — trieb wieder steuerlos stromabwärts: alle Leute der Bemannung waren den Pfeilen erlegen der Abasgen.

„Seht ihr!

Da schwimmt ein Schiff der Todten!

Harret aus!

Nichts ist verloren!

Aber schafft Fackeln, Brände herbei.

Entzündet dort die Schiffswerft.

Feuer gegen Feuer!"

„Sieh, dorthin Herr!" warnte Syphax, der nicht von seiner Ferse wich.

„Ja, da schwimmt die Entscheidung heran."

Es war ein prachtvoller Anblick.

Die Gothen hatten erkannt, daß durch kleine Nachen die Riegelkette nicht zu überschreiten war.

Da hatten sie von der brennenden Balkenkette mit Beilhieben so viel hinweg gehauen, daß in der Mitte des Flusses knapp genügender Raum frei wurde, zwischen den brennenden Balken-Enden ein großes, ein Kriegsschiff hindurch zu steuern.

Aber mit der Kraft der Ruder allein durch die nahen Flammen langsam stromaufwärts dringen, dem Pfeilregen der Abasgen ausgesetzt, — das konnte für das große Schiff noch schlimmer als für den „Nachen der Todten" enden.

Zaudernd hielten die Gothen unterhalb der brennenden Balken.

Da plötzlich erhob sich ein starker Südwind, die Wellen des Flusses aufwärts kräuselnd.

„Spürt ihr den Hauch?

Das ist des Siegesgottes Athem.

Die Segel gehißt!

Nun folgt mir, meine Gothen," so rief eine frohlockende Stimme.

Die Segel flogen empor und spannten weit die Flügel des gewaltigen Königsschiffes der Gothen, des „wilden Schwans".

Und ein prachtvoller Anblick war es nun, als das mächtige Fahrzeug, mit aller Leinwand fliegend und von hundert Ruderern geschoben, den Strom herauf kam, von beiden Seiten schauerlich beleuchtet durch die brennenden Balken und Boote der Römer.

Mit ungestümer, verderbendrohender Eile trieb das Schiff stromaufwärts.

Zu beiden Seiten des Oberdecks, hoch über dem geschloss'nen Unterdeck der Ruderknechte, knieten, dicht geschart, gothische Krieger, die Schilde dicht aneinander gedrängt: eine eherne Schirmwand wider die Pfeile.

An dem Schiffschnabel vorn erhob sich ein riesiger Schwan mit hochgewölbten Schwingen.

Zwischen diesen Schwingen aber, auf des Schwanes Rücken, stand König Totila, das Schwert in der Rechten.

„Vorwärts!" befahl er.

„Zieht, ihr Ruderer!

Mit aller Kraft!

Haltet euch bereit, ihr Gothen."

Cethegus erkannte die jugendliche hohe Gestalt.

Er erkannte schon auch die Stimme.

„Laßt das Schiff nur heran.

Ganz nahe.

Auf zwanzig Schritt.

Dann erst schießt.

Noch nicht.

Jetzt.

Jetzt! Pfeile los!"

„Deckt euch, ihr Gothen!"

Ein Hagel von Pfeilen schlug gegen das Schiff.

Aber an der Schildburg prallten sie machtlos ab.

„Verflucht!" rief Piso hinter dem Präfecten.

„Sie wollen die Kette sprengen durch des Schiffes Stoß.

Und sie werden es sicher, fielen auch alle Mann auf Deck.

Die Ruderer sind ja unerreichbar.

Und unverwundbar ist dieser Südwind."

„Feuer in die Segel!

Feuer auf das Schiff!

Brände herbei!" befahl Cethegus.

Immer näher rauschte der drohende Schwan.

Immer näher drohte der verderbliche Prall gegen die straff gespannte Kette.

Schon erreichten nun die geschleuderten Brände das Schiff.

Einer flog in das Segel des Fockmastes: es brannte rasch auf: dann erlosch es.

Ein zweiter — Cethegus hatte ihn selbst geschleudert — streifte des Gothenkönigs langes flatterndes Goldhaar.

Neben ihm fiel der Brand nieder.

Er hatte es nicht bemerkt.

Da sprang ein Knabe hinzu, der, statt aller Schutz- und Trutzwaffen, nur einen derben Hirtenstecken führte.

Mit den Füßen trat er den Brand aus.

Die andern Brände prallten von den Schilden in's Wasser und verloschen.

Nur acht Schritte noch war der Vorderstachel der Galeere von der Kette entfernt.

Die Römer bebten vor dem Anprall.

Da trat Cethegus ganz vor, an die Spitze seines Boots, einen schweren Wurfspeer erhebend und sorgfältig zielend.

„Gebt acht," sagte er.

„Sowie der König der Barbaren stürzt — rasch neue Brände."

Nie hatte der waffenkundige Mann besser gezielt.

Nun noch einmal den Speer zurück ziehend schleuderte er ihn mit der ganzen Kraft seines Hasses und seines Arms.

Athemlos harrte seine Umgebung.

Aber der König stürzte nicht.

Er hatte den Zielenden scharf erkannt.

Gleichwohl warf er den langen, schmalen Schild nieder.

Er sah der Spitze des Speeres entgegen mit zurückgehaltner schildloser Linken.

Sausend kam der Speer geflogen, gerade in der Höhe, wo aus dem Panzer der nackte Hals sich hob.

Hart am Leibe erst fing ihn der König mit der linken Hand und: — — warf ihn sofort auf den Werfer

zurück: er traf den Präfecten in den linken Arm, oberhalb des Schildes: Cethegus fiel in's Knie.

Im gleichen Augenblick traf der Stoß des Schiffes die straffe Kette.

Sie barst.

Die Römerboote, die an derselben geruht, schlugen um, auch das des Cethegus, oder schossen meisterlos den Fluß herab.

„Sieg!" jauchzte Totila.

„Ergebt euch mir, ihr Söldner."

Cethegus erreichte schwimmend, blutend, das linke Tiberufer.

Er sah wie das Gothenschiff zwei kleine Boote herab ließ, in deren Eines der König sprang.

Er sah, wie eine ganze Flotille leichter gothischer Fahrzeuge, unter dem Schutz der Königsgaleere herauf gesegelt, nun ebenfalls die Reihe der Boote seiner Pfeilschützen durchbrach und auf beiden Ufern Mannschaften landete.

Er sah, wie seine Abasgen, für den Nahekampf weder gerüstet noch gestimmt, in Scharen sich einzelnen schwertschwingenden Gothen ergaben.

Er sah, wie von dem Königsschiff aus nun ein Pfeilregen die Vertheidiger des linken Ufers traf.

Er sah, wie das kleine Boot des Königs sich dem Ufer näherte, wo er, wassertriefend, stand.

Er hatte den Helm im Wasser verloren, den Schild fallen lassen, um rascher das Land zu gewinnen.

Mit dem Schwert wollte er sich dem eben landenden König entgegen werfen.

Da streifte ein Gothenpfeil seinen Hals.

„Getroffen, Haduswinth," jauchzte ein junger Schütze, „besser als damals am Marmorgrab."

„Brav, Gunthamund."

Cethegus wankte.

Syphax fing ihn auf.

Gleichzeitig legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Er erkannte Marcus Licinius.

„Du hier!

Wo sind deine Krieger?"

„Todt," sagte Marcus.

„Die hundert Römer fielen auf der Schanze.

Teja, der schreckliche Teja, hat sie gestürmt.

Die Hälfte deiner Isaurier fiel auf dem Wege nach dem Capitol.

Der Rest hält noch die Pforte des Capitols und die Halb-Schanze vor deinem Hause.

Ich kann nicht mehr.

Teja's Beil drang durch meinen Schild in die Rippen.

Leb wohl, o großer Cethegus!

Rette das Capitol.

Aber: siehe hin.

Teja ist rasch."

Und Marcus sank zu Boden.

Flammen schlugen hoch in die Nacht vom capitolinischen Berg.

„Hier am Fluß ist nichts mehr zu retten," sprach der Präfect mühsam.

Denn sein Blutverlust war groß und schwächte ihn rasch.

„Ich rette das Capitol!

Dir, Piso, befehl' ich den Barbaren-König.

Du hast schon einen Gothenkönig auf der Schwelle Rom's getroffen.

Triff einen Zweiten! Und triff ihn tödtlich!

Du, räche deinen Bruder, Lucius.

Folge mir nicht."

Cethegus warf noch einen grimmigen Blick auf den König, um dessen Füße sich flehend die Abasgen drängten.

Tief seufzte er auf.

„Du wankest, o Herr?" frug Syphax schmerzlich.

„Rom wankt!" antwortete Cethegus.

„Auf's Capitol!"

Lucius Licinius drückte seinem sterbenden Bruder noch einmal die Hand.

„Ich folge ihm doch," sagte er dann.

„Er ist wund."

Während Cethegus, Syphax und Lucius Licinius in Nacht verschwanden, duckte sich Piso hinter die Säule einer Basilika, an welcher hart vorbei der Weg den Fluß aufwärts führte.

Inzwischen hatte der König die sich ihm ergebenden Abasgen seinen Gefolgen überwiesen.

Er machte einige Schritte stromaufwärts und wies mit dem Schwert nach den Flammen, die vom Capitol aufstiegen.

Dann wandte er sich, das Antlitz dem Fluß und den langsamer landenden Gothen zugekehrt.

„Vorwärts," mahnte er. „Eilt.

Es gilt löschen da oben.

Der Kampf ist aus.

Nun, ihr Gothen, schirmt, erhaltet Rom.

Denn es ist euer."

Diesen Augenblick ersah Piso.

„Helfer Apollo," dachte er, „traf je mein Jambus, jetzt laß mein Schwert treffen."

Und hinter der Säule hervor sprang er mit gezücktem Schwert auf den König, der ihm den Rücken zuwandte.

Aber wenige Zoll vor des Königs Leib ließ er, laut aufschreiend, die Klinge fallen.

Ein derber Stockhieb hatte seine Hand gelähmt.

Gleich darauf sprang ein junger Hirt an ihm empor und riß ihn nieder.

Der Sieger kniete ihm auf die Brust.

„Gieb dich, römischer Wolf!" rief eine helle Knabenstimme.

„Ei Piso, der Jambenpoet . .

Er ist dein Gefangner, Knabe," sprach der König, der nun herzugetreten war.

„Und soll sich lösen mit schwerem Gold.

Wer aber bist du, junger Hirt, mein Zügelführer?"

„Dein Lebensretter ist er, o Herr," fiel der alte Hadufwinth ein.

„Wir sahen den Römer auf dich stürzen.

Aber wir waren zu weit zurück, dir zu rufen oder zu helfen.

Dem Knaben danken wir dein Leben."

„Wie heißt du, junger Held?"

„Adalgoth."

„Was suchst du hier?"

„Cethegus den Neiding, den Präfecten von Rom!

Wo ist er, Herr König?

Das sage du mir.

Hieher, auf das Schiff, ward ich gewiesen.

Hier, hört ich, werd' er deinem Ansturm wehren."

„Er war hier.

Er ist entflohen.

Wohl in sein Haus."

„Willst du mit diesem Stecken den Höllenkönig bezwingen?" frug Hadufwinth.

„Nein," rief Adalgoth, „nun hab' ich ja ein Schwert."

Und er hob vom Boden seines Gefangnen Waffe, schwang sie empor und war in Nacht verschwunden.

Totila übergab Piso den Gothen, die nun in dichten Scharen auf beiden Seiten des Flusses gelandet waren.

„Eilt," wiederholte er.

„Rettet das Capitol, das die Römer verbrennen."

Zwölftes Capitel.

Inzwischen hatte der Präfect das Flußufer verlassen und den Weg nach dem Capitol eingeschlagen.

Durch die Porta trigemina gelangte er nach dem Forum boarium.

An dem Janustempel traf er auf ein Volksgedränge, das ihn eine Weile aufhielt.

Trotz seiner Verwundung war er so geeilt, daß ihm Licinius und Syphax kaum zu folgen vermochten.

Wiederholt hatten sie ihn aus den Augen verloren.

Erst jetzt holten sie ihn ein.

Er wollte nun durch die Porta carmentalis eilen und so die Rückseite des Capitols gewinnen.

Aber er fand es schon dicht von Gothen besetzt.

Darunter war Wachis.

Der erkannte ihn von fern.

„Rache für Rauthgundis!" rief er.

Ein schwerer Stein traf des Präfecten helmloses Haupt.

Er wandte sich und floh.

Nun erinnerte er sich einer Mauersenkung nordöstlich von jenem Thor.

Dort wollte er versuchen, über den Wall zu steigen.

Als er sich aber dem Mauerrand näherte, schlugen abermals die Flammen auf dem Capitole hoch empor.

Drei Männer sprangen ihm gegenüber über die Mauersenkung.

Es waren Isaurier.

Sie erkannten ihn.

„Flieh', o Herr!

Das ganze Capitol ist verloren!

Der schwarze Gothenteufel!"

„Hat er, — hat Teja den Brand gestiftet?"

„Nein: wir selbst zündeten eine Holzschanze an, darin sich die Barbaren festgesetzt.

Die Gothen löschen."

„Die Barbaren retten mein Capitol."

Bittern Schmerzes voll stützte sich Cethegus auf den Speer, den ein Söldner dem Wankenden reichte.

„Nun muß ich noch in mein Haus."

Und er wandte sich nach Rechts, auf dem nächsten Weg den Haupteingang seines Hauses zu erreichen.

„O Herr, das ist gefährlich!" warnte einer der Söldner.

„Bald werden die Gothen auch dort sein.

Ich hörte, wie der schwarze Gothenfürst immer nach dir rief und fragte.

Er suchte dich überall auf dem Capitol.

Bald wird er dich in deinem Hause suchen."

„Ich muß noch einmal in mein Haus!"

Aber kaum hatte er ein Paar Schritte vorwärts gemacht, als eine Schar Gothen, mit Römern gemischt, mit Fackeln und Bränden, von der Stadt her, ihm gerade entgegen kam.

Die Vordersten, es waren Römer, erkannten ihn.

„Der Präfect!"

„Der Verderber Roms!"

„Er hat das Capitol anzünden lassen!"

„Nieder mit ihm!"

Pfeile, Steine, Speere flogen ihm entgegen.

Ein Söldner fiel, zwei entflohn.

Cethegus traf ein Pfeil: er drang ihm nur leicht in die linke Schulter.

Er riß ihn heraus.

„Ein Römerpfeil! mit meinem Stempel," lachte er auf.

Mit Mühe entkam er in's Dunkel der nächsten schmalen Gasse.

Vor seinem Hause lärmte nun der Haufe, vergeblich bemüht, die mächtige Hauptthüre zu sprengen.

Ihre Schwerter und Speere reichten dazu nicht aus.

Cethegus vernahm es wohl und die Rufe des Zorns über das vergebliche Mühen.

„Die Thür ist fest!" sagte er sich.

„Bevor sie eindringen, bin ich lange wieder aus dem Hause."

Durch die enge Seitengasse gelangte er an den Hintereingang seines Hauses, drückte an eine geheime

Feder, trat in den Hof, und eilte, die Thüre offen lassend, in das Gebäude.

„Horch!" da donnerte von dem Hauptthore her ein ganz andres, ein gewaltigeres Schlagen als bisher.

„Eine Streitaxt!" sagte Cethegus.

„Das ist Teja."

Cethegus eilte an eine schmale Mauerlücke, welche von dem Eckgemach auf die Hauptstraße einen Blick gewährte.

Es war Teja.

Sein schwarzes, langes Haar flatterte um das unbehelmte Haupt.

In der Linken trug er einen aus dem Feuer des Capitols gerafften Brand.

In der Rechten das gefürchtete Schlachtbeil.

Ueber und über war er mit Blut bespritzt.

„Cethegus!" rief er laut bei jedem Schlag seines Beils wider die ächzende Hausthür.

„Cornelius Cethegus Cäsarius!

Wo bist du?

Ich suchte dich im Capitol, Präfect von Rom!

Wo bist du?

Muß Teja dich an deinem Hausherd suchen?"

Da hörte der lauschende Cethegus eilende Schritte hinter sich.

Syphax hatte das Haus erreicht und war durch die Hinterthür ihm gefolgt.

Er erblickte seinen Herrn.

„Flieh', o Herr!

Ich decke deine Schwelle mit meinem Leib."

Und er eilte an ihm vorüber, durch eine Reihe von Gemächern, an die Hauptthüre.

Cethegus wandte sich nach rechts.

Kaum konnte er sich noch aufrecht halten.

Er erreichte noch den Zeussaal.

Hier sank er zusammen.

Doch augenblicklich sprang er wieder auf.

Denn krachend und schmetternd scholl es vom Haupteingang her.

Das feste Thor war endlich eingeschlagen.

Dröhnend fiel es nach innen: und Teja betrat das Haus seines Feindes.

Auf der Schwelle sprang ihm, aus geduckt kauernder Stellung, aufschnellend wie ein Panther, der Maure an den Hals, mit der Linken seine Gurgel umkrallend, in der Rechten blitzte das Messer.

Aber der Gothe ließ die Axt fallen: ein Ruck seiner Rechten und wie eine fortgeschleuderte Kugel flog der Angreifer zur Seite, die Thüre hinaus und rollte die Stufen hinab auf die Straße.

„Wo bist du, Cethegus?" scholl nun Teja's Stimme näher und näher dringend im Atrium, im Vestibulum.

Einige Thüren, welche der Schreibsklave Fidus verriegelt hatte, sprengte rasch sein Beil.

Nur wenige Schritte trennten noch die beiden Männer.

Mühsam hatte sich Cethegus noch bis in die Mitte des Zeussaal geschleppt.

Er hoffte immer noch das Schreibgemach erreichen

und aus der Cäsarstatue die anvertrauten Schriften und Schätze nehmen zu können.

Da krachte nochmals eine gesprengte Thür und Cethegus hörte Teja's Stimme aus dem Schreibgemach.

„Wo bist du, Cethegus, Hausherr?"

Athemlos lauschte Cethegus.

Er hörte, wie in der Bibliothek der Teja nachdringende Hause die Ahnenbilder und die Büsten zerschlug.

„Wo ist dein Herr, Alter?" rief Teja's Stimme.

Der Sklave hatte sich in das Schreibgemach geflüchtet.

„Ich weiß es nicht, bei meiner Seele."

„Auch hier nicht?

Cethegus, Feigling!

Wo steckst du?"

Da hatte auch die Menge offenbar das Schreibgemach erreicht.

Cethegus vermochte nicht mehr zu stehen.

Er lehnte sich an den marmornen Jupiter.

„Was wird mit dem Hause?"

„Verbrannt wird es!" antwortete Teja.

„Der König hat das Brennen verboten," mahnte Thorismuth.

„Ja! dies Haus aber hab ich mir vom König erbeten.

Es wird verbrannt und der Erde gleich gemacht.

Nieder mit dem Tempel des Teufels!

Nieder mit seinem Allerheiligsten — dem Götzen hier!"

Und ein furchtbarer Schlag erscholl.

Krachend, schmetternd stürzte die Cäsarstatue in vielen Trümmern auf den Mosaikboden.

Goldstücke, Kästchen, Capseln rollten umher.

„Ah, der Barbar!“ schrie Cethegus außer sich.

Und Alles vergessend wollte er mit dem Schwert in das Schreibgemach stürmen.

Da fiel er bewußtlos auf das Antlitz nieder zu Füßen der Jupiterstatue.

„Horch, was war das?“ fragte eine Knabenstimme.

„Die Stimme des Präfecten!“ rief Teja und riß die Thüre auf, welche das Schreibgemach von dem Zeussaal trennte.

Mit dem Brande vorleuchtend und hoch die Streitaxt schwingend sprang er in den Saal.

Aber der Saal war leer.

Eine Blutlache lag zu den Füßen des Jupiter und eine breite Blutspur führte von da an das Fenster, welches in den Hofraum blickte.

Der Hof war leer.

Nacheilende Gothen aber fanden die kleine Hofpforte geschlossen und zwar von Außen.

Der Schlüssel steckte auf der Straßenseite im Schloß.

Als man mit Mühe nach langer Arbeit auch diese Thüre gesprengt — gleichzeitig fast hatten andre Gothen, aus dem Haupteingang auf die Straße und um die Ecke des Hauses eilend, die schmale Seitengasse erreicht — und die Gasse mit deren Gebäuden absuchte, fand

man nur an der Ecke das Schwert des Präfecten, welches Fidus, der Schreibsklave, erkannte.

Finster blickend nahm es Teja und kehrte in das Schreibgemach zurück.

„Lest Alles sorgsam auf, was des Präfecten Götzenstatue barg.

Hört ihr, Alles.

Schreibereien zumal und bringt sie dem König — wo ist der König?"

„Aus dem Capitol zog er mit Römern und Gothen in das Heiligthum Sanct Peters, dort mit allem Volk das Dankgebet zu sprechen." —

„Gut, sucht ihn in der Kirche und bringt ihm Alles.

Dazu des Entflohnen Schwert.

Sagt: Teja schickt ihm das."

„Soll geschehn.

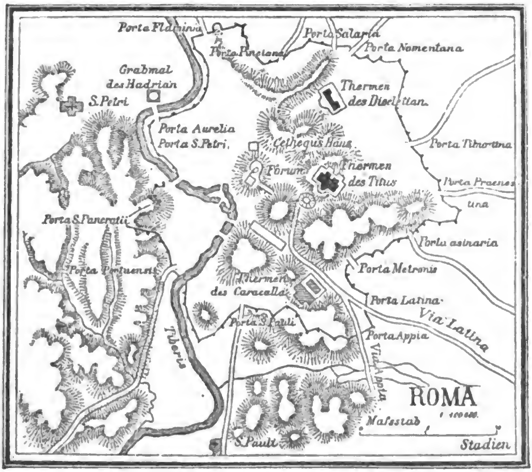
Du aber — gehst du nicht mit zum König und in die Kirche?"

„Nein."

„Wo verbringst du die Siegesnacht und den Dankgottesdienst?"

„Auf den Trümmern dieses Hauses!" sprach Teja.

Und er stieß den Brand in die Purpurteppiche des Lagers.


Porta Flaminia
Porta Pinciana
Porta Salaria
Porta Nomentana
Grabmal des Hadrian
S. Petri
Thermen
Porta Aurelia
Porta S. Petri.
Cethegus Haus
Forum
Thermen des Titus
Porta S. Pancratii
Porta asinaria
Porta Metronis
Thermen des Caracalla
Porta Latina
Via Latina
Porta S. Pauli
Porta Appia
Tiberis
ROMA
Maßstab
S. Pauli
Stadien